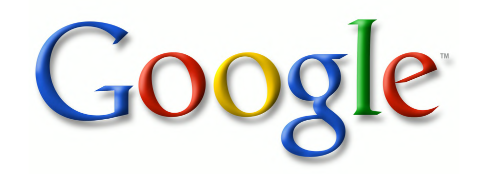


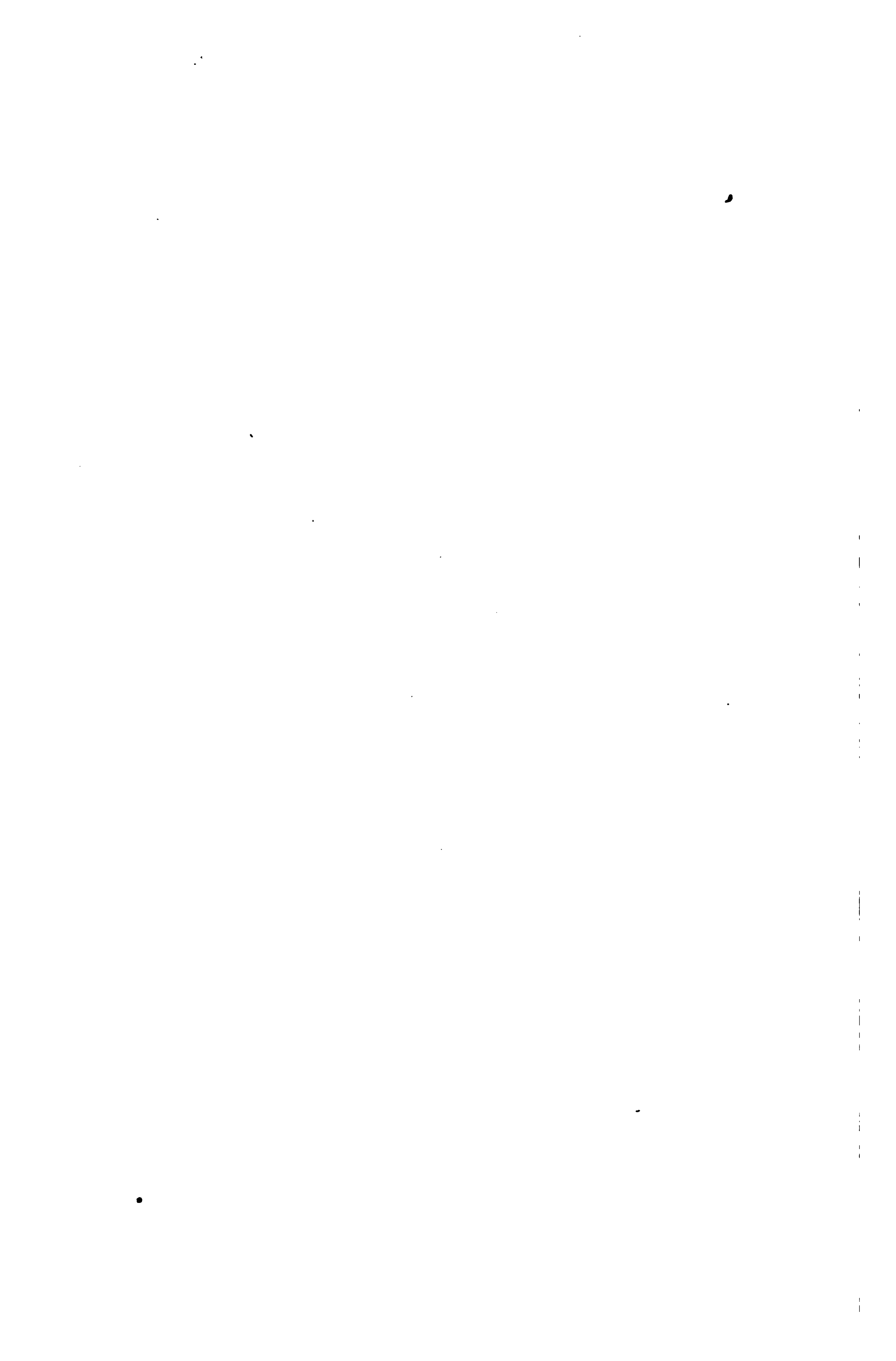




Aus den Tagebuchblättern des

Grafen Alexander Keyserling.

Geb. 15. August 1815, gest. den 8. Mai 1891.



Aus den Tagebuchblättern

des

Grafen Alexander Keyserling.

Philosophisch-religiöse Gedanken

mit einzelnen Zusätzen aus Briefen.

Herausgegeben von seiner Tochter

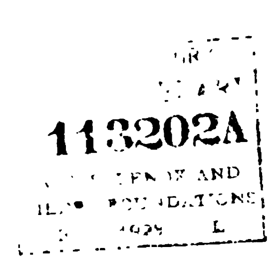
Freifrau Helene von Taube.

Mit einer Lebensskizze, verfaßt von Graf Leo Keyserling.

Motto: „Die Wahrheit taucht eher empor aus dem Irrtum, als aus der Konfusion, sagt Bacon, — ich füge hinzu, als aus der Teilnahmlosigkeit."
Graf A. Keyserling.



Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.





Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Lebensskizze

des Grafen Alexander Keyserling,

verfaßt von

Graf Leo Keyserling.

Alexander Friedrich Michael Leberecht Arthur Graf Keyserling wurde am 15. August 1815 zu Kabillen in Kurland geboren. Sein Vater, Heinrich Wilhelm, Majoratsherr auf Rautenburg in Ostpreußen, bewohnte jenes ihm durch seine Frau Anette, geborene Freiin von Nolde, zugefallene Landgut. Ueber seine Eltern schreibt Alexander Keyserling:

„Mein Vater war ein hochgebildeter Mann, bis in sein Alter der alten Sprachen kundig. Er las viel englisch und gab in späteren Jahren seiner in geistiger Arbeit stets frischen und ausdauernden, hoch intelligenten Frau die erste Anleitung zum Studium des Englischen. Er sprach und schrieb gut französisch und führte in deutscher Sprache eine der ausgezeichnetsten Federn. Er war und blieb bis an sein Ende ein vorzüglicher Jäger und Schütze, Reiter und Rosselenker. Für alle landwirtschaftlichen Bauten hatte er sich zu einem vollendeten Architekten ausgebildet. Er war ein liberaler Mann, viel in öffentlichen Geschäften thätig. An der Bauernemanzipation hat er aktiven Anteil genommen und ist ein Hauptbegründer der Kurländischen Kreditbank. Bei seiner rastlosen Thätigkeit war ihm Musik die liebste Erholung. Selbst ein ausgezeichneter Klavierspieler, versammelte er im Winter in Kabillen auf 14 Tage eine Gesellschaft, die sich ausschließlich mit Musik beschäftigte, bei welchen Zusammenkünften Propst Amende, ein Freund Beethovens und Violinist ersten Ranges, hervorragte.

„Mein Vater war so milde, daß keines seiner Kinder je ein böses Wort von ihm gehört hat. Gern unterhielt er sich mit ihnen über ernste Gegenstände, gern lauschten sie seinen Auseinandersetzungen und Erzählungen.

„Mein Vater war ein klarer Bekenner der Kantschen Sittlichkeit und Philosophie, und rettete mit dieser Erkenntnis die Frau von der pietistischen Wendung einer krankhaften, körperlich verursachten Beängstigung, mit der sie sich einige Jahre zu plagen hatte."

Auf dem Lande, im elterlichen Hause, umgeben von einer großen Zahl Geschwister*) und Kindern verwandter und befreundeter Häuser, die in Kabillen am Unterrichte teilnahmen, ist Alexander Keyserling bis zum 19. Jahre aufgewachsen. Für vorzüglichen Unterricht war ausgiebig gesorgt. Der ausgezeichnete Philolog und Mathematiker Riemschneider, ein Portenser, der verheiratet in einem, ihm eigens zugewiesenen Hause lebte, leitete den Bildungsgang der Knaben. Er gehörte zu den seltenen Lehrern, die durch ihre sittliche Persönlichkeit und wissenschaftliche Tüchtigkeit der Jugend imponieren und sie doch an sich zu fesseln verstehen. Bei der beschränkten Zahl seiner Schüler konnte Riemschneider je nach der Begabung den einen weiter fördern, wie den andern. Alexander hat bei ihm nicht nur den Homer durchgelesen und die üblichen Schulklassiker bearbeitet, er ist mit ihm bis zu den Lyrikern und Pindar vorgedrungen. Mit Plato hat er sich eingehend beschäftigt und wohl die meisten seiner Dialoge gelesen. Auch in der Mathematik erwarb er sich weitergehende Kenntnisse, als sie auf den Gymnasien erworben werden. So kam es, daß der 19jährige Jüngling, als er das elterliche Haus verließ, um die Universität Berlin zu beziehen, eine philosophische, philologische und mathematische Bildung besaß, wie sie meist erst in späteren Jahren erlangt werden kann. Dabei war er ein guter Klavierspieler und mit den modernen Sprachen, besonders mit dem Französischen, so weit vertraut, daß ihm auch der schriftliche Ausdruck in dieser Sprache fast ebenso geläufig war wie in der Muttersprache.

Während im Kabillenschen Hause für den Unterricht aufs beste gesorgt wurde, hielten es die Eltern für richtig, den Knaben im übrigen die größtmögliche Freiheit und Selbständigkeit zu gewähren. Sie konnten in gewissen, weit gezogenen Grenzen thun und lassen, was sie wollten.

---

*) Heinrich Graf Keyserling, Anette v. Nolde.

Otto, Theodor, Luise, Robert, Eduard, Hermann, Amalie, Alexander, Luis, Eveline.

Alexander Keyserling war ein weichherziger Knabe. Ohne sehr kräftig zu sein, war er doch in physischer Beziehung zäh, ausdauernd und unermüdlich. Früh zeigte sich in ihm der Hang zur Beobachtung. Früh ward es ihm zur Gewohnheit, in der Natur nach den Gesetzen zu forschen, aus den Lebenserfahrungen allgemein gültige Grundsätze und Regeln zu gewinnen. In der Diskussion mit seinen älteren Brüdern, vor allem mit Hermann, der ein ungewöhnlich gewandter Dialektiker war, erwarb er sich eine große Schlagfertigkeit, wobei er sich die Sokratische Art und Weise des Raisonierens in hohem Grade zu eigen gemacht hatte. Im späteren Leben hat er von dieser Methode abgesehen, weil es, wie er meinte, die Menschen zu sehr verstimme, zugestehen zu müssen, daß sie das nicht wüßten, was sie zu wissen sich den Anschein gegeben.

An Jagen, Reiten und den übrigen sogenannten ritterlichen Künsten hat er nie Gefallen gefunden. Bedürfnislos, materiellen Genüssen abgeneigt, sah er den Prüfstein wahrer Bildung in der Art und Weise, die Mußestunden zu verwenden. Die Vergnügungen pflegte er schon in jüngeren Jahren in Menschenvergnügungen und Affenvergnügungen einzuteilen. Essen, trinken, rauchen, reiten, jagen könne der Affe auch, meinte er, vielleicht auch bei vorgeschrittener Entwickelung und Dressur Karten spielen. Zur Freude an Kunst und Wissenschaft dagegen könne es der Affe nicht bringen.

Im Jahre 1834 bezog Alexander Keyserling die Universität Berlin, wo er sich zunächst dem Studium der Jurisprudenz widmete. Doch bald ging er, seiner Neigung folgend, zu dem der Naturwissenschaften über. Mit Feuereifer machte er sich an die Arbeit und trat in regen Verkehr mit gleichstrebenden Jüngern seiner Wissenschaft, wie Griesebach und Schwann. Vor allen aber war es Johann Heinrich Blasius, mit dem er einen engen Freundschaftsbund schloß*). Mit Blasius wurde im Herbst 1835 eine gemeinsame geographisch-geognostische Reise in die Karpathen unternommen, mit ihm der Plan gefaßt, ein großes zoologisches Werk herauszugeben: die Naturgeschichte der Wirbeltiere Europas. Rastlos arbeiten die beiden Freunde im zoologischen Museum, dessen Benutzung ihr Lehrer, Professor Lichtenstein, ihnen in liberalster Weise gestattete. Als im Jahre 1836 Blasius zum Professor am neu organisierten Collegium Carolinum nach Braunschweig berufen wurde,

*) Johann Heinrich Blasius, geboren den 7. Oktober 1809 in Eckerbach in Rheinpreußen, gestorben den 26. Mai 1870 in Braunschweig als Professor und Direktor des Collegium Carolinum.

beschlossen die Freunde, trotz der Trennung die gemeinsame Arbeit fortzusetzen. Blasius versprach zu schreiben und im Herbst 1837 nach Berlin herüberzukommen. Wie er beides unterließ, schrieb ihm Keyserling ungeduldig: „Bist Du faul, unendlich faul. . . . Schicke mir die Tatrakarte, die Du doch nicht fertig machen wirst. Leichtsinn, feurige Versprechungen. Uebernimm nicht Arbeiten, wenn Du keine Zeit hast. . . .“ Zwei Tage darauf, am 14. September, folgt ein zweiter Brief, in dem Keyserling mitteilt, daß er nach Braunschweig zum Freunde kommen werde. „Für Dich,“ ruft er an derselben Stelle aus, „scheint es mir höchst notwendig, mit irgend einer wissenschaftlichen Leistung hervorzutreten. Auch mir machen es persönliche Verhältnisse wünschenswert, damit meine Familie nicht meine ganze Richtung als nutzlosen Dilettantismus mißbilligt und mich davon abzubringen sucht. Solche Nebenrücksichten darf man nicht außer acht lassen, solange man nicht ganz unabhängig und selbständig ist. Später sollen sie mich nicht beschäftigen und ich will einst in Verfolgung idealer Zwecke ein ungestörtes inneres Leben führen, wobei die Spannung und Tendenz einziger Zweck ist. Das Produkt desselben, das bei jedem Individuum jämmerlich klein ist gegen das Ganze und das eigene Ziel, soll mich nicht weiter kümmern.“

In demselben Jahre, im Dezember, veröffentlichte Alexander Keyserling seine erste Arbeit, eine Schilderung des Uebergangs über die Alpen durch das Martellthal in der Nähe des Stilfser Joches. Ueber die Entstehungsgeschichte dieser Schrift, die später den Anlaß zu seinem 50jährigen Schriftstellerjubiläum gegeben, schreibt 1888 der Hochbetagte in dankbarer Erinnerung: „Der große Geognost Leopold von Buch war es, der die Abfassung des kleinen Aufsatzes anregte und dessen Abdruck in Leonhards und Bronns Jahrbüchern besorgte. Er hat es gethan, wahrlich nicht des Inhalts wegen, sondern in der Absicht, einen jungen Mann, dem er reinen Eifer für die Wissenschaft zutraute, mutiger und zuversichtlicher zu machen. Mir ist daraus für das Leben eine mustergültige Lehre erwachsen, wie man bei den ersten Produktionen, wenn sie auch keine besondere Beachtung beanspruchen können, das im jugendlichen Herzen entflammte Feuer für die Wissenschaft beleben und kräftigen kann.“

Nicht nur Keyserlings hochverehrter Lehrer Leopold von Buch, auch Alexander von Humboldt, der schon durch Mitteilungen über die Karpathenreise auf Keyserling aufmerksam geworden war, bezeigte Teilnahme. Er habe in diesem Aufsatze Ideen gefunden, die ein notwendiges und oft nicht genügend vorhandenes Erfordernis reisender

Naturforscher wären, sagte er dem jugendlichen Autor, indem er ihn zu Reiseunternehmungen ermunterte. Seit jener Zeit ist Alexander von Humboldt Keyserlings Arbeiten stets mit Interesse gefolgt und hat ihn in der ihm eigenen großherzigen Weise durch Empfehlungen und Befürwortung gefördert.

Durch den ersten Erfolg in seinem Selbstbewußtsein gehoben, arbeitet Keyserling weiter, meist in Berlin, zuweilen in Braunschweig. Mit seinem Mitarbeiter Blasius steht er in regem brieflichen Verkehr. Er will rasch zum Abschluß kommen, wenigstens mit dem ersten Teil des großangelegten Werkes. Blasius beschäftigt sich mit Schädelmessungen. Keyserling warnt vor zu weitgehenden Untersuchungen, „da die Arbeit ja ohnehin schwillt wie der Frosch, der es dem Ochsen gleichthun will". Aeußere Störungen läßt er sich nicht gefallen: „Nur dadurch konnte ich mich Störungen, die meine Arbeit hemmten, entziehen, daß ich in eine entlegene einsamere Gegend Berlins zog, denn mein Haus war allmählich ein Kurländer und Litauer Hotel geworden, worin des Treibens kein Ende war. Seit dem 1. Mai ist es geschehen, und ich arbeite wieder und bin vergnügt genug, um einen Brief zu schreiben. Wie wenig gehört dazu, einen Menschen glücklich zu machen! Ein paar Stunden mit alten Bälgen und Federn zugebracht, und sein Geist ist wieder frisch!" Die Lerchen, die Singvögel hat Keyserling bearbeitet, — endlich können die Freunde an die Veröffentlichung schreiten. Zuerst geben sie gewissermaßen ein Muster der von ihnen beabsichtigten Behandlung der europäischen Tierwelt in zwei Aufsätzen in Wiegmanns Archiv für Naturgeschichte: „Uebersicht der Gattungs- und Artcharaktere der europäischen Fledermäuse" und „Ueber ein zoologisches Kennzeichen der Ordnung der sperlingsartigen oder Singvögel." Der Erfolg dieser Probepfeile entsprach den Erwartungen. „Göttlich!" schreibt Keyserling. „Wir haben ungeheuren Staub aufgeregt. Die Art und Weise, die Fröhlichkeit meiner Redaktion des Singvogelaufsatzes hat die Leute bis aufs Blut gereizt. Burmeister ist in sein Museum gelaufen und hat schließlich an Wiegmann einen Aufsatz geschickt, worin er unsre Mitteilung für sehr dankenswert und interessant hält, indes ihre Bedeutung möglichst herabzudrücken sucht. Für diesen Aufsatz bereite ich eine tüchtige, aber gemessene Antwort vor. An Glogers impertinentem Aufsatze, der nicht das geringste wissenschaftliche Interesse hat, gehe ich stillschweigend vorüber."

Die große Arbeit, „Die Wirbeltiere Europas, 1. Teil", wurde dem Druck übergeben, und Keyserling verließ am 22. Dezember 1839 Berlin, um die Heimat wieder zu besuchen, nachdem er den russischen

Gesandten Baron Meyendorff auf Blasius aufmerksam gemacht und so dem Freunde die Wege zu einer Anstellung bei wissenschaftlichen Expeditionen in Rußland geebnet hatte.

Alexander Keyserling hatte seine Studien beendet. Charakteristisch für seine Sinnesart ist es, daß er nie nach einem äußeren Abschluß derselben, etwa durch Erlangung des Doktorgrades, gestrebt hat. Zwei Jahre später ist ihm der Ehrendoktortitel seitens der Universität Berlin verliehen worden, und in der Folge auch seitens der Universität Dorpat. Den Doktortitel hat er nie geführt. Sein Sinn war äußeren Ehren, selbst den akademischen, abgewandt und nur auf wirkliche wissenschaftliche Leistung gerichtet, und mit einer solchen wollte er sein Studium abschließen. In seltenem Grade war ihm dieses, im Verein mit Blasius, gelungen. Konnte doch nach fast 50 Jahren Dr. Seydlitz schreiben*): „Für alle Gebiete der Zoologie war die durch das Werk eingeführte Methode, welche das Ganze der morphologischen Thatsachen in der knappen Form dichotomisch angeordneter Synthese darstellt, bahnbrechend. Statt endloser Koordination von zusammenhanglosen Einzelbeobachtungen und Einzelbeschreibungen brachte diese Methode die wahre vergleichende Morphologie zu logischer Geltung, übertrug die Forderung unsres Altmeisters Karl Ernst von Baer, Beobachtung und Reflexion zu verbinden, vom Gebiete der Entwickelungsgeschichte auf das der natürlichen Systematik und machte diese dadurch zu einer logischen Wissenschaft. Ohne diese Methode hatte sich die sogenannte Systematik, weil eben nichts von System in ihr zu finden war, die Bezeichnungen ‚trocken', ‚geistlos' u. s. w. erworben, mit derselben aber wird sie befähigt, weit über die Grenzen der Fachgenossen hinaus an der geistigen Schulung der Jugend teilzunehmen und so der ganzen Menschheit zu gute zu kommen."

Bevor wir Keyserling in die Heimat folgen, möge noch hervorgehoben werden, daß er in Berlin mit Otto v. Bismarck, dessen ethische, markige Persönlichkeit ihn anzog, geraume Zeit zusammen gelebt hat. Bismarck andrerseits hatte volles Verständnis für Keyserlings ideale Sinnesart. Ein bescheidenes Studentenleben führten die beiden Freunde. „Wenn wir bei Kasse waren, gönnten wir uns in einem Restaurant ein Beefsteak und ein Glas Sherry." Die Stubengenossen trieben zusammen Englisch und philosophierten viel über ernste Dinge, besonders über Religion. Bismarck liebte es auch, Keyserlings Klavierspiel

*) Dr. Georg v. Seydlitz, Fauna baltica, die Käfer.

zu lauschen. Die Lebenspfade der beiden Männer haben sich mehrfach gekreuzt, doch ist es Keyserling nicht vergönnt gewesen, mit dem Freunde gemeinsam zu arbeiten, denn als der große Kanzler ihn vor Falks Ernennung zum Kultusminister nach Deutschland berufen wollte, scheiterte dieser Gedanke an unüberwindlichen Schwierigkeiten. Keine Empfehlung Keyserlings ist von Bismarck, der ihm bis zum Tode ein treuer Freund blieb, unberücksichtigt gelassen worden.

Weihnachten 1840 verbrachte Keyserling in Goldingen in Kurland mit seinen Eltern im Kreise der Verwandten und Freunde.

„Meine hiesigen Verhältnisse sind ideal glücklich," schreibt er Blasius am 5. Februar. „Es fehlt mir weder an Freunden, noch an Freundinnen, noch an Brot." Und doch war der Mann der Wissenschaft dem breiten, gemütlichen, gastlich-geselligen baltischen Leben fremd geworden. „Wer kein Diner mit Thränen aß, nicht trauernd manchen Ball durchsaß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte, — ist eine Lesart, die ihre Wahrheit hat," schreibt er dem Freunde, und weiter heißt es mit wachsendem Unbehagen im folgenden Briefe: „Abgeschieden von allen Büchern und Sammlungen, von allem wissenschaftlichen Umgang lebe ich in einsamer unverstandener Thätigkeit, der meine Umgebung einen instinktiven Respekt zollt. . . . Ich habe versucht, auf verschiedenen Jagdexkursionen Material zu sammeln. Es ist aber ungewöhnlich schwer, von den hiesigen Jagden für unsre Wissenschaft Vorteil zu ziehen. Sechs Elenne sind geschossen worden, und doch habe ich keines erschöpfend bearbeiten können. Zuerst wollte ich die Tiere untersuchen, sobald sie ins Haus gebracht werden. Da werden sie indessen ohne Pardon in den Keller geworfen, abgeledert und zerhauen, damit die Fleischmassen nicht in Verwesung übergehen. Bei einbrechender Nacht treffen sie aus dem Walde ein, und da muß man sie bei Spanlicht im dunklen Keller untersuchen. Ich beschloß daher im Walde sofort an die Arbeit zu gehen, mit Bleistift und Papier, und im Schnee die Resultate hinzukritzeln. Aber selbst da ist mir keine volle Stunde Zeit geschenkt worden."

Keyserling trägt sich mit allerlei Reiseplänen, er plant nach China oder auch um die Welt zu reisen. Viel ist auch von einer wissenschaftlich-statistischen Expedition durch Rußland die Rede, die Baron Alexander Meyendorff zu unternehmen beabsichtigt. Wie Keyserling eben den Entschluß faßt, nach Deutschland zurückzukehren, kommt es am 29. April in Mitau zu einer persönlichen Besprechung mit Meyen-

dorff, der auf Keyserlings Wunsch Blasius auffordert, als Naturforscher die Expedition ex officio mitzumachen, während Keyserling, seine Freiheit wahrend, unentgeltliche Mitarbeit zusagt. Schon am 7. Mai trifft er in Petersburg ein, wo er Karl Ernst v. Baer, Sir Roderich Murchison und Edouard de Verneuil kennen lernt. Die beiden letzteren hatten auf eigene Initiative und auf eigene Kosten eine geologische Forschungsreise durch Rußland unternommen. Blasius ist noch nicht eingetroffen. Ihm schreibt der Freund:

„Für die wissenschaftliche Ausrüstung der Meyendorffschen Expedition ist erbärmlich gesorgt. Aus den öffentlichen Kassen ist kein Heller angewiesen worden. Zum Präparieren soll ein Unteroffizier zukommandiert werden, der aber bisher vergeblich von seinem Spaziergang an die chinesische Grenze zurückerwartet wird. Ich habe aber sehr kaltes Blut. Ich arbeite mit Murchison und Verneuil und bin Geognost, wo ich keine Tiere bekomme."

Meyendorff fordert Murchison und Verneuil auf, ihre Reise mit seiner Expedition zu verbinden. So brach denn die ganze Gesellschaft, bis auf Blasius, der sie später einholte, zusammen aus Petersburg auf. Da die Meyendorffsche Expedition zur Aufgabe hatte „Einsicht in die Hilfsmittel zu gewinnen, welche die Natur dem Gewerbfleiße Rußlands darzubieten vermöge", also mehr praktische Zwecke verfolgte, Murchison und Verneuil dagegen, denen Lieutenant Kokscharow zukommandiert war, rein geognostisch-wissenschaftliche Ziele im Auge hatten, so erwies es sich bald, daß ein gemeinsames Reisen auf die Länge nicht durchführbar war. In Wytegra trennten sich die Geognosten von Meyendorff und zogen nordwärts gen Archangel. Keyserling konnte bei seiner unabhängigen Stellung nicht nur an Meyendorffs Expedition, sondern auch an den Arbeiten Murchisons und Verneuils ferneren thätigen Anteil nehmen.

In Weliky-Ustjug, wo später alle Reisenden zusammentrafen, erkrankte Blasius, und Keyserling widmete sich ganz der Pflege des Freundes. Dadurch unterblieb die geognostische Erforschung der südlich und westlich von Moskau gelegenen Teile Rußlands, denn erst, nachdem schon längst der Schnee gefallen war, betrat er diese Gegenden. Auf dieser Reise beschrieben Keyserling und Blasius eine neue Wühlratte (Arvicola ratticeps), leider die letzte Arbeit, die die beiden Freunde gemeinschaftlich veröffentlicht haben. Murchison und Verneuil kehrten im Spätherbst nach England zurück, Blasius blieb den Winter mit Keyserling in Rußland und zog erst im Frühjahr 1841 wieder nach Braunschweig.

In Petersburg hatte Keyserling im Auftrage seines Vaters einen Prozeß im Senat zu führen, der in Mitau durch den Advokaten „absurd“ verloren worden war und den ganzen Besitzstand der Familie in Frage stellte. Als es Keyserling schien, daß er die Sache ins richtige Gleis gefahren habe, widmete er sich wieder wissenschaftlichen Arbeiten und trat in ein freundschaftliches Verhältnis zu Karl Ernst v. Baer, Middendorff und zu dem Akademiker Brandt. Damals knüpften sich auch seine Beziehungen zur Großfürstin Helene*), die am Petersburger Hofe eine einzigartige Stellung dadurch einnahm, daß sie bemüht war, ihr Palais zu einem Mittelpunkt höherer geistiger Interessen und edler Bestrebungen zu machen.

Die geistvolle Fürstin, die hochherzige Beschützerin der Künste und Wissenschaften, erkannte bald mit dem ihr eigenen Scharfblick die hervorragenden Eigenschaften des jungen Gelehrten, zog ihn in ihre nächste Umgebung und beehrte ihn mit ihrem Vertrauen, das sie ihm bis an ihr Lebensende (1873) bewahrt und bewiesen hat.

Vor allem aber trat Keyserling in ein freundschaftliches Verhältnis zum Finanzminister Grafen Georg Cancrin, in dessen Hause er die wärmste Aufnahme fand. Der kenntnisreiche, geniale Staatsmann erschien selten im Kreise seiner Familie, pflegte doch der arbeitsame, schon kränkliche Mann seine Mahlzeiten damals einsam zu genießen. Wenn aber Keyserling kam, so gesellte sich auch Graf Cancrin zu den Seinen, oder ließ ihn zu sich bitten, um sich mit ihm in lange wissenschaftliche Gespräche zu vertiefen. So bot sich denn Keyserling die Gelegenheit auseinanderzusetzen, daß, wie sehr auch durch die vorigjährigen Expeditionen und die Arbeiten einzelner Forscher die geognostische Kenntnis des Landes vermehrt worden, die geologische Erforschung Rußlands immerhin eine noch zu lösende Aufgabe geblieben sei. Hierdurch bewogen erwirkte Graf Cancrin die kaiserliche Genehmigung zu einer großen geologischen Forschungsreise, zu der Murchison und Verneuil aufgefordert und reichliche Mittel bewilligt wurden. Keyserling, der inzwischen zum Ehrendoktor der Berliner Universität (27. Februar 1841) ernannt worden war, wurde als Beamter des Finanzministeriums für besondere Aufträge, speziell für geologische Forschung, in den russischen Staatsdienst aufgenommen und am 29. April 1841 zu der Expedition befohlen; zugleich wurde ihm von der Regierung die Berichterstattung über die Reise aufgetragen. Der

*) Großfürstin Helene, Gemahlin des Großfürsten Michael Pawlowitsch, Tochter des Prinzen Paul von Württemberg.

junge, später berühmte Mineraloge, Lieutenant Kokscharow, wurde wiederum den Reisenden beigesellt. Durch frühere gemeinschaftliche Arbeit an einmütiges Zusammenwirken gewohnt und von demselben geologischen animus beseelt, gelang es der kleinen Schar, die sich in verschiedene Abteilungen verzweigte, in unglaublich kurzer Zeit fast ganz Rußland und den Ural zu durchforschen, und die Verfasser konnten mit Stolz darauf hinweisen, daß ihr riesiges Werk fast durchgängig auf originalen Beobachtungen beruhe. „Freilich war eine so schnelle Bewältigung dieser großen Aufgabe nur durch die Beihilfe der russischen Regierung möglich geworden. In den Landsteppen waren die Nomaden mit ihren Pferden längs den Wegen der Geognosten hinbestellt, an den einsamen Flüssen waren Böte zu ihrer Aufnahme gefertigt worden, ja es entstand einmal sogar ihnen zu Dienst durch das Ablassen eines Hüttenteiches ein Fluß da, wo früher keiner vorhanden war." Aber auch die Bevölkerung selbst, hoch und niedrig, unterstützte die Reisenden, auf alle ihre Forderungen erschallte, wie Murchison schreibt, als Antwort die Zauberformel „moschno" (можно, es ist möglich) und jede Schwierigkeit ward überwunden.

Anfang Oktober 1841 kehrten die Reisenden nach Petersburg zurück.

Murchison und Verneuil konnten Keyserlings weitere Mitarbeit nicht missen, und so ward er, auf Vorschlag des Grafen Cancrin, nach England und Frankreich geschickt, um das Reisewerk zu edieren und eine geologische Sammlung für das Bergkorps anzulegen. In London und Paris lebte Keyserling in angestrengter wissenschaftlicher Arbeit, in regem Verkehr mit den Koryphäen der Wissenschaft. Kaum findet er Zeit, die notwendigsten Briefe zu schreiben. Doch dem Freunde Blasius, der ihm seine Verheiratung anzeigt, schreibt er und sagt bezeichnend: „Du hast geheiratet und sehr wohl daran gethan. Ewige Unbefriedigung fühlt der Vereinsamte, täglich sehe ich das mehr ein. In edlen Gemütern trägt sie das Gewand poetischer Trauer, in getrübten oder gemeinen das der Verdrießlichkeit und Kleinlichkeit. Ich selbst fühle mich durch kein spannendes Verhältnis an das andre Geschlecht gebunden und besitze in der Beziehung wenig Polarität. Ich werde keine Frau finden, daher strebe ich nach der poetischen Trauer. Losgerissen treibe ich durch die Welt und liebe den Sirius."

Am 30. September kehrte Keyserling zurück und wurde durch Rangerhöhung und Geldbelohnungen ausgezeichnet. Es erwartete ihn aber auch die Hiobsbotschaft, daß der Prozeß seines Vaters im 1. De-

partement des Senats verloren worden sei. Mit Hilfe seines Gönners Cancrin gelang es ihm jedoch, den Prozeß im Plenum zu gewinnen und so seinen Eltern und Geschwistern ihr Vermögen zu sichern. Immer intimer gestaltete sich Keyserlings Verhältnis zum Hause des Grafen Cancrin, dem er sich zu großem Dank verpflichtet fühlte. Die Gräfin Cancrin geb. Murawieff, eine geistreiche leidenschaftliche Frau, wünschte aber den Liebling ihres Mannes noch enger an ihr Haus zu fesseln. Im Anfang des Jahres 1843 verlobte sich Alexander Keyserling, zur Freude seiner Eltern, mit der Gräfin Zénéide Cancrin, der ältesten Tochter des Finanzministers.

Die Hochzeit mußte hinausgeschoben werden, weil die liebliche, zarte Braut von den Aerzten zur Stärkung ihrer Gesundheit nach Ems geschickt wurde, und der Bräutigam erhielt auf seinen Wunsch den kaiserlichen Auftrag, die wenig bekannten Petschoragegenden zu erforschen, um die von ihm im Verein mit Murchison und Verneuil erlangte Uebersicht des europäischen Rußlands zu ergänzen.

Am 29. Mai 1843 um Mitternacht verließ er Petersburg, begleitet von Paul v. Krusenstiern, der ihm zu topographischen Arbeiten zukommandiert war, und kehrte am 1. November heim, nachdem er die unbekannten Wildnisse erforscht und das Timangebirge entdeckt hatte, wobei er etwa 7900 Werst zurücklegte, davon 2000 zu Boot und 600 auf Narten von Renntieren gezogen.

Am 9. Januar 1844 vermählte sich Keyserling, und seine Frau erhielt von ihrem Vater als Hochzeitsgeschenk die Güter Raiküll in Estland und Kerkau mit Könno in Livland. Zunächst blieb das junge Paar in Petersburg. Dort ist das älteste Kind, die Herausgeberin der „Tagebuchblätter“ am 6. Januar 1845 geboren*). Es zeigte sich aber bald, daß eine Uebersiedelung auf die Güter der Frau des Vermögens wegen unabweisbar war. Andrerseits mußte das Petschorawerk abgeschlossen werden. „Die Reisen“, meinte Keyserling, „führen trotz aller Mühseligkeiten und Beschwerden meist munter zum Ziel und heiter zurück. Die Bearbeitung des Gesammelten ist die gefährlichste Klippe, und erst, wenn diese umschifft ist, an der so viele der Vortrefflichsten scheitern, laßt uns ein Freudenmahl feiern.“

---

*) Drei Kinder entsprossen dieser Ehe:
Helene, geboren in Petersburg den 6. Januar 1845, vermählt im September 1874 mit Baron Otto v. Taube zu Jerwakant,
Leo, geboren in Raiküll den 4. März 1849,
Marie, geboren in Raiküll den 1. Mai 1856, daselbst gestorben den 23. Januar 1874.

Im Winter 1846 brachte daher Keyserling Frau und Kind auf ihr Landgut Raiküll, während er selbst nach Petersburg zurückkehrte, um seine Geschäfte zu ordnen und dann die Großfürstin Helene ins Ausland zu begleiten. Er sollte dabei, wie es in der Ordre heißt, „die geologische Beschreibung des nördlichen Rußlands vervollständigen und die Formationen Rußlands mit denen einiger Gegenden Deutschlands vergleichen".

Die junge, kränkliche, in der Großstadt aufgewachsene Frau, mußte nunmehr allein in ländlicher Abgeschiedenheit, fern vom Postverkehr und jeglicher medizinischen Hilfe, in einem Lande, dessen Sprachen ihr noch unbekannt waren, in einer gänzlich fremden Welt die Pflichten der Hausfrau auf dem Lande erlernen. Doch, gewohnt in grenzenloser Hingebung und Selbstlosigkeit zu dem geliebten Manne aufzuschauen, hat sie damals und in der Folge alles leicht getragen, was sie für sein und seiner Kinder Wohlergehen als notwendig erkannte. Im Herbst 1846 hat Alexander Keyserling in Wien sein Petschorawerk vollendet und damit den Schlußstein für die mit Murchison und Verneuil begonnene erste geologische Erforschung Rußlands geliefert. Das Petschorawerk ist stets von den Forschern und Reisenden, die Keyserlings Pfaden gefolgt sind, besonders geschätzt worden. Diese hat er auch bei Abfassung desselben im Auge gehabt. Charakteristisch dafür schreibt er: „Diejenigen, denen es Bedürfnis ist, den Verfassern in Einzelheiten zu folgen, um die Solidität und die Mängel der Materialien, die sie kräftigen und ergänzen wollen, genau kennen zu lernen, verdienen am besten bedacht zu werden, da nur sie die eigentlichen Erben und Fortsetzer unsrer Arbeit am Bau des menschlichen Wissens sind. In einer Zeit, da die wissenschaftliche Litteratur ohnehin durch die aufgespeicherte Geschwätzigkeit der Jahrhunderte zu einer Last angeschwollen ist, die unser vorwärts getriebenes Geschlecht zu reduzieren sich sehnt, scheint es ein Bedürfnis, die wissenschaftlichen Spezialwerke nicht mehr zum Lesen, sondern zum Nachschlagen einzurichten. . . . Sonst gehörten wissenschaftliche Reisewerke zur beliebten Unterhaltungslektüre, jetzt wäre eine solche Liebhaberei weniger zu rechtfertigen. Denn die zu unterhaltenden Leser thun besser daran, ihre Zeit auf die neueren Handbücher zu verwenden, die ihnen das geordnete Ganze einer Wissenschaft, oft in so anziehender Form, darstellen. Wollen sie aber Schilderungen von menschlichen Thaten, Freuden und Leiden, so mögen sie sich an das historische und poetische Gebiet und an die dahin einschlagenden Reisen halten. Für Naturwissenschaften bringen die menschlichen Leiden des Reisenden und seine Gemütsein-

drücke keinen Gewinn. Bei aller Wahrheit widerstreben die letzteren der wissenschaftlichen Gestaltung nicht weniger als die menschliche Physiognomik."

In einem öffentlichen Vortrage in Wien versucht er es aber doch, die Resultate, die er mit den Freunden durch gemeinsame Forschung gewonnen, dem großen Publikum zu erläutern. Nachdem er auf die Hauptergebnisse und auch auf die praktisch nützliche Seite dieser wissenschaftlichen Forschungen hingewiesen, hebt er hervor, daß das Nützlichkeitsprinzip ein untergeordnetes sei, denn von diesem untergeordneten Standpunkte aus könnte es doch manchem erscheinen, daß die Entdeckung einer einzigen Bank lebender Austern für die Menschen ungleich wichtiger wäre, als die Entdeckung aller versteinerten Muschelbänke der Welt. Den eigentümlichen Zauber geognostischen Forschens erläutert er mit den Worten: „Nur die Geognosie begründet durch die Aufeinanderfolge der Organismen, die sie enthüllt, das lebendige Bewußtsein von einem Fortschritte, unendlich lange Zeiten hindurch, zu immer höherer Vollkommenheit. Keine Forschungen zeigen so sehr wie die geognostischen die unbegreifliche Gewalt des schöpferischen ‚Werde'."

Von Wien aus schickte er den Vortrag dem Freunde Blasius und schrieb ihm: „Seit wie lange haben wir uns nicht geschrieben! wie lange werden wir uns wieder nichts schreiben, wenn wir nichts miteinander zu thun haben. Man kann sich schämen, aber da wahrscheinlich nichts weiter dabei herauskommt, so kann man es auch unterlassen. In wenig Worten sage ich Dir, was aus mir seit 1843 geworden. Ich reiste nach der Petschora, sollte nach Sibirien, geriet aber zu einer Frau, so ist aus dieser Reise nichts geworden. Ich heiratete 1844. Infolgedessen fand ich so viel zu thun, daß ich fast verzweifelte, noch ein andres Geschäft nebenbei betreiben zu können. . . . Zu Hause schreien mir Frau und Kind. Eine Tochter! Das ist sehr schätzenswert, und wäre sie mir nicht zur rechten Zeit zu Hilfe gekommen, mein Petschorawerk wäre nie vollendet worden. Bis zum Mai 1846 hatte ich es größtenteils herausgepreßt, als die liebenswürdigste und nobelste Fürstin*) der Jetztwelt mich aufforderte, sie auf ihrer Reise zu begleiten. Wir waren schon auf dem Rückwege, als die Großfürstin Marie hier erkrankte und starb. Nur noch eine

*) Großfürstin Helene

Elisabeth, vermählt mit Adolph von Nassau, † 1845.	Marie, † 1846.	Katharina, vermählt mit Herzog Georg von Mecklenburg 1851, † 1894.

Tochter*) bleibt der Mutter, der ich diene, und ich will mit altdeutscher Diensttreue aushalten, bis sie weniger verlassen ist. Dann denke ich nach Hause zu gehen und die Güter meiner Frau zu bewirtschaften, und mit R. in die Wette mein eigenes Gewicht an Dünger zu produzieren, so daß ich es um die liebe Erde verdiene, einst in ihrem Schoße zu ruhen. ... Mit der Welt bin ich gar sehr zufrieden. Besonders ist es eine Freude um das Sammeln von Naturalien und meine Stube ist voll von 200 Arten aus dem Wiener Becken. Angenehm sind immer die Ideen, die man von Gott fühlt, nur zuweilen bleiben sie völlig aus. ..."

Keyserlings wissenschaftliches Tagewerk war in seinen Augen abgeschlossen. Wohl hat er späterhin noch manche Arbeit geliefert, die stets die Anerkennung seiner Fachgenossen gefunden, — hat doch ein Aufsatz in der Société Géologique de France Darwin veranlaßt, ihn unter seinen Vorgängern zu nennen**) — er selbst pflegte seine späteren Arbeiten als Allotria, als die würdige Ausfüllung seiner Mußestunden, anzusehen. Er war der Meinung, dem weihevollen Dienst der Wissenschaft müsse man sich ganz hingeben und auf die andern Lebensfreuden verzichten. Humboldt hatte ihm einst gesagt: „Sie können der Wissenschaft große Dienste leisten, nur wenn Sie nicht heiraten," und Keyserling stimmte dem Ausspruch bei, „denn," sagte er, „die Ehe ist ein Beruf, der die Pflege von Individuen und die Sorge um die nächstliegende menschliche Gesellschaft zu einer hohen sittlichen Pflicht erhebt."

Fortan hat sich Keyserlings Leben in andern Bahnen bewegt.

Im Jahre 1847 schlug er seinen ständigen Wohnsitz auf seinem Landgute Raiküll auf. Der Bewirtschaftung dieses Gutes hat er sich, soweit es ihm möglich war, gewidmet, hat die Volkssprache, das Estnische, erlernt und sich eine große fachmännische landwirtschaftliche Bildung erworben. Doch fehlte ihm, der als langjähriger Präsident des estländischen landwirtschaftlichen Vereins für die gesamte Landwirtschaft des Landes anregend und belebend gewirkt, zum praktischen

*) Großfürstin Katharine. Um die nach dem Tode ihrer Schwester vereinsamte junge Prinzessin von ihrem Kummer abzulenken, führte sie Keyserling in die deutsche Litteratur ein, indem er ihr die Meisterwerke unserer Klassiker vorlas. Die hochgebildete edle Fürstin widmete ihm seitdem eine treue Freundschaft.

**) S. S. 139 Anm.

Landwirt die Gewohnheit, die physischen Leistungen andrer zu überwachen, Anforderungen zu stellen, zu berufen und zu befehlen, welche Gewohnheit den Militärdienst in mancher Hinsicht zu einer so ausgezeichneten Vorschule für die Landwirtschaft macht. „Es ist die Pflicht des praktischen Landwirts," meinte Keyserling, „die Fehler seiner Dienstleute mehr als ihre Tugenden ihnen bemerklich zu machen, was auf die Länge immer schwerer wird." Ihm fehlte aber vor allem nicht nur der kaufmännische Sinn, sondern die Freude am Erwerb. Für seine Pflicht hielt er es, das Vermögen seiner Frau zu erhalten, auf die Hälfte seiner väterlichen Erbschaft hat er verzichtet. Ihm schien es unwürdig, den Staatsdienst als eine Quelle des Erwerbes anzusehen, und als er, vom Kaiser zum Kurator ernannt, gefragt wurde, wieviel Gehalt er beanspruche, begnügte er sich mit der etatmäßigen Gage, was ihn in späteren Jahren zu der Aeußerung veranlaßte: „Ob ich ein guter Kurator gewesen, weiß ich nicht, jedenfalls bin ich der billigste gewesen, den der russische Staat je gehabt." Peinlich genau in seinen Geschäften war es ihm ein Bedürfnis, seine Vermögenslage stets klar zu übersehen, und früh schon weihte er seine Kinder in alle seine Geschäfte ein. Deshalb legte er mit Recht ein großes Gewicht auf genaue Buchführung und hatte eine von ihm selbst der Landwirtschaft angepaßte doppelte Buchführung auf seinen Gütern eingeführt und während 40 Jahren nie versäumt, seine Bücher selbst abzuschließen. Jeden 1. April des Jahres befiel ihn, wie er es nannte, die calculeuse. Rastlos wurde tagelang gerechnet, bis der Reinertrag ausgemittelt und aus den gefundenen Ergebnissen die Schlußfolgerungen für die Wirtschaftsführung gezogen worden. Dank diesem Klarheitsbedürfnis und seinen hervorragenden Kenntnissen ist es Graf Keyserling gelungen, trotz seiner dem Erwerbsleben abgeneigten Sinnesart, als praktischer Landwirt mehr zu leisten, als mancher sogenannte Praktiker. Eine aufsässige und arme Bauerschaft hat er in eine rechtliebende und wohlhabende umgewandelt und das Gut Raiküll, trotz schlechter Wiesen- und Weideverhältnisse, trotz des mageren, durch extensive Wirtschaft verwilderten Bodens, ohne Brennerei, nur durch Futterbau und rationelle Wirtschaft, in einen hohen Kulturzustand gebracht.

In den ersten Jahren seiner landwirtschaftlichen Thätigkeit fand Keyserling die Muße, sich viel und eingehend mit religiösen und philosophischen Problemen zu beschäftigen. 1852 schreibt er seiner Schwester Eveline Baronin von Behr nach Kurland: „Ich habe das Alte Testament besonders wieder studiert und für mich völlig neue Entdeckungen

gemacht." Er hatte damals die alttestamentlichen Schriften durchgearbeitet, um sich die Frage zu beantworten, was in ihnen über die Zukunft der Verstorbenen gelehrt werde. Erst viel später hat er die Schriften des Neuen Testamentes auf dieselbe Frage hin bearbeiten können, denn die nächsten Jahre seines Lebens waren fast ganz von politischer Arbeit in Anspruch genommen.

1847 in die estländische Adelsmatrikel aufgenommen, wurde Keyserling 1850 zum Kreisdeputierten gewählt, wobei er noch das Amt eines Kirchspielrichters bekleidete. Dadurch ward ihm die Gelegenheit geboten, die bäuerlichen Verhältnisse des Landes von Grund aus kennen zu lernen. In kurzer Zeit fühlte er sich in Estland heimisch, wozu die brüderliche Aufnahme seitens der Estländer und ihre Gesinnung, die selbst bei erbitterter politischer Gegnerschaft die persönlichen Verhältnisse unberührt ließ, viel beitrug, vor allem aber die eigenartige, ihn sympathisch berührende Verfassung des Landes.

Estland wurde von der deutschen Ritterschaft, die als Korporation kein Vermögen besessen und nie nach Vermögen gestrebt hat, der aber vom Staate die alleinige Verfügung über die Grundsteuer überlassen worden, verwaltet. Auf ihren Landtagen verhandelte die Ritterschaft über das Wohl und Wehe des Landes in freiester Weise und besetzte durch freie Wahl, ohne Bestätigung seitens der Regierung, fast alle Posten des Landes, von den niederen Polizeiposten bis zu den höchsten Justizposten der Provinz.

Mit geringfügigen Ausnahmen waren alle Aemter Ehrenämter und ihre Annahme obligatorisch. An der Spitze stand der Ritterschaftshauptmann, der die Beziehungen zur Staatsregierung vermittelte, auch er unbesoldet, trotz der großen pekuniären Opfer, die das Amt auferlegte. Weder Reichtum noch hoher Rang gab in dem seltsamen Lande Ansehen, sondern nur Opferwilligkeit und Pflichttreue im Dienste der Heimat.

Auf den hohen Prinzipien des Ehrenpflichtdienstes und des freiwilligen Gehorsams beruhte die Verfassung des Landes, zu dessen Dienst Alexander Keyserling seine besten Mannesjahre hingegeben, und dessen Führung ihm im Januar 1856 als Ritterschaftshauptmann übergeben wurde. Trübe, schwere Tage waren über das Land hereingebrochen. Der orientalische Krieg hatte große Opfer gekostet und die Schuldenlast der Ritterschaft war bedeutend gewachsen. Es fehlte an Geld und Kredit. Keyserling gelang es, beim Finanzministerium eine Anleihe von vier Millionen Rubel à 3 % für die ritterschaftliche Kredit-

kasse (Agrarbank) auszuwirken, wodurch wiederum die Möglichkeit geboten ward, der Landwirtschaft billigen Kredit zu gewähren und so die Grundlage für den aufblühenden Wohlstand des Landes zu schaffen. Doch nicht allein die materielle Lage des Landes war eine düstere, es waren Zeiten gekommen, wo die gesamte Selbstverwaltung Estlands in Frage gestellt wurde.

Im Jahre 1842 war von der estländischen Ritterschaft eine Reform der Bauergesetzgebung in Angriff genommen worden, um die Leistungen und Rechte der im Jahre 1816 von der Leibeigenschaft befreiten Bauerschaft zu regeln. Dieses Gesetz war nach harten Kämpfen zwischen den Vertretern verschiedener Anschauungen und Theorien auf den Landtagen zu stande gekommen, dann durch Transaktionen mit verschiedenen Regierungsautoritäten verändert, und endlich 1856 bestätigt worden. Bei der praktischen Anwendung zeigte sich, daß das Bestreben, Ersonnenes an Stelle des Bestehenden zu setzen, zu Unzuträglichkeiten führen mußte. Trotz der Bauernemanzipation waren die Verhältnisse zwischen Herrn und Bauern die traditionellen, aus der Leibeigenschaftszeit überkommenen, geblieben, und sollte nun dieser größtenteils rechtlose Boden mit einem neuen eleganten System überbaut werden. Dieses System bestand darin, daß die Abgrenzung des den Bauern zur Nutzung überwiesenen Landes und die Normierung der Fron nicht auf einmal, sondern nach einem, erst in einem Menschenalter durchführbaren Kataster allmählich geschehen sollte. Durch diesen Kataster wurden wechselnde fluktuierende Zustände geschaffen und die Bauerschaft, die von dem Gesetze Erleichterung und feste Regelung ihrer Verhältnisse erhofft hatte, in Unruhe versetzt, was auf 25 Gütern zur Arbeitsverweigerung führte und auf dem Gute Machters sich bis zu Ruhestörungen steigerte. Beim Einschreiten des Militärs wurden ein Offizier und mehrere Soldaten von der Bevölkerung erschlagen. Obgleich dieser Gewaltakt vereinzelt blieb und die Ruhe gleich wieder hergestellt war, wurde der Fall von der zur Selbstverwaltung der Provinz feindlich stehenden Partei der Bureaukratie ausgenutzt, um die Schuld an dem Geschehenen einzig und allein auf die deutsche Ritterschaft zu wälzen und ein Eingreifen der Staatsgewalt zu verlangen.

In seinem mit großer Gewandtheit geschriebenen Bericht setzte der mit der Untersuchung der Machterschen Unruhen betraute General Issakow auseinander: Die Ritterschaft habe sowohl der Regierung wie den Bauern gegenüber ein doppeltes Spiel gespielt, denn unter dem Schein, dem Bauernstande Erleichterungen zu schaffen,

habe sie ihn nur noch mehr bedrücken und ausnutzen wollen. Ein Beweis dafür sei die absichtliche Verschleppung der Gesetzesbestätigung durch die Ritterschaft und die durch den großen Umfang der Bestimmungen und die unklare Fassung beabsichtigte Unverständlichkeit dieses Gesetzes, endlich die Wertlosigkeit der den Bauern gewährten scheinbaren Konzessionen. Es sei Pflicht des Staates einzugreifen und den Bauern Land zu schenken. Der Kaiser schrieb auf den Bericht, er sei höchst bemerkenswert, und verwies ihn zur Prüfung an die gesetzgebenden Instanzen. Des edlen Monarchen Vertrauen zur Ritterschaft war erschüttert, und es schien fast unausbleiblich, daß dem Lande die Regelung seiner Angelegenheiten, die Autonomie entzogen werden würde. — Graf Keyserling begab sich nach Petersburg und hatte Gelegenheit, in einer langen intimen Audienz dem Kaiser die Lage des Landes auseinanderzusetzen. „Ich konnte nicht anders," schrieb er damals in einem intimen Privatbriefe, „als mich offen über die Mängel der neuen Bauerverordnung Estlands auszulassen, und habe darauf hinweisen müssen, daß ohne erhebliche Aenderungen in dem Gesetze die Ruhe noch mehrfach mit Grund in Frage gestellt werden würde. Ich habe gesprochen, ohne instruiert zu sein. Aber nur die volle Wahrheit kann unsre Korporationen des väterlichen Vertrauens würdig machen, dessen wir genießen, und anders kann und mag ich nicht uns vertreten." Die tendenziösen Verunstaltungen des Generals Issakow wies Keyserling in einer vernichtenden Denkschrift zurück, wirkliche Uebelstände erkannte er voll an und hat nichts beschönigt. So gelang es ihm, das Vertrauen des Kaisers der Ritterschaft wieder zu gewinnen. Es wurde ihr nun von der Staatsregierung die Aufgabe gestellt 1. eine klare und feste, gesetzliche Ordnung sofort in allen bäuerlichen Verhältnissen zur Geltung zu bringen, 2. zu verhindern, daß eine höhere und ungleichmäßigere Fron als die, welche durch freiwillige, meist auf Tradition beruhende Abmachungen im Lande bestand, zur gesetzlichen Norm gemacht wurde.

Auf dem Septemberlandtage 1858 wurden die von Graf Keyserling ausgearbeiteten Gesetzesvorschläge von der Ritterschaft angenommen und der Staatsregierung zur Bestätigung vorgestellt. In seiner, die Landtagsschlüsse motivierenden Denkschrift äußert sich Graf Keyserling folgendermaßen:

„Zum Schluß dieser Denkschrift wäre vielleicht noch die Frage zu beantworten, warum die Ritterschaft nicht in Vorschlag gebracht hat, dem Bauernstande materiell zu helfen durch Geschenke und Wohl=

thaten? Zunächst müßte auf eine solche Frage das Gesuch folgen, zu prüfen, ob in den Unruhen dieses Jahres bei den Bauern sich gezeigt hat, daß lokaler Mangel und Druck die Veranlassung gewesen. Das Ergebnis einer solchen Prüfung kann kein andres sein, als daß nur die Forderungen und das Bestehen auf vermeintlichen Berechtigungen dabei zur Sprache gekommen. Es ist demnach auch gewiß, daß eine jede Wohlthat infolgedessen nicht als solche, sondern als die Einräumung einer Berechtigung dem Bauernstande erscheinen muß. Mit andern Worten: man hätte dem Bauernstande durch die That bewiesen, daß das Eigentum nicht dem Eigentümer gehört, sondern dem Widersetzlichen. Wenn also schon deshalb von materiellen Wohlthaten nicht die Rede sein durfte, so muß noch hervorgehoben werden, daß diese überhaupt den freien Bauer, statt ihn in seiner Selbständigkeit zu fördern, nur an neue Abhängigkeit und Sorglosigkeit gewöhnen. Leibeigene können mit Geschenken erhalten werden, weil sie unter dem Zwange der Rute arbeiten. Freie Leute müssen durch das Bedürfnis aus der Schwäche und Indolenz gezogen werden."

Nicht durch Wohlthaten, sondern durch Einführung gesunder Rechtsverhältnisse und der Geldpacht, die zum Kauf der Pachtstellen führen sollte, hat Graf Keyserling den Bauernstand Estlands heben und fördern wollen. Doch war er dagegen, die Geldpacht von oben her zu dekretieren, denn er hatte sich die Aufgabe gestellt, „das Bestehende unabänderlich zur Grundlage aller weiteren Fortbildung zu machen".

Zunächst wurde festgestellt, daß die traditionelle altgewohnte Frone nie mehr erhöht werden durfte und eine Rückkehr von der Geldpacht zur Frone gesetzlich ausgeschlossen sein sollte, wodurch bei jeder Steigerung der Pachtsätze die Geldpacht sich immer mehr einbürgern mußte, eine Voraussetzung, welche in vollem Maße eingetroffen ist. Ferner wurde sofort in natura und auf den Gutskarten das Hofsland, über welches der Gutsherr nach eigenem Ermessen verfügte, von dem Bauernlande abgesondert, d. h. von demjenigen Teil des Gutsareals, das der Besitzer nur durch Verpachtung oder Verkauf an Bauern nutzen durfte. Den bäuerlichen Pächtern ward ein Verkaufsrecht bewilligt und ihnen ausreichende gesetzliche Garantie für unbehinderte Pachtnutzung gewährt.

Um diese Bestimmungen durchführbar zu machen und eine stete leichte Kontrolle, sowohl seitens der Regierung, der Ritterschaft, der Justizbehörden, ja sogar der Bauerngemeinde zu ermöglichen, mußten

einfache Formen des Kontrakts gefunden werden, und diesen Zweck verfolgten die „Lagerbücher“ (Kontraktbücher).

Jeder Gutsbesitzer verpflichtete sich, der Justizbehörde ein Lagerbuch einzureichen, in welchem jede einzelne Pachtstelle seines Bauerlandes auf einem gesonderten Blatte des Buches verzeichnet stand. Am Anfang des Lagerbuches waren alle diejenigen Gesetzesbestimmungen aufgeführt, die bei Abschließung von Bauerlandkontrakten für das gesamte Land verbindlich waren. Zu diesen gehörten beispielsweise die sechsjährige Frist des Kontraktes, die Bestimmungen über Vergütung für Meliorationen und das Maß der zulässigen Frone. Diesen Bestimmungen folgten die speziell für die gesamte Bauernschaft des betreffenden Gutes gültigen Abmachungen, so daß der eigentliche Kontrakt, da er nur die individuellen Beziehungen zwischen dem Gutsherrn und dem jeweiligen Pächter enthielt, auf ein Minimum reduziert wurde. Auf diese Weise war es ein leichtes, die Beziehungen zwischen Gutsherrn und Bauern fortlaufend zu kontrollieren*).

Im Jahre 1859 wurden diese Gesetzesvorschläge fast ohne Veränderung Allerhöchst bestätigt, und damit ist die Basis für die Weiterentwickelung des Landes geschaffen worden. Wenn sich in Estland ein kräftiger Bauernstand entwickelt hat, wenn hier, trotz thörichter Mißgriffe, nie irländische Zustände entstanden sind und auch heute noch, nach fast vierzig Jahren, es nicht gelungen ist, den Bauern mit dem Gutsherrn zu entzweien, wenn die Zustände auf dem Lande gesunde geblieben sind, so verdankt Estland dieses nicht zum geringsten Teil der Thätigkeit seines damaligen Ritterschaftshauptmannes, und sein Andenken wird dem Bauernstande nicht minder wie der Ritterschaft unvergessen bleiben.

Im Jahre 1860 ward Graf Keyserling nochmals zum Ritterschaftshauptmann gewählt. In welchem Sinne er während seiner Amtsführung die Ritterschaft geleitet, bezeichnen die Worte seiner Antrittsrede: „Die Korporation ist nicht sich selbst Zweck, sie hat einen höheren, die sittlichen Forderungen der Gesellschaft, soweit es in ihrem Bereiche liegt, zu verwirklichen. Die Korporation darf nicht zur Engherzigkeit einer Zunft herabsinken ....“ Den einzelnen Phasen der freiheitsfördernden Thätigkeit Keyserlings zu folgen, ob es sich um Aufhebung des Dienstzwanges innerhalb der Gemeinden oder um ab-

*) Die Lagerbücher sollten zerfallen: a) in einen allgemeinen Teil für das ganze Land gültig; b) in einen speziellen Teil für die gesamte Bauernschaft des Gutes gültig; c) in einen individuellen für die Personalabmachungen zwischen Pächter und Verpächter: das auszureichende Kontraktblatt.

ministrative und juridische Fragen handelte, würde außerhalb des Rahmens dieser Skizze liegen. Es hieße die Geschichte Estlands jener Zeit schreiben und vielleicht auch mehr, denn bei seinen häufigen Anwesenheiten in Petersburg hat Graf Keyserling oft Gelegenheit gehabt, in Fragen mitzuarbeiten, die weit über den Bereich des provinziellen Lebens griffen. Nur der konfessionellen Frage soll hier gedacht werden, an der er so regen Anteil genommen hat.

In Estland hatten keine Massenübertritte zur Orthodoxie stattgefunden, wie in Livland, daher wurde der Bekenntniszwang nicht so allgemein empfunden, wie in der Schwesterprovinz. Doch dieses verhinderte Keyserling nicht, für die ihm heilige Sache der Toleranz mit seiner ganzen Persönlichkeit einzutreten. Ein einzelner Vorgang bot ihm die Gelegenheit, auf diesem Gebiete als erster handelnd einzugreifen.

„Das livländische Mädchen Ann Talwick aus Woiseck ward im 13. Lebensjahre im April 1846 von ihrer Mutter in der Oberpahlenschen Kirche zur Firmelung gezwungen. Ann Talwick verließ, kaum erwachsen, ihre Heimat unter Benutzung eines falschen Parochialscheines und zog auf das Gut Paggar in Estland, wo sie sich für die lutherische Magd Ann Pontack ausgab, lutherisch konfirmiert wurde, im November 1854 mit dem lutherischen Bauern Jaan Surm getraut wurde und späterhin auch ihr Kind lutherisch taufte. Diesen Thatbestand hatte die orthodoxe Geistlichkeit ermittelt und gegen Ann Surm die Kriminalklage erhoben. Dem Gesetze nach durfte der Lutheraner Jaan Surm seine Kinder nicht behalten, sein Weib mußte ihm entrissen, vielleicht wegen Fälschung und Uebertretung des Paßgesetzes nach Sibirien verschickt werden.“

Graf Keyserling wies darauf hin, daß bei der Firmelung der Ann Surm die gesetzlichen Vorschriften nicht beachtet worden, daß sie allerdings in der Gewissensangst, um ihren Seelenfrieden zu retten, in äußerster Bedrängnis die Gesetze übertreten, daß aber die strenge Anwendung der Gesetze in diesem Falle alle Gefühle der Menschlichkeit empören müßte. Vergebens wandte er sich an die ihm wohlwollenden Würdenträger des Reiches, selbst Suworow, der eben in der religiösen Frage einen Mißerfolg erlitten, mochte nicht eintreten. Auf die Reichsgrundgesetze wurde hingewiesen, die jede Hilfe unmöglich machten. Da war es die Großfürstin Helene, die königliche Frau mit dem hellen Verstande und dem weiten Herzen, die persönlich beim Kaiser für Ann Surm Fürbitte that und ihre Begnadigung erwirkte. Wenn späterhin die konfessionelle Frage von Kaiser Alexander II. so

verständnisvoll aufgefaßt worden ist, so soll man nicht vergessen, daß schon das Schicksal der armen Bauernmagd Ann dem Kaiser über die Gewissensnot seiner Unterthanen die Augen geöffnet hatte.

Die staatsmännische Begabung Keyserlings hatte die Aufmerksamkeit seines gnädigen Monarchen erregt, und im April 1862 ward er zum Kurator des Dörptschen Lehrbezirks ernannt. Am 11. Dezember 1862 legte er das Symbol seiner Würde, den silbernen Stab, nieder und versuchte seiner geliebten Ritterschaft in seinen Abschiedsworten die Wege zu weisen, die die baltischen Lande in der Zeit der großen Reformen im Reiche zu betreten hätten.

„Haben wir in der Kirche unsrer Ritterschaft den Sinn auf das Dauernde und Ewige gerichtet, so fassen wir hier zunächst die wechselnde Richtung ins Auge, die von den sich stets umgestaltenden Aufgaben des rastlosen Lebens unsrer Thätigkeit gewiesen ist. Die großen sittlichen Reformen, welche die Regierungsjahre unsres geliebten Herrn und Kaisers in der edelsten Weise verherrlichen, haben vielfach Verhältnisse betroffen, für welche unsre Ritterschaft, in den Grenzen ihres Berufs, Sorge zu tragen und Beihilfe zu leisten verpflichtet ist. Umgestaltungen auch solcher Teile unsres großen Staatskörpers stehen bevor, denen unsre provinziellen Organe in veränderter Weise wieder anzupassen sein werden. Die richtige Erkenntnis der Stellung, welche die Ostseeprovinzen bei diesen denkwürdigen Vorgängen einzunehmen haben, ist für ihre dauernde Bedeutung von der äußersten Wichtigkeit und so schwierig, daß bei den Beratungen des gegenwärtigen Landtages in dieser Beziehung besondere Umsicht und Wohlbedächtigkeit erforderlich sein werden. Wir können aber im Hinblick auf die Vergangenheit auch den Aufgaben der Zukunft mit Vertrauen entgegengehen, besonders solange wir die beiden Grundlagen festhalten, die unsrer Ritterschaft allgemeinen Wert und bleibende Ehre zu verleihen im stande sind. Die erste ist der Patriotismus, der, gegründet in der Liebe zu unsrer engen Heimat, sich in unverbrüchlicher Treue zu unserm Herrscher bewährt und beim Hinaustreten in weitere Kreise sich zu eifrigem Wirken für Rußlands Wohl und Würde erweitert, — der jene Einigkeit schafft, die, bei allen Gegensätzen in der eigenen Mitte, uns nach außen fest und nach innen zu Brüdern macht. Die zweite Grundlage ist die Mäßigung im Gebrauch derjenigen Rechte, die uns durch Pakten zugesichert und durch die Macht und Staatsweisheit unsres Monarchen gnädigst erhalten worden sind.

„Sollen sie dem allgemeinen Gerechtigkeitssinn zur Befriedigung und allen Bewohnern des Landes zum Wohl gereichen, so müssen sie

nicht auf die Spitze getrieben werden. Wer da meint, durch die in der That unerläßliche Durchführung genau gegeneinander abgewogener Rechte und Pflichten dem Leben vollständig genügen zu können, der behandelt es wie ein Rechenexempel und wird zu dem Schluß gelangen, daß das Leben eine falsch angelegte mathematische Aufgabe gewesen, während doch nur sein Versuch, die unendlichen Gegensätze des Daseins in endliche Formen zu bringen, ein verfehlter war. Wenn wir dagegen die überlieferte Ordnung, wo sie durch die Fortschritte des Lebens zu Schroffheiten führt, in Einzelfällen sowohl als in Prinzipien, zu mildern und zu ändern wissen, so wird sie auch den sittlichen Forderungen, die nach Gottes Ratschluß mehr und mehr in die Welt dringen, lange zu dienen im stande sein, und durch dieselben nicht erschüttert, sondern gekräftigt werden.

„Die Stellung, die wir demnach einnehmen sollen, — in dieser Stunde, wo ich mich bereite, von Ihnen, teure Brüder, zu scheiden —, halte ich es für meine Pflicht, noch im allgemeinen Ihnen darüber meine Meinung zu sagen. Vorauseilen oder zurückbleiben in Bezug auf unser großes Reich, ist eine Fragestellung, die ich für die Vorbereitung zu einem Trugschluß halte. Das eine können wir nicht, das andre sollen wir nicht. Es gibt ein drittes, wir haben das Ueberlieferte von edlen Gesichtspunkten aus eifrig fortzubilden, aber dennoch zu erhalten, weil wir nur dadurch dem Reiche wahrhaft zu dienen im stande sind. So sehr es eine maßlose Anmaßung wäre, für unser kleines Land bei dem so großartigen Aufschwunge des Reichs die Spitzführung zu beanspruchen, so wenig werden uns einzelne wertvolle Vorzüge bestritten, die ihrer Natur nach sich nicht durch Gesetze übertragen lassen. Dazu gehört die größere Befriedigung bei Erfüllung als bei Umgehung des Gesetzes, die Achtung des eigenen Standes und seiner verfassungsmäßigen Beschlüsse, gegenseitiges Vertrauen, und was damit zusammenhängt: einfacher Geschäftsgang, Selbstverwaltung u. s. w.; diese Vorzüge müssen wir erhalten, nicht nur für uns, sondern auch zu lebendiger Uebertragung und Nachbildung. Sie sind uns aber gesichert, solange wir nicht lassen von den Fäden unsrer historischen Rechtsverhältnisse, die unsre Kultur und unsre Stellung im Reiche bedingen, — die uns aber auch behindern, rationelle Umgestaltungen mit derselben Leichtigkeit vorzunehmen, wie sie auf einem anders beschaffenen, aber weniger bebauten Grunde sehr wohl möglich sind.“

In den nächsten Jahren hat Keyserling als Kurator, den Wünschen der Regierung entsprechend, seine Arbeit der Universität und den

baltischen Schulen gewidmet, die als Pflanzstätten deutscher klassischer Bildung dem großen Reiche Nutzen bringen sollten.

Unter seiner Amtsführung wurde das neue Universitätsstatut, welches auf Jahrzehnte hinaus Dorpat seine selbständige Existenz gewahrt hat, ausgearbeitet. Neue Prüfungsreglements wurden für die Universitätsexamina eingeführt, durch Berufung hervorragender Männer der Wissenschaft, durch Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen die Universität gefördert. Graf Keyserling, der fast auf allen Gebieten über erstaunliches Wissen verfügte, hatte nur geringe Achtung vor der unproduktiven Gelehrsamkeit. Er wünschte, daß die Professoren Dorpats sich durch hervorragende Leistungen auszeichneten, daß die Studierenden mehr wissenschaftlich arbeiteten, und weniger schülerhaft lernten. Es gelang ihm, für die Studentenkorporationen die Erlaubnis auszuwirken, ihre Abzeichen öffentlich zu tragen, denn in der Oeffentlichkeit sah er die größte Garantie der Moralität. An jedem Montagabend pflegte er in seinem Hause eine größere Gesellschaft zu versammeln, und vollends als Karl Ernst v. Baer nach Dorpat übersiedelte, vereinigten sich die Naturforscher gern um die beiden Freunde.

Auf dem gesamten Gebiete der Schule entstand Bewegung, Gymnasien, Kreisschulen, Elementarschulen wurden neu gegründet oder erweitert. Ueberall sprießte und sproßte frisches Leben. Durch Veränderung der Abiturientenprüfung suchte Keyserling seine Ideen über den Zweck der Gymnasialbildung zu verwirklichen, der seiner Meinung nach einzig und allein darin bestand, den jungen Mann zu selbständiger Arbeit zu befähigen. Darum legte er das Hauptgewicht auf das Können, die Anwendung des Gelernten, auf das verständnisvolle Lesen der Klassiker, auf das Lösen mathematischer Aufgaben, auf die Fähigkeit verständlichen schriftlichen Gedankenausdruckes, und suchte nach Möglichkeit den Unterricht von unnützem Gedächtnisballast zu befreien.

Kein Gebiet seiner amtlichen Thätigkeit hat ihm so viel Mühe, Sorgen und Arbeit gekostet, wie das Russische, denn die Lehrkräfte waren für dieses Fach kaum zu beschaffen. Selbst den Lehrstuhl für russische Sprache und Litteratur in Dorpat würdig zu besetzen, war schwierig, und nur dadurch, daß es gestattet ward, den politisch verdächtigten aber wissenschaftlich hervorragenden Professor Kotljarewski nach dem loyalen Dorpat zu berufen, konnte dieser Lehrstuhl mit einem Gelehrten ersten Ranges besetzt werden.

Nicht lange aber war es Keyserling vergönnt, schöpferisch zu wirken, denn mit dem polnischen Aufstande gewann die Moskausche Zeitung und deren Partei, die die nationale Fahne hochgehalten, naturgemäß das Uebergewicht in den höheren Regierungsschichten. Vollends nach 1866, da Preußen nicht mehr als der frühere harmlose Nachbar angesehen werden konnte, gewann die Anschauung immer mehr Ueberhand, das deutsche Element in den baltischen Provinzen bringe dem Reiche Gefahr. Schule und Universität sollten nicht humane Bildungswege verfolgen, sondern staatlichen, russifikatorischen Zwecken dienstbar gemacht werden. Solchen Bestrebungen, die Keyserling ebenso schädlich für das Reich, wie für die Provinzen hielt, ist er aufs schärfste entgegengetreten. Der Aufforderung, die Mathematik in russischer Sprache zu lehren, um die Kenntnis der Reichssprache zu vermehren, trat er mit dem Bemerken entgegen, ihm sei wohl bekannt, daß man Euklid als Lehrbuch der Geometrie benutzt habe, — daß Euklid als griechisches Lesebuch zum Erlernen der griechischen Sprache gedient, wäre ihm neu. Auf die Zumutung, den Geschichtsunterricht durch genuine Russen in der Reichssprache erteilen zu lassen, entgegnete er: „Einen politischen Grund, den bisherigen Lehrern den Geschichtsunterricht, mit dem sie betraut gewesen, zu entziehen, wird derjenige nicht anerkennen, der ohne Vorurteile nach den Früchten urteilt, da keine Veranlassung geboten ist zu meinen, die Unterthanentreue wäre auf unsern Schulen erschüttert worden. Vielmehr ist als politisch schädlich zu erachten, wenn in den gesetzlichen Verordnungen gegenwärtig Unterschiede eingeführt werden sollten zwischen den geborenen Russen und den Angehörigen der Ostseegouvernements. Sie behindern die Unterthanen, sich zu verschmelzen. In einer Zeit, wo die Beschränkungen bei Anstellung selbst den Hebräern gegenüber mehr und mehr beseitigt werden, ist es gewiß nicht angemessen, neue Ausschließungen nach den Volksstämmen einzuführen. In Einzelfällen würde sogar die Ermittelung keine leichte sein, da z. B. Wostokow*) doch jedenfalls als russischer Gelehrter anerkannt werden wird, wenn er auch von Geburt ein Ostseeländer ist. Endlich haben die Balten, seit sie russische Unterthanen geworden, an allen Kämpfen Rußlands redlich mitgewirkt. Bis in die neueste Zeit, in Sewastopol wie in Warschau, sind die Eingeborenen der Ostseeländer bei der Vollziehung der Geschichte Rußlands in ehrenvoller Weise beteiligt gewesen, und nun soll es ihnen verwehrt sein, die Geschichte zu lehren, die sie als die ihres

---

*) Berühmter slavophiler Gelehrter, hieß eigentlich „Osten“.

Vaterlandes anzusehen haben? Politische Rücksichten können nicht dafür sprechen, aber vielleicht soll der Geschichtsunterricht nur ein Hilfsmittel werden, um Praxis in der russischen Sprache zu erlangen? Daß der Geschichtsunterricht darunter leiden wird, muß jeder zugeben. In der That, solange zwischen Lehrer und Schüler der Sprache wegen eine Wissenschaft betrieben wird, kann die Aufmerksamkeit des Zöglings nur zur Hälfte sich dem Inhalte zuwenden, das Hauptinteresse nimmt die Form in Anspruch. Deshalb, wenn es sich darum handelt, eine Sprache zu erlernen, wird es mehr nützen sich mit den Meisterwerken der Litteratur zu beschäftigen, als einzelne Wissenschaften in dieser Sprache unvollkommen zu behandeln. Die Sprache, wenn sie sich in den engen Kreisen einer Disziplin bewegt, wird formelhaft und die Substanz des Unterrichtes wird geopfert."

Wohl gelang es Keyserling durch solche und ähnliche Auseinandersetzungen die ihm anvertrauten Schulen vor bildungsfeindlichen Eingriffen zu bewahren, denn es hielt schwer, sich seinen ebenso klaren wie lauteren Gründen zu verschließen. — Daß ihm ein Kuratorgehilfe speziell für den russischen Unterricht an die Seite gesetzt wurde, daß neue ganz russische Gymnasien gegründet wurden, konnte er nicht verhindern. Vergebens schrieb er dem Ministerium: „Bei dem Wahn, als handle es sich darum, zu verhindern, daß die hiesigen deutschen Kulturelemente die Einheit des Reiches lockerten, wage ich nicht zu verweilen. Sollte auch die Natur dieser Elemente, die nie zersetzend, sondern bindend und ordnend gewirkt haben, verkannt werden, ihre handgreifliche physische Schwäche kann nicht so sehr über alles Maß ernstlich überschätzt werden."

Gegen nationale Leidenschaft ist es vergeblich mit Gründen zu kämpfen. Solange aber Keyserling es mit seinem Gewissen vereinbar hielt, wollte er auf seinem Posten ausharren, und selbst als Juri Samarin in seiner für die in den Ostseeprovinzen einzuschlagende Politik epochemachenden Schmähschrift seine Entfernung vom Amte für unerläßlich erklärte, blieb er auf dem Platz, unbeirrt für das Allgemeinwohl arbeitend. Dem Ministerium fehlte jeder Vorwand, um den verdienten Mann, den die russische Wissenschaft stets hochgehalten, zu entlassen.

Endlich bot sich die gewünschte Veranlassung, ihm sein Bleiben unmöglich zu machen.

Im August 1869 befahl der estländische Gouverneur Galkin, in Grundlage einer Verordnung des Fürsten Suworow vom Jahre 1853, den lutherischen Lehrern Revals an den Kronsfeiertagen zu den Dank-

gebeten in der orthodoxen Kirche zu erscheinen. Graf Keyserling wandte sich an den Minister der Volksaufklärung mit einer Vorstellung, in der er zunächst nachwies, daß dieser Eingriff des estländischen Gouverneurs in sein Ressort nicht gesetzlich begründet sei. Er machte den Minister darauf aufmerksam, daß die Lutheraner oft freiwillig den Dankgottesdiensten in der orthodoxen Kirche beigewohnt. „Ich darf aber nicht verschweigen," heißt es weiter, „daß die durch Befehl der weltlichen Obrigkeit Andersgläubigen auferlegte Verpflichtung, die orthodoxe Kirche zu besuchen, die Sachlage vollständig ändert. Die Anwesenheit Andersgläubiger in Grundlage eines derartigen Befehls wird zu einer Schaustellung ihrer Erniedrigung."

Am 16. September verfügte der Gehilfe des Ministers der Volksaufklärung, Deljanow, der Befehl des estländischen Gouverneurs sei zu erfüllen, da derartige Kirchgänge als halbpolitische, mehr dienstliche als religiöse Akte anzusehen seien. Graf Keyserling bemerkte dazu: „Ein feierliches Kirchengebet kann verschiedene Gegenstände betreffen, Genesung oder Befreiung von Krankheiten, Aufhören von Dürre u. s. w. Es verliert dabei nichts von seinem kirchlich religiösen Charakter und man wird schwerlich behaupten, daß es in dem einen Fall zu einem halbmedizinischen, in dem andern zu einem halbmeteorologischen Akte geworden sei. Ebenso dürfte das in allen vom Staate anerkannten Kirchen vorgeschriebene Gebet für die geheiligte Person des Monarchen als eine kirchliche Pflichterfüllung der zum Gottesdienst versammelten Gläubigen anzusehen sein."

Graf Keyserling reichte seinen Abschied ein und schrieb zugleich an den Ministergehilfen Deljanow:

„. . . Erlauben Sie mir, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, in konfidentieller Weise genauer den Punkt zu bezeichnen, der, meiner Ansicht nach, die Hauptschwierigkeit bildet. Der in Rede stehende Akt erklärt nämlich implicite, daß die Gebete der Lutheraner, die in den protestantischen Kirchen für die geheiligte Person Seiner Majestät des Kaisers und für das hohe kaiserliche Haus verrichtet werden, offiziell für nichts zu achten sind.

„Da die Kirche der Universität Dorpat eine lutherische ist, so haben die Professoren und Beamten dieser Universität im guten Glauben gestanden, daß sie an hohen Feiertagen ihre religiösen Pflichten, sowohl gegen Gott als gegen den Kaiser und den Staat, vollständig erfüllt hätten durch die Beteiligung an dem Gottesdienst in ihrer Kirche. Ist es ein Irrtum, übrigens ein verzeihlicher in einem wesentlich protestantischen Gebiet, so habe ich ihn öffentlich während mehr

als sieben Jahren geteilt. Nach einem solchen Vorgange kann ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß nur ein andrer Beamter als ich im stande sein könnte den Grundsätzen die Ew. Excellenz in Ihrer Zuschrift vom 16. September 1869 billigen, im Widerspruch mit der hier zu Lande verbreiteten Praxis, zu dienen.

„Die Grenzen der religiösen Toleranz sind so zart, daß es nicht immer leicht fällt, sie zu erkennen. Im gegenwärtigen Fall denkt man in Petersburg vielleicht, daß es sich nur darum handelt, der im Reiche herrschenden Kirche das rechtmäßige Uebergewicht zu sichern, während man hier nicht ohne Grund voraussetzen wird, daß ein wichtiger Schritt zur politischen Verdrängung der historischen Landeskirche gethan ist.

„Gegenüber Zerwürfnissen solcher Natur kann nur das individuelle Gewissen innere Sicherheit und das richtige Maß für die persönlichen Kräfte gewähren. Ich habe daher nur mit mir selbst zu Rate gehen können und habe mich nach reiflicher Erwägung zu dem schmerzlichen Schritt entschließen müssen, den ich in diesem Augenblick thue, indem ich das Gesuch an die kaiserliche Gnade stelle, des Postens eines Kurators enthoben zu werden."

Am 23. Oktober 1869 erfolgte die erbetene Entlassung.

Graf Keyserling kehrte nach Raikül zurück und widmete sich den eigenen Studien, der Familie, dem Dienste der Heimat. Er wurde wieder Kreisdeputierter, hat als solcher bei der Reform der Grundsteuer einen maßgebenden Einfluß ausgeübt, und bis an sein Lebensende im ritterschaftlichen Ausschuß, als Landrat und als Richter im Landratskollegium für das Wohl des Landes gearbeitet. Die Führung desselben von neuem zu übernehmen ist er nicht gewillt gewesen. Zu klar, um sich der Illusion hinzugeben, es sei der Geschicklichkeit eines Einzelnen möglich, das historische Verhängnis abzuwehren, welches mit dem in Europa herrschend gewordenen Nationalitätsprinzip über die Ostseeprovinzen hereinbrechen mußte, zu ernst, um in einer Politik fruchtloser Rechtsverwahrungen und Suppliken Befriedigung zu finden, lebte er seiner Maxime: unter den gegebenen Verhältnissen die bestmöglichen Zustände zu erstreben und mit seinen Mitmenschen die bestmöglichen Beziehungen zu unterhalten. Der „alte Graf" war in Estland eine typische Erscheinung geworden. Hochgeachtet und verehrt, war er wegen der Schärfe seiner Kritik und seines Witzes fast ebenso gefürchtet. Ihm fehlte gleich seinem großen Freunde, dem Fürsten Bis-

marck, die Toleranz gegen die suffisante Dummheit, mit der im Leben gerechnet werden muß, und nur wenige kannten die Tiefe seines Gemütes.

So weit es ihm möglich gewesen, hatte er sich stets der Erziehung seiner Kinder gewidmet. Die älteste Tochter hatte er als Kind unterrichtet, sie in späteren Jahren in die Kantische Philosophie eingeführt, sie zur Genossin seiner botanischen und sprachlichen Studien gemacht. Mit dem Sohne hatte er Homer und Plato gelesen und jetzt, nachdem er Dorpat verlassen, wandte er den größten Teil seiner Zeit an die Erziehung seiner jüngsten Tochter. Um das besonders für Musik hochbegabte Mädchen weiter auszubilden, zog er mit seiner Familie im Jahre 1872 nach Weimar. Im darauffolgenden Jahre erkrankte die Tochter und im Jahre 1874 mußte er das teure Kind, den Liebling der Familie, begraben. Die erste unausfüllbare Lücke war in dem engen trauten Kreise entstanden. Durch die Verheiratung der ältesten Tochter mit Baron Otto von Taube zu Jerwakant erweiterte sich das Familienleben. Baron Taube war ein naher Gutsnachbar, dadurch ist Keyserling das seltene Glück zu teil geworden, nie ganz von der geliebten Tochter, der Genossin seiner Gedanken, getrennt zu werden. In ihren Kindern, und in denen seines Sohnes, erblühte ihm ein neues Leben, dessen Mittelpunkt er bildete, denn ein eigenartiges Verhältnis verband ihn mit seinen Kindern.

Er hatte sie durch den Reichtum seines Geistes, durch die Macht seiner Empfindung so an sich zu fesseln verstanden, wie kaum je ein Vater. Nicht allein der edelste und beste aller Menschen — auch der interessanteste und verwöhnendste Umgang war er ihnen. Sie waren gewohnt, aus seiner Gedankenfülle stets Erfrischung zu schöpfen, sich an seiner Sinnesart zu erheben. Sie lebten in steter Anlehnung an ihn. Er war ihnen ihre geistige Heimat.

Am 11. Februar 1885 starb ihm die Frau, nach langen unsäglichen Leiden. Er gestattete nicht, daß eines seiner Kinder zu ihm zog, noch hat er zu ihnen übersiedeln oder auch nur eine Pflege seines Alters ins Haus nehmen wollen. Die liebende vorsorgende Hausfrau konnte ihm niemand ersetzen, und er wünschte, daß dieses in sichtbarer Weise fühlbar bliebe.

So wurde es immer einsamer in dem großen verödeten Hause. Außer seinen Kindern sah er wenig Menschen. Nur einmal, als die Naturforscher Rußlands den Anstoß zur Feier seines 50jährigen Schriftstellerjubiläums*) gegeben, und ihre Aufforderung bei den Ge-

*) Den 27. Dezember 1887.

lehrten Deutschlands, Frankreichs und Englands Verständnis gefunden, als die Naturforscher nach Raiküll pilgerten, herrschte helle Festesfreude im Hause. Das edle Band, das die Naturwissenschaft vom Mensch zum Menschen schlingt, das einst Keyserling mit einem Franzosen, einem Engländer und einem Russen*) verbunden, um gemeinsam das weite Rußland zu erforschen, bewährte wieder seine Kraft.

In seinem letzten Lebensjahre verließ Keyserling die Heimat noch einmal auf längere Zeit. Als der große Kanzler gestürzt worden, begab er sich nach Friedrichsruh und hat mit dem einzigen noch lebenden seiner Jugendfreunde in traulichem Verkehr einige Wochen verlebt. In seinem stillen Heim verbrachte er seine Tage meist mit Lesen und Schreiben. Rastlos arbeitete er an religiösen und philosophischen Problemen, die die Menschheit ewig beschäftigen und nie eine Lösung finden werden. Als Jüngling hatte er dem Freunde geschrieben: „Ich will einst in Verfolgung idealer Zwecke ein ungestörtes inneres Leben führen, wobei die Spannung und Tendenz einziger Zweck ist; das Produkt soll mich nicht weiter kümmern.“ Wonach der Jüngling sich gesehnt, ward dem Hochbetagten beschieden, davon zeugen die „Tagebuchblätter“, die nie für die Oeffentlichkeit geschrieben worden sind. Am 8./20. Mai ist Alexander Graf Keyserling nach kurzem Leiden in Raiküll gestorben.

*) Kokscharow.

Vorwort der Herausgeberin.

Die philosophisch-religiösen Betrachtungen aus den Tagebüchern meines Vaters, die das innerste Seelen- und Geistesleben desselben offenbaren, lasse ich nur zögernd an die Oeffentlichkeit treten, für die sie nicht geschrieben waren; ich empfinde es aber als eine Pflicht, die in mehreren Bänden verstreuten Gedanken zu sammeln, herauszugeben und somit der Vergessenheit zu entziehen. Sie zu sichten, zusammenzufassen und ihnen ihre Stelle im Gesamtbilde des Verstorbenen anzuweisen, überlasse ich kundigeren Händen. Von der Tochter kann man schwerlich eine kritische Sichtung verlangen, die ebensosehr ihrem Herzen widerstreben, wie ihre Kräfte übersteigen würde.

Meine ursprüngliche Absicht, die religiösen Betrachtungen von den philosophischen und physiologischen zu trennen, habe ich nicht durchgängig ausführen können; die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Physiologie modifizierten die Weltauffassung meines Vaters und die philosophischen Ergebnisse seines Denkens*), wie abstrakt diese auch erscheinen mochten, übten ihren Rückschlag auf seine religiösen Anschauungen aus. Oft laufen die verschiedenen Gedankenreihen gesondert nebeneinander, um sich doch wieder in einem Punkte zu kreuzen und zu verweben, daher habe ich die Betrachtungen chronologisch, wie das Tagebuch sie gibt, niedergeschrieben. In früheren Jahren hatte das Studium „der Traumwelt" meinen Vater beschäftigt, und längere

---

*) Dieselben sind in der Broschüre: „Einige Worte über Raum und Zeit" veröffentlicht.

Zeit trug er sich mit der Absicht, eine Abhandlung über „Schlaf und Traum" zu schreiben, da alles, was bisher darüber veröffentlicht worden, ihn nicht befriedigte, doch blieb es leider nur bei einzelnen Beobachtungen und Aufzeichnungen, die noch der Zusammenstellung harren. Zum Teil finde ich diese in den Tagebüchern wieder, und zwar so eng verknüpft mit den Fragen über die Natur der Seele, daß ich ihnen hier keinen besonderen Abschnitt anweisen kann.

Mit der chronologischen Reihenfolge der Aufzeichnungen in den Tagebuchblättern habe ich auch die Wiederholungen beibehalten, die durch die verschiedene Formulierung eines und desselben Gedankens entstehen. Geben doch gerade diese Wiederholungen dem Leser einen eigenartigen Einblick in die Geisteswerkstatt des Verstorbenen. Als roter Faden zieht sich durch das Ganze das Ringen der Seele nach Wahrheit, nach einer Verstand und Gemüt befriedigenden Weltauffassung, und Vielen wird das Bild des einsam in seinen Gedanken weiter arbeitenden Mannes ergreifend sein.

Die religiös-philosophische Weltanschauung ist bei meinem Vater, im Gegensatz zu den meisten Menschen, stets eine werdende gewesen. Für ihn war es charakteristisch, daß er nie bei den Ergebnissen seines Denkens stehen blieb, sondern in unermüdlicher Geistesarbeit immer weiter forschte und prüfte, und als der Tod ihn uns plötzlich entriß, galten seine letzten Aufzeichnungen der psychologischen Physiologie von Wundt, die nach seinen eigenen Worten ihm neue Gesichtspunkte zu eröffnen schien. So ist er, noch bis in seine letzten Tage strebend und ringend, hinübergegangen!

Bei der kritischen Schärfe seines Geistes erkannte er jedoch, daß man mit dem menschlichen Verstande nur bis zu den Grenzbegriffen unsrer Erkenntnis gelangt. Er pflegte oft zu tadeln, daß man bei Kants „Kritik der reinen Vernunft" stehen bleibe und die ebenso wichtige „Kritik der praktischen Vernunft" beiseite liegen lasse. Daß aber die Bedürfnisse des Gemüts andre sind als die Forderungen des Verstandes, hat er tief empfunden, und daher kehrte er immer wieder zurück zu der alle Widersprüche ausgleichenden Auffassung des Evangeliums Johannis „Gott ist die Liebe", die seiner eigenen Gemütsart am meisten entsprach.

Zum Verständnis der „Tagebuchblätter" mögen noch folgende, einem Briefe meines Bruders entnommene Zeilen dienen.

„Eine Lebensregel, die unser Vater uns oft einprägte, war: der Mensch müsse dem Dauernderen leben, — unter den mannigfachen Beziehungen und Bestrebungen der Menschen stets den dauernderen den Vorzug geben. Damit gab er einen Prüfstein für den Wert der menschlichen Thätigkeit, ob sie sich auf den flüchtigen Genuß beschränkte oder etwas Dauernderes schuf. Erzogen im rationalistischen Hause, früh eindringend in die Kantsche Philosophie, die im Keyserlingschen Hause traditionell gepflegt wurde, war er von Jugend auf neben dem Streben nach Erkenntnis von einer tiefen religiösen Empfindung beseelt. Sein der Dichtkunst zugängliches Gemüt ward früh von der großartigen Poesie der Bibel angezogen. Neben den naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien haben ihn stets religiöse Probleme beschäftigt, und hat er die Schriften, die sich sowohl kritisch als apologetisch auf diese bezogen, meist gelesen und durchgearbeitet. Doch ließ er sich nicht daran genügen und forschte selbst in den Urtexten der Bibel, und als Frucht dieser Studien erschien im Jahre 1872 als Manuskript gedruckt ‚Bibelstellen über die Zukunft der Verstorbenen‘.“

Den „religiös-philosophischen“ Gedanken habe ich Erörterungen und Aussprüche über verschiedene andre Fragen unter dem Titel „Allgemeine Betrachtungen“ hinzugefügt, die, abgesehen von einzelnen Ergänzungen aus Briefen, gleichfalls den Tagebüchern entnommen sind. — Ich schließe mit den Worten meines Freundes, des Professors Russow, aus seiner zum Todestage meines Vaters erschienenen Erinnerungsschrift:*)

„So finden wir Keyserling fast bis zum letzten Atemzuge bei der Arbeit, um den Drang nach Wahrheit zu befriedigen, immerfort bestrebt, die Geistesschätze der Menschheit zu mehren und sich anzueignen; sonst bedürfnislos, dem Streben nach Erlangung materieller Güter durchaus abgewandt, in selbstlosem Interesse dem Wohle des Landes seine besten Kräfte leihend, jedes edle Streben nach Kräften unterstützend, seinen nächsten Angehörigen der liebevollste Gatte, Vater und Großvater, seinen Freunden treuester Freund. In den letzten Jahren in freigewählter Einsamkeit lebend, den Blick aufs Ewige

---

*) **Ein Gedenkblatt dem Naturforscher und Menschen. Von E. Russow, Professor der Botanik an der Universität Dorpat. Reval 1892.**

gerichtet, erscheint er uns in seinem alles umfassenden Wissen, in seiner hohen, lauteren Gesinnung ein ehrfurchtgebietendes und erhabenes Bild menschlicher Größe und Vollkommenheit — ein Weiser,

> Denn hinter ihm, im wesenlosen Scheine
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine!"

Kassel, Februar 1894.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Pro memoria I.

Motto:

Aus des Menschen Sinnen,
Alles muß von hinnen,
Lachen, weinen, kränken, minnen,
Wie das Wasser muß verrinnen.

Einleitung.

Kaitüll, 4./16. Nov. 1876.

Der Hang zu Gedanken ist unter den Menschen in sehr verschiedenem Grade verteilt. Die Kraft der Gedanken scheint im allgemeinen mit den anderen Lebensäußerungen zu wachsen und abzunehmen. In den dreißiger Jahren mag sie ihren Höhepunkt erreichen. In denselben Jahren erreicht indes auch die Lebhaftigkeit der sinnlichen Wahrnehmungen und die Heftigkeit der sinnlichen Reize ihren Höhepunkt. Es ist die Zeit, wo der Mensch zu neuen Beobachtungen und Unternehmungen am meisten aufgelegt ist. Das führt den lebhafteren Naturen eine Fülle von neuem Stoff zu den Gedanken, die daher immer von neuem die Ordnung zu beginnen haben und neuen Zerstreuungen immer wieder unterliegen. Daraus erkennt man, wie es eigentlich mit der größeren Weisheit des Alters zusammenhängt. Teils hat es in der längeren Vergangenheit mehr Gedankenstoff angehäuft, teils wird es weniger abgezogen, weil die Frische der Sinneswahrnehmungen und die Kraft zu leiblichen Verrichtungen geschwunden ist. Gedankenschwäche mag im Alter eine allgemeine Erscheinung sein, aber in sehr verschiedenem Grade. Wo sie langsamer fortgeschritten ist als die Abnahme der sinnlichen Kräfte, was in der Regel der Fall scheint, verläuft die Gedankenreihe ungestörter. Es kommt hinzu, daß häufig die Lebensverhältnisse so angelegt sind, daß die alten Männer ihre Zeit anders, als mit Gedanken auszufüllen, nicht in der Lage sind, und zwar mit einsamen Gedanken, die nicht durch sofortige Aeußerungen und Verwendungen genügend abgeleitet werden. Solange man heranwachsende Kinder um sich hat, oder Studienfreunde, teilt man mit ihnen am liebsten seine Gedanken; — solange man eine Zukunft

vor sich hat, die von der Einbildungskraft ausgeschmückt werden kann, wird man von der fremden Jugend mehr beachtet, namentlich auch von der weiblichen, die ein poetisches Bedürfnis hat, in der reinsten Weise das kräftige, männliche Wesen zu überschätzen und zu verklären. Das kann dem Manne in seinem Gedankenleben außerordentlich wohlthun*) und ihm teilweise genügen. Mit dem zukunftsloseren Alter läßt sich eine derartige Poesie nur in sehr geringem Grade treiben, höchstens aus früheren Erinnerungen fortsetzen, nicht aber neu anspinnen.

Da wird es sehr naturgemäß, daß man in seinen alten Tagen die Gedanken niederschreibt, nicht wegen des hohen Wertes, die sie haben könnten, oder den man ihnen selbst beilegt, als vielmehr deshalb, weil ihnen eine andere Bethätigung versagt ist. Weniger mag dieser Fall eintreten, wo es viel parlamentarische Verhandlungen und öffentliches Leben im allgemeinen gibt. Aber hier auf dem Lande? — Da bleibt nichts übrig, als sich die unnützen Gedanken entweder abzugewöhnen, was den meisten mit Erfolg zu gelingen scheint, oder, wo es zu spät dazu geworden, seine Gedanken niederzuschreiben. In dieser Weise gedenke ich die folgenden Blätter eines Buches, das mir die Kinder vor fünf Jahren geschenkt haben, zu benutzen.

Religion (1873—75).

... Religion ist für ein Einzelwesen nicht recht möglich; man kann es in der Isolierung nur zu Philosophie und Theologie bringen. Ich vermisse in den mir bekannten Definitionen von Religion die Aufnahme dieses sozialen Charakters. Daher ist jeder wahrhaft religiöse Mann ein Proselytenmacher gewesen, d. h. der produktive Mann, der bloß rezeptive wenigstens ein Kirchengänger. Die Empfindung des Ewigen kann, denke ich, erst in der Gemeinschaft die rechte Kraft erlangen. Diejenigen, welche keinen Teil haben an dieser lebendigen Gemeinschaft, wie erbauliche Vorstellungen sie auch zu stande bringen, sind doch eigentlich ausgeschieden aus jeder Kirche und aus jeder Religion. Mit ästhetischen Spielereien läßt sich das nicht er-

Die Religion bedarf der Gemeinschaft.

*) Wie z. B. Stuart Mill im Gedankenaustausch mit Mistreß Taylor die größte Anregung zu seinem Schaffen fand. Anm. d. Herausgeberin.

setzen; man trägt wohl den Turban, um ungeschoren durch die Sahara zu gehen, aber es ist eben eine unschöne Akkommodation, d. h. innerlich lebt dagegen Widerspruch.

— —

Aus dem Studium der Metaphysik Kuno Fischers habe ich den bleibenden Gewinn gezogen, zu erkennen, wie das Unbegrenzte in jeder Beziehung die Vorbedingung, nie aber die erst der begrenzten Vorstellung gegenüberstehende Negation (Feuerbachsche Vorstellung) oder die aus derselben zu stande kommende Abstraktion (Herbartsche Ansicht) ist. Nicht das Abhängigkeitsgefühl allein (wie Schleiermacher es lehrt), sondern auch der Trieb, über das Flüchtige unserer persönlichen Empfindungen hinauszukommen, liegt der Religion, wie mir scheint, zu Grunde.

Innere Notwendigkeit der Religion.

Die drei fruchtbaren Felder des Charlatanismus unter den Menschen sind Religion, Medizin und Pädagogik gewesen, weil sie auf die der Menschheit tief eingeborenen, unabweislich zu stillenden Bedürfnisse sich beziehen. Das Sozialbedürfnis nach Religion ist gerade so wie das Bedürfnis nach Gesundheit. Es kann nicht die theoretische Ermittelung abwarten, es muß ihm gedient werden mit Sein oder Schein. Da ist denn der Boden, auf dem der Charlatanismus üppig wuchert, und es tritt ihm der absolute Zweifel entgegen. Aber es bleibt, wie Tocqueville gesagt hat: „l'athée n'est qu'un accident parmi les hommes", ebenso, wie es nur einzelne geben kann, die von der Medizin absolut keinen Gebrauch bei sich und den Ihrigen zulassen wollen. — Wenn ich unter Aberglauben nur die Ueberzeugung, daß man durch übernatürliche Wege, mittels religiöser oder andrer Prozeduren *sinnliche* Zwecke erreicht, verstehe, will ich zugeben, daß in jeder Religionsgemeinschaft abergläubische Menschen sich finden, aber nicht lauter solche Menschen! — Selbst Strauß wird etwas bange gegenüber den Sozialisten und den seiner Ansicht nach zu milde behandelten *Räubern*. Bin ich ganz versunken in der beschränkten Empfindung des eigenen Ichs, so geht der Mut leicht aus, und da hilft das Gebet nicht zu einem Grenzbegriff und nicht zu einer Person, sondern zu dem empfundenen Ewigen. Richtig scheint auch mir, daß man einen neuen Kultus, eine neue Form gemeinschaftlicher Andacht nicht konstruieren kann; aber das Alte läßt sich reinigen.

Ein Kultus läßt sich nicht *erfinden*.

Es hat von den menschheitlichen Kulturvölkern nicht ein jedes die Arbeit von vorn angefangen. So wenig die Deutschen einen Plato haben, so wenig haben sie für die Anregung religiöser Empfindung, was sie der Bibel an die Seite stellen könnten . . . Was Paulus den Glauben genannt hat, muß sich zur mächtigen Empfindung unsrer dauernden

Grundlage umbilden, — das Bekenntnis ist das Gesetz, das aus der Welt zu schaffen Paulus sich abmühte. Die *Empfindung* der *thatsächlichen* Grundlage des Ewigen für uns wie für das Universum durch menschliche Gemeinschaft zu begründen, das halte ich für die Aufgabe jeder Religionsgemeinschaft . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Endziel unserer Erkenntnis nach Keyserling.

Es ist ein interessantes Problem, die Ueberzeugungen der verschiedenen Philosophen in Bezug auf die Religion zu ermitteln. Ich stimme mit dem Ausspruch, daß Ordnung und Gesetz nur demjenigen bewußt ist, der die Gesetzlichkeit in seinem Inneren erkannt hat, überein. Ich habe Aehnliches, aber mysteriöser früher gesagt mit den Worten: „Was der Mensch in der Außenwelt zu erkennen trachtet, ist seinem letzten Ziele nach nichts andres als das *Geheimnis des eigenen Daseins*“. Ich glaube, daß man, wenn auch nicht die Philosophie, so doch den Philosophen erst recht kennen lernt, wenn man sein Verhalten zu diesem Geheimnis sich vergegenwärtigt, und in der Religionsphilosophie tritt das am nacktesten hervor.

Religion (1877).

Auferstehungsglaube im Koran.

5. Aug. — Der Koran sieht den Glauben als eine viel unerläßlichere Pflicht an, als das gute Handeln. Er stimmt darin mit dem Christentum überein, im Gegensatz zu dem Rationalismus, wie ihn Lessing scharf bezeichnet hat. Gegenstand des Glaubens, im Koran, ist, neben dem Einigen Gott, der aber Engel und Dämonen nicht wie der Mosaisch-Sadducäische Einzige Gott ausschließt, der *Auferstehungsglaube*. Handlungen können von dem Allbarmherzigen verziehen werden, aber der Glaube hinterher ist unmöglich und vergeblich. Wer an einen letzten Tag allgemeiner Auferstehung und Vergeltung *hier* nicht glaubt, verfällt der Hölle. Das Christentum hat dieses entscheidende Dogma zu sehr von andern Dogmen umgeben, um seine exklusive Wichtigkeit so scharf hervortreten zu lassen.

Koran: Glaube und Sittlichkeit.

8. Aug. — Durch die Lektüre des Korans werde ich recht aufmerksam auf den Gegensatz zwischen Glauben und Sittlichkeit oder auf ein Surrogatverhältnis zwischen ihnen. Wer an Cichorienkaffee gewöhnt ist, findet reinen Kaffee schwach; ebenso wer an religiöse

setzen; man trägt wohl den Turban, um ungeschoren durch die Sahara zu gehen, aber es ist eben eine unschöne Akkommodation, d. h. innerlich lebt dagegen Widerspruch.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus dem Studium der Metaphysik Kuno Fischers habe ich den bleibenden Gewinn gezogen, zu erkennen, wie das Unbegrenzte in jeder Beziehung die Vorbedingung, nie aber die erst der begrenzten Vorstellung gegenüberstehende Negation (Feuerbachsche Vorstellung) oder die aus derselben zu stande kommende Abstraktion (Herbartsche Ansicht) ist. Nicht das Abhängigkeitsgefühl allein (wie Schleiermacher es lehrt), sondern auch der Trieb, über das Flüchtige unserer persönlichen Empfindungen hinauszukommen, liegt der Religion, wie mir scheint, zu Grunde. Die drei fruchtbaren Felder des Charlatanismus unter den Menschen sind Religion, Medizin und Pädagogik gewesen, weil sie auf die der Menschheit tief eingeborenen, unabweislich zu stillenden Bedürfnisse sich beziehen. Das Sozialbedürfnis nach Religion ist gerade so wie das Bedürfnis nach Gesundheit. Es kann nicht die theoretische Ermittelung abwarten, es muß ihm gedient werden mit Sein oder Schein. Da ist denn der Boden, auf dem der Charlatanismus üppig wuchert, und es tritt ihm der absolute Zweifel entgegen. Aber es bleibt, wie Tocqueville gesagt hat: „l'athée n'est qu'un accident parmi les hommes“, ebenso, wie es nur einzelne geben kann, die von der Medizin absolut keinen Gebrauch bei sich und den Ihrigen zulassen wollen. — Wenn ich unter Aberglauben nur die Ueberzeugung, daß man durch übernatürliche Wege, mittels religiöser oder andrer Prozeduren sinnliche Zwecke erreicht, verstehe, will ich zugeben, daß in jeder Religionsgemeinschaft abergläubische Menschen sich finden, aber nicht lauter solche Menschen! — Selbst Strauß wird etwas bange gegenüber den Sozialisten und den seiner Ansicht nach zu milde behandelten Räubern. Bin ich ganz versunken in der beschränkten Empfindung des eigenen Ichs, so geht der Mut leicht aus, und da hilft das Gebet nicht zu einem Grenzbegriff und nicht zu einer Person, sondern zu dem empfundenen Ewigen. Richtig scheint auch mir, daß man einen neuen Kultus, eine neue Form gemeinschaftlicher Andacht nicht konstruieren kann; aber das Alte läßt sich reinigen. Es hat von den menschheitlichen Kulturvölkern nicht ein jedes die Arbeit von vorn angefangen. So wenig die Deutschen einen Plato haben, so wenig haben sie für die Anregung religiöser Empfindung, was sie der Bibel an die Seite stellen könnten . . . Was Paulus den Glauben genannt hat, muß sich zur mächtigen Empfindung unsrer dauernden

Innere Notwendigkeit der Religion.

Ein Kultus läßt sich nicht erfinden.

Grundlage umbilden, — das Bekenntnis ist das Gesetz, das aus der Welt zu schaffen Paulus sich abmühte. Die Empfindung der thatsächlichen Grundlage des Ewigen für uns wie für das Universum durch menschliche Gemeinschaft zu begründen, das halte ich für die Aufgabe jeder Religionsgemeinschaft . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist ein interessantes Problem, die Ueberzeugungen der verschiedenen Philosophen in Bezug auf die Religion zu ermitteln. Ich stimme mit dem Ausspruch, daß Ordnung und Gesetz nur demjenigen bewußt ist, der die Gesetzlichkeit in seinem Inneren erkannt hat, überein. Ich habe Aehnliches, aber mysteriöser früher gesagt mit den Worten: „Was der Mensch in der Außenwelt zu erkennen trachtet, ist seinem letzten Ziele nach nichts andres als das Geheimnis des eigenen Daseins". Ich glaube, daß man, wenn auch nicht die Philosophie, so doch den Philosophen erst recht kennen lernt, wenn man sein Verhalten zu diesem Geheimnis sich vergegenwärtigt, und in der Religionsphilosophie tritt das am nacktesten hervor.

Endziel unsrer Erkenntnis nach Keyserling.

Religion (1877).

5. Aug. — Der Koran sieht den Glauben als eine viel unerläßlichere Pflicht an, als das gute Handeln. Er stimmt darin mit dem Christentum überein, im Gegensatz zu dem Rationalismus, wie ihn Lessing scharf bezeichnet hat. Gegenstand des Glaubens, im Koran, ist, neben dem Einigen Gott, der aber Engel und Dämonen nicht wie der Mosaisch-Sadducäische Einzige Gott ausschließt, der Auferstehungsglaube. Handlungen können von dem Allbarmherzigen verziehen werden, aber der Glaube hinterher ist unmöglich und vergeblich. Wer an einen letzten Tag allgemeiner Auferstehung und Vergeltung hier nicht glaubt, verfällt der Hölle. Das Christentum hat dieses entscheidende Dogma zu sehr von andern Dogmen umgeben, um seine exklusive Wichtigkeit so scharf hervortreten zu lassen.

Auferstehungsglaube im Koran.

8. Aug. — Durch die Lektüre des Korans werde ich recht aufmerksam auf den Gegensatz zwischen Glauben und Sittlichkeit oder auf ein Surrogatverhältnis zwischen ihnen. Wer an Cichorienkaffee gewöhnt ist, findet reinen Kaffee schwach; ebenso wer an religiöse

Koran: Glaube und Sittlichkeit.

Moral sich gewöhnt hat. Ihm scheint alle Sittlichkeit ohne Religion schwach, wenn nicht gar ein glänzendes Laster, nach Vorgang des heiligen Augustin. Im Koran ist beständig wiederholt, daß derjenige, der an die Auferstehung an einem besondern Tage der Vergeltung nicht glaubt, unwiederbringlich verloren ist; wer aber nicht gut handelt, dem bleibt die Hoffnung, daß Gott allbarmherzig ist. Das ist der eigentliche kritische Punkt für den Rationalismus. Ihm ist der Glaube gleichgültig, wenn nur gut gehandelt wird — dem Gegner ist das Handeln unerheblich, wenn nur geglaubt wird. Beide haben einen kategorischen Imperativ, aber verschiedenen Inhalts. Du sollst glauben, das übrige findet sich, fordert der Religiöse — und erzwingt die Heuchelei, da man nicht gegen seine Erkenntnis glauben kann. Du sollst gut handeln, die Religion ist gleichgültig, fordert der Rationalist — und führt zur Irreligion. Lessing hat den Punkt unübertrefflich einfach bezeichnet:

„Begreifst du nun,
Wie viel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist." — — — Lessing ist der Vater des Rationalismus.

Die reine hebräische Lehre.

20. Okt. — Die reine hebräische Lehre hält als an festen Punkten, an den Vorstellungen: 1. Der ewige einzige Gott ist der Schöpfer aller Dinge, die daher nicht ewig sind. — 2. Der Mensch hat keine andre Fortsetzung, als in seinen Nachkommen. — 3. Ein Weltgericht ergeht über alle Völker, das der sittlichen Weltordnung Genüge thut. — Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, sagt Hegel, und nicht anders lehren die Propheten.

Die apokalyptischen Vorstellungen sind vielleicht im Koran am reinsten aufbewahrt. Aus dem Leichnam entwickelt sich einst eine neue lebendige Gestalt.

Die Hellenisch-Philonische Auffassung, zu der Paulus und der vierte Evangelist ebenfalls gelangen, haben leiblose, unerschaffene Seelen, unzerstörbarer Natur zur Voraussetzung.

Gott als Endziel der Schöpfung.

Die moderne Naturforschung drängt zurück zu der altbiblischen Vorstellung, mit dem einzigen Unterschied, daß sie den Gott als ein Wesen auffaßt, das mehr und mehr in der Welt sich verwirklicht, so daß von Hause aus der Schöpfer nicht als eine fertige Persönlichkeit der Schöpfung gegenüberstand, sondern als bestimmendes, unendlich fernes Ziel ihr vorsteht. Dem Ziel die Schöpfung näher zu bringen, dazu lebt alle Kreatur, und darin ist sie selig.

Wie schlecht sind alle vermeintlichen Offenbarungen über die Be-

schaffenheit des Jenseits ausgefallen! Hienieden fühlen wir Seligkeit: 1. in der Liebe, 2. in der Kunst, 3. in der Weisheit. Mit diesen Seligkeiten wußten die Religionsstifter ihr Paradies nicht zu schmücken, sondern nur mit Prachtgegenden und Prachtbauten, Tafelfreuden und Befreiung von Uebeln.

Die drei Seligkeiten hienieden.

27. Okt. — Ich dachte daran, wie die Hebräer A. T. mit dem Gefühl ihrer Fortsetzung in Samen und Namen sich genügen ließen und in dem Bewußtsein der Gemeinschaft mit Gott sich zur Sittlichkeit erhoben, ohne von einem Leben nach dem Tode etwas zu Hilfe zu nehmen. Das schien mir ausgedrückt in dem Psalmvers 73, 25: „Wenn ich dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." Das dachte ich mir schon als passende Grabschrift. Nun aber, als ich den Text vergleiche, finde ich, daß Luther es ist, der diese großartige Gottesgemeinschaft erst hinzugebracht hat. „Wen habe ich im Himmel, und neben dir liebe ich nichts auf Erden, heißt das Original!" Das klingt lieblos. Der Himmel ist leer, und auf Erden gibt es nichts zu lieben, nur der Gott im Herzen bietet Trost! Das ist der Sinn.

Die Hebräer brauchen keine Unsterblichkeit.

Luthers schöne Variation des Psalmverses 73, 25.

31. Dez. — Aus dem Rückblick auf das Jahr 1877.

Darwinismus = neue Religion.

Das innere Leben spinnt sich immer näher an die „neukeimende Religion", wie C. von Baer mir scherzweise den Darwinismus bezeichnete. Es fehlen ihm zur Religion die Gemeinschaft, die Observanzen. Aber seine eigentümliche Kosmogonie ist doch eine religiöse Grundlage, auf der sich das Weitere entwickeln muß.

Physiologische Psychologie (1877).

12. Juni. — Meine Gedanken haben sich abermals den psychologischen Geheimnissen zugewendet, wie sich diese durch die Traumerscheinungen verraten.

Seelentheorie.

Neu ist mir der Gedanke entgegengetreten, daß die Seele viel zutreffender als ein katoptrisches Werkzeug verbildlicht wird. Die Sinne führen die Strahlen der Außenwelt ihr zu. Das eigentliche Hirn ist der Hintergrund, auf welchen die Seele die Strahlen projiziert. Dort entstehen dauernde Nachbilder, die ihre Strahlen wieder auf die Seele zurückwerfen. Sichtbarer werden sie, wenn die frischen

Die Seele = ein katoptrisches Werkzeug.

energischeren Strahlen der Sinne ausgeschlossen sind. Die ewige Bewegung der Nachbilder hängt mit der nie stille stehenden Blutrieselung zusammen, die bald dem einen, bald dem andern Teilchen dieses Uebergewicht zuführt. Das stärkere Bild drängt sich vor. Die Seele ordnet wie ein Kaleidoskop die Materialien, ob sie ihr geliefert werden durch Reize von der Außenwelt oder durch Reize aus der Tiefe des Gehirns. Die Seele ist ein sich Wahrnehmendes! Diese nicht weiter zu erklärende Thatsache ist als Faktum anzunehmen. Empfindung ist nichts andres, als „sich wahrnehmen". Damit hört die Gleichgültigkeit auf gegen die Lage der Teilchen oder die Außenwelt. Dann muß ein Streben sich einstellen, diejenige Lage herbeizuführen, die gelegener, angenehmer, schmerzloser ist.

Die Seele ist ein sich Wahrnehmendes.

Willen, — daher willkürliche Bewegungen.

Nimmt das katoptrische Werkzeug sich und seine Bewegungen wahr, so wird es Willen haben. Dem Willen entsprechen Bewegungen der willkürlichen Muskeln. Die Nerven vermitteln diese Bewegungen. Das katoptrische Werkzeug müßte Reize auf dieselben überleiten können. Durch die Assoziation mit den Bildern in der Seele entstehen die zweckmäßigen Bewegungen. Die Bewegungen im Traume kommen zu stande ohne oder mit geringer unwesentlicher Muskelbewegung, da schon die Vorstellung hinreicht, um im Phantasma die Bewegungen als bewerkstelligt erscheinen zu lassen.

Bewegungen im Traum.

Notwendigkeit einer sich selbst wahrnehmenden Substanz.

Wie ich mir auch die Sinneswerkzeuge, z. B. das Auge, denke, zuletzt bedarf es irgendwo eines Reizes in einer Substanz, die sich selbst wahrnimmt. Es ist daher nicht eine Hypothese, sondern eine zwingende Schlußfolge, daß zu der Gesichtsempfindung eine sich wahrnehmende Substanz gehört — die aber in sich auch die andern Sinnesreize aufzunehmen fähig ist. Denn sonst wäre zwischen der sehenden, hörenden u. s. w. Substanz immer eine vereinigende nötig, um eine einheitliche Vorstellung von dem Sicht- und Hörbaren hervorzubringen.

Seele.

Soweit Empfindung, ist auch Seele. Den Pflanzen kann man sie nicht zuschreiben, aber wohl allen mit Zweckbewegung und Nerven versehenen Organismen.

Diese Andeutungen bleiben weiterer Ausführung und Begründung vorbehalten.

Philosophie (1877).

Schema zu einer Weltauffassung.

27. Okt. — Ich denke daran, meine Weltauffassung niederzuschreiben, weil ich sie erst dann selbst im Zusammenhange übersehen kann. Das Unternehmen wird aber schwierig, wenn ich auch darauf verzichte, die Ueberzeugungen vollständig zu deduzieren, und nur kurze Aussprüche machen möchte, gleichsam Bekenntnisse. Um die Masse nicht durcheinander zu mischen, bedarf es einer vorläufigen Uebersicht ihrer Bestandteile. Etwa folgende Einteilung ließe sich versuchen:

A) Genesis: 1. des Menschen, 2. der Organismen, 3. der Weltkörper, 4. der Substanzen.

B) Gnosis*): 1. der Materie, 2. des Geistes, 3. der Menschenseele, 4. Gottes.

C) Praxis: 1. des Guten, 2. des Schönen.

5. Nov. — Ich habe versucht, meine Ideen von der Genesis des Menschen niederzuschreiben. Es will nicht recht fließen.

Gottesvorstellung und Ichvorstellung.

21. Nov. — Man muß sich seinen Gott nach dem eigenen Bilde bauen, davon kommt man einmal nicht los. Wenn aber das Bild, das wir uns von uns selbst machen, ein ganz andres geworden, wie soll Gott dabei derselbe bleiben? Unser Seelenwesen ist der Einigungsort aller Sinneseindrücke, aller abstrakten Gedanken, aller Erinnerungen. Daß es sich hinüberfühlt aus einem in den andern Moment, als ein und dasselbe, ununterbrochen, das gibt ihm erst Wert für das Leben. Würden solche Zufälle passieren als häufige tägliche Vorfälle, daß alles Bewußtsein der Vergangenheit weggewischt würde — wie man in einzelnen Krankheitsfällen will beobachtet haben —, dann wäre es aus mit der sittlichen Verantwortlichkeit, mit dem Erwerben von Kenntnissen, mit der Freude über die Produktionen. Ebenso: die Welt hört auf, Gegenstand eines möglichen Interesses als Ganzes zu sein, wenn ich darin nicht ein sich fortfühlendes, ewiges Selbst annehme. Bei der anatomischen Untersuchung unsers Gehirns, als des Seelenorgans, vermissen wir aber die dominierende Zelle. Sie muß vorhanden sein, diese Zelle, aus einer Substanz, die sich selbst wahrnimmt, deren Empfindungen die Vorstellung von Bewegungen erzwingen und darin die Bewegungen zu Empfindungen werden, die ihrerseits wieder Bewegungen erzeugen. Diese Einheit ist, nur bildlich zu sprechen, wie ein Brennpunkt im parabolischen Spiegel, wie der dynamische Schwer-

Das Erinnerungsvermögen ermöglicht das Verantwortlichkeitsgefühl.

Notwendigkeit einer dominierenden Seelenzelle, gleich einem .

Brennpunkt im parabolischen Spiegel. Analogie mit dem

---

*) Erkenntnis.

astronomischen Schwerpunkt im Universum.

punkt aller Hirnzellen. Die Astronomie hat uns ein analoges Verhältnis im Universum enthüllt. Die Systeme der Weltkörper: 1. der Planet mit seinen Trabanten; 2. die Sonnen (Fixsterne) mit ihren Planeten; 3. die Fixsternschicht, die wir von der Milchstraße umgürtet sehen, mit der vielleicht das Universum erschöpft ist (oder, falls die auflöslichen Nebelflecke, wie man gemeint hat, Fixsternsysteme darstellen, die selbst ein Zentrum umkreisen), — sind Drehscheiben mit einem Schwerpunkt. Bei den niederen Ordnungen, Sonnensystemen und Planeten mit Trabanten, ist der Schwerpunkt materiell; bei dem Universum, gerade wie bei dem Menschen, nur virtuell. In diesen

Gott als Schwerpunkt = Brennpunkt des Universums.

Punkt ist, nach unsern heutigen Anschauungen, Gott zu verlegen, als das Seelenwesen des Universums, das nie fertig sein kann in Wirklichkeit, da es unendlich ist in seinen Aufgaben. Der unräumliche

Der unräumliche Gott ist eine leere Abstraktion.

Gott, mag man da herumdrehen, so viel man will, bleibt eine hohle Abstraktion; der in aller Substanz verbreitete dagegen, ein bewußtloser, wie es auch der Mensch bliebe, wenn nicht etwas da wäre, was den

Notwendigkeit eines Einigungsorts für die Sinneseindrücke.

Geruchseindruck ebenso wie den des Gehörs und des Gesichts versteht, was Nase, Ohr und Auge für sich nicht leisten. Die Seele als Resultante anzusehen ist ein Ausdruck, bei dem sich sehr Verschiedenes denken läßt; aber wenn man glaubt, die Forderung eines Einigungsortes damit abgewiesen zu haben, so hat man sich eben, ohne an das Ziel zu gelangen, beruhigen wollen. Die moderne Theologie muß

Gott als Schwerpunkt des Universums.

sagen: Gott sitzt im Schwerpunkt des Universums. Da werden alle Vibrationen und Rotationen zu Empfindungen, die Empfindungen machen alle Vibrationen wahrnehmbar, und diese Wahrnehmungen werden erste Ursache neuer Rotationen; gerade so wie in der Menschen-

Wille im Menschen als erste Ursache.

seele sich die Willensäußerungen nach den Wahrnehmungen richten, aber aus eigener Energie; für die man sich verantwortlich weiß, im Widerspruch mit dem, an nie zu Ende gelangende Kausalität gebundenen Denken.

Unzulänglichkeit des metaphysischen Gottes.

21. Dez. — Für das Ding an sich, für die intelligible Welt, brauchen wir gar keinen Gott. Solche Unzugänglichkeiten werden durch das Hinzubringen eines metaphysischen Gottes weder erkennbarer, noch liebenswürdiger. Was wir brauchen, ist ein zusammenhängendes und einigendes Wesen in der Erscheinungswelt. Es ist diese Welt, die für uns sittlicher Wertschätzung und ewig fortwirkenden Bewußtseins bedarf.

Religion (1878).

8. April. — Nur ein Wahnsinniger hätte sich bei Entstehung des Christentums vorstellen können, daß es die antike Kultur zerstören würde. Jetzt stehen wir etwa dem Sozialismus ebenso gegenüber? Wird er den Untergang der modernen Kultur herbeiführen? Kann es mir nicht denken. Die Wissenschaft ist der Industrie unentbehrlich geworden, und ohne Industrie gibt es das Wohlleben nicht, das der Sozialismus erstrebt. Die individuelle Freiheit ist schöpferischer geworden als jemals. Aber zu verkennen ist der verwandte Zug in Christentum und Sozialismus nicht. Les extrêmes se touchent. Weltflucht und Weltsucht hassen beide die Freiheit und schmähen dann, was sich durch Wissenschaft und Kunst selbständig fühlt und erhebt.

Christentum und Sozialismus.

3. Juni. — Max Müllers Vorlesung über die Wahrnehmung des Unendlichen (in dem Maiheft der Rundschau) vertritt die Ansicht, daß uns das Unendliche nicht als ein Abstraktum, sondern als eine mit dem Endlichen notwendig verknüpfte Wahrnehmung gegeben ist. Wie ich mich sonst ausdrückte: das Unendliche ist das erste, und alles Endliche ist nur als eine Schranke innerhalb des ursprünglich Unbegrenzten zu erkennen. Aber mir ist wichtiger die Belehrung, die Max Müller darüber gibt, daß eine Definition von Religion, wenn sie wirklich umfassen soll, was sich auf diesem Gebiet historisch gezeigt hat, den Kultus und das Bekenntnis nicht mit aufnehmen darf. Der Benediktiner-Bischof Salvado erzählt von den Eingeborenen im westlichen Australien bei der Mission Neu-Nursia, daß sie an einen menschenartigen, gütigen Schöpfer, Motogon, glauben, der indes altersschwach geworden und nun tot sei; — ferner an einen Schöpfer des Bösen, Cigaga, der unversöhnlich ist. Daher haben sie weder Kultus noch Verehrung für etwas. Sobald ich den Kultus hineinbringe, mache ich aus der religiösen Gemeinschaft ein Gehege der Zwietracht; — bringe ich das Bekenntnis hinzu, so wird es eine Zwangsjacke für die Vernünftigen und ein Strafinstrument zur Begründung abergläubischer Priesterherrschaft. In der Anlage oder potentiellen Energie zur Erfassung des Unendlichen liegt, nach M. Müller, das Wesen der Religion. Ich würde sagen, der Hang zu dem Dauernderen, der zur Liebe des Ewigen leitet, macht das Wesen der Religion aus.

Max Müllers Vorlesung über das Unendliche.

Das Endliche nur eine Schranke im Unendlichen.

Kultuslosigkeit der Eingeborenen von Neu-Nursia.

Wesen der Religion nach Keyserling.

3. Juli. — In Fickel, wo ich einige Tage bei meinem erblindeten Freunde, dem Baron B. Uexküll, verbrachte, las ich Voltaires

Voltaires Abhandlung über die Toleranz.

Traité de la Tolérance. Diese Abhandlung verdient immer wieder gelesen zu werden. Daß die Juden zuerst Unsterblichkeit der Menschen nicht kannten, wird von Voltaire gut auseinander gesetzt. Es ist aber diese Abhandlung nur eine Reihe zusammengefaßter Gelegenheitsschriftchen für die Familie Calas ꝛc. Darunter eines für den Major Keyserling, ein Fragment zu seinem Gebrauch in Polen! Klare Darstellungen und Begrenzungen des Wesens der Toleranz und der dazu geeigneten Mittel bietet Voltaire nicht. Meine Gedanken bleiben bei der Formel stehen: Religiöse Meinungen und Gemeinschaften sollten gleich sein unter dem Gesetz; jede Beziehung auf Religion muß dann im Gesetz und Staatsbudget aufhören, da sonst die Gleichheit aufhören muß oder illusorisch wird.

Toleranz.

6. Juli. — (Deutsche Politik.) Die religiöse Reaktion ist ein Kunstdrama mit gewöhnlichen Menschen, die in Prophetenkostüm auftreten und sich in ihre Rollen vielleicht hineinstudieren können. Aber Schauspieler bleiben sie.

Religiöse Reaktion in Deutschland.

6. Juli. — Gewisse Bekenntnisse wirken auf die Menschen noch immer wie der Knecht Ruprecht auf die Weihnachtskinder, die sich ins Dunkel flüchten, um das Entsetzliche nicht zu sehen. Dazu gehört an erster Stelle der Atheismus. Innerlich entschiedene Atheisten sind in meinen Gesichtskreis gefallen: der Finanzminister Graf Georg Kankrin*), — der Dr. S., — vielleicht der Graf und General P. P., — lauter Männer von echtem Schrot und Korn, denen zur Seite nur wenige zu stellen sein dürften. Mag es unter den Halunken auch Atheisten geben, so ist der Atheismus ein so wenig zu empfehlendes Aushängeschild zu Bubenstücken, daß sie es sorgfältig verbergen. Der offene Atheist kann die Absicht nicht haben, seine Mitmenschen zu hintergehen. Man sollte also in vollkommener Ruhe die Betrachtung des Atheismus vor dem wissenschaftlichen Denken und dem sittlichen Fühlen, Wollen und Handeln untersuchen. Ich bin lange innerlich damit beschäftigt und auf verschiedene Stufen damit geraten, ohne mit Zuversicht ans Ziel zu gelangen. Wiewohl von frühester Jugend mit Zweifeln kämpfend und zu entgegengesetzten Gefühlen gedrängt, herrschte ein naiver Deismus, mit mystischer Romantik durchschossen, in mir vor. Der philosophische Gott, für den die Beweise unter

Ruhige Prüfung des Atheismus.

Rechtschaffene Atheisten.

Religiöse Entwickelung Keyserlings.

*) Vergleiche: Aus den Reisetagbüchern des Grafen Georg Kankrin, ehemaligen Kaiserlich russischen Finanzministers, aus den Jahren 1840—1845. Mit einer Lebensskizze Kankrins herausgegeben von Graf Alexander Keyserling. Braunschweig, Verlag der Hofbuchhandlung von Ed. Leibrock, 1865.

Anm. d. Herausgeberin: Der Graf Kankrin stammte aus Hanau in Hessen.

Kants Kritik auf immer verflogen sind, wurde mir zuwider, weil er der Empfindung wertlos gegenübersteht. Ein Gott, der überall ist, kann sich nicht bewegen, — der alles weiß, kann nichts erfahren, — der alles geschaffen und verursacht hat, dem ist alles gleich. An einem solchen hohlen Begriff, der über Liebe und Not der Menschen hinwegsieht, der mit derselben Freundlichkeit dem Redlichen wie dem Spitzbuben zulächelt, kann man sich nicht lange ergötzen, sobald man ihn scharf ins Auge faßt. In den Wunderwerken der Natur war mit der Vorstellung eines vor der Natur existierenden Schöpfers nichts zu erforschen und zu erklären. Ich ahnte, vor Darwin, einen andern Zusammenhang. Wissenschaftlich ist dieser von Darwin und seinen Anhängern enthüllt. Nicht auf den Standpunkt eines Voltaire gerät man, sondern auf den des großen Pascal. Aus seinen Gedanken sei hier das Hingehörige wiederholt*): Ces personnes destituées de foi

Der philosophische Gott ist wertlos für die Empfindung.

Ein präexistierender Gott erklärt nichts

Darwins Erklärung der Natur.

Pascals Standpunkt.

*) Diejenigen Menschen, denen weder Glaube noch Gnade innewohnt, die ihre ganze Einsicht aufbieten, um in der Natur dasjenige zu finden, was sie zur Erkenntnis Gottes führen könnte, finden nur Dunkel und Finsternis. Diesen zu sagen, daß sie aus den geringsten Dingen ihrer Umgebung Gott erkennen können, und ihnen als Beweis für jenen großen und wichtigen Gegenstand nur den Lauf des Mondes und der Planeten anzuführen und dabei zu behaupten, mit derartigen Redensarten den Beweis erschöpft zu haben, das ist ihnen gerechten Anlaß zur Meinung zu geben, daß die Beweise für unsre Religion recht hinfällig sind, und ich weiß aus Einsicht und Erfahrung, daß nichts geeigneter ist, ihre Verachtung hervorzurufen. . . . Ich werde es daher nicht unternehmen, mit natürlichen Gründen die Existenz Gottes oder die Dreieinigkeit der Seele zu beweisen . . . nicht nur, weil ich mich nicht stark genug fühle, um aus der Natur Beweise zu finden, die verstockte Atheisten überführen könnten, sondern auch, weil diese Erkenntnis ohne Christus unnütz und unfruchtbar wäre. Sollte auch jemand davon überzeugt sein, daß die Verhältnisse unter den Zahlen immaterielle, ewige, von einer ersten sie begründenden Wahrheit, die wir Gott nennen, abhängige Wahrheiten seien, ich könnte nicht glauben, daß er damit für das Heil seiner Seele einen wesentlichen Fortschritt gemacht hätte. Es ist zu beachten, daß ein kanonischer Schriftsteller sich nie der Natur bedient hat, um Gott aus ihr zu beweisen. . . . Die metaphysischen Beweise von Gottes Dasein sind den menschlichen Gedanken so fremd und so verwickelt, daß sie wenig Eindruck machen; und wenn sie auch einzelnen nützlich sein könnten, so wäre es doch nur für den Augenblick, wo sie diese Beweisführung vor sich sehen, aber eine Stunde nachher fürchten sie, sich getäuscht zu haben: „Quod curiositate cognoverint, superbia amiserunt“ . . . Der Gott der Christen ist nicht etwa ein Gott, der nichts weiter ist als der Urheber geometrischer Wahrheiten und der Ordnung der Elemente. . . . Der Gott der Christen ist ein Gott, „welcher die Seele empfinden läßt, daß er ihr einziges Gut — ihr Frieden ist, und daß es keine Freude für sie gibt, außer in der Liebe zu ihm. Diejenigen, welche behauptet haben, sowohl Gott zu kennen, als ihn ohne Christus beweisen zu können, hatten nur ohnmächtige Beweise zur Hand. Aber um Christus zu beweisen, haben wir

Pascals Erkenntnis der Ohnmacht der Beweise Gottes aus der Natur und ihrer Wertlosigkeit für das Gemüt.

et de grâce, qui recherchent de toute leur lumière tout ce qu'ils voient dans la nature qui peut les mener à cette connaissance (de Dieu) ne trouvent qu'obscurité et ténèbres. Dire à ceux-là, qu'ils n'ont qu'à voir la moindre des choses qui les environnent et qu'ils y verront Dieu à découvert, et leur donner pour toute preuve de ce grand et important sujet, le cours de la lune et des planètes, et prétendre avoir achevé sa preuve, avec un tel discours, c'est leur donner lieu de croire, que les preuves de notre religion sont bien faibles; et je vois par raison et par expérience, que rien n'est plus propre à leur en faire naître le mépris. . . . Et c'est pourquoi je n'entreprendrai pas ici de prouver par des raisons naturelles ou l'existence de Dieu, ou la Trinité, ou l'immortalité de l'âme; . . . non-seulement parce que je ne me sentirais pas assez fort pour trouver dans la nature de quoi convaincre des athées endurcis, mais encore parce que cette connaissance, sans Jésus-Christ, est inutile et stérile. Quand un homme serait persuadé, que les proportions des nombres sont des vérités immatérielles, éternelles et dépendantes d'une première vérité en qui elles subsistent et qu'on appelle Dieu, je ne le trouverai pas beaucoup avancé pour son salut. C'est une chose admirable, que jamais auteur canonique ne s'est servi de la nature pour prouver Dieu. (Hiob 12, 7—9 erkennt dennoch die Beweise vom Dasein Gottes in der Natur sehr wohl an. Pascals Bibelkenntnis war eine sehr beschränkte und tendenziöse.) Les preuves de Dieu métaphysiques sont si eloignées du raisonnement des hommes, et si impliquées, qu'elles frappent peu; et quand cela servirait à quelques-uns, ce ne serait que pendant l'instant qu'ils voient cette démonstration; mais une heure après ils craignent de s'être trompés. „Quod curiositate cognoverint, superbia amiserunt.“ Le Dieu des Chrétiens ne consiste pas en un Dieu simplement auteur des vérités géométriques et de l'ordre des éléments. . . . Le Dieu des Chrétiens est un Dieu, qui fait sentir à l'âme qu'il est son unique bien; — que tout son repos est en lui, qu'elle n'aura de joie qu'à l'aimer. Tous ceux, qui ont prétendu connaître Dieu et le prouver sans Jésus-Christ n'avaient que des preuves impuissantes. Mais pour prouver Jésus-Christ,

Pascals Bibelkenntnis beschränkt.

---

die Prophezeiungen, welche thatsächliche und handgreifliche Beweise sind . . . ohne diese und die Schrift, ohne Erbsünde und den notwendigen Mittler kann man durchaus nicht Gott beweisen, noch eine richtige Doktrin und eine richtige Moral lehren.

nous avons les prophéties, qui sont des preuves solides et palpables. ... Hors de là et sans l'Ecriture, sans le péché originel, sans médiateur nécessaire, on ne peut prouver absolument Dieu, enseigner une bonne doctrine, ni une bonne morale. — Der geniale Glaubensheld des 17. Jahrhunderts kannte die Ohnmacht aller angeblichen Beweise für das Dasein Gottes und die Wertlosigkeit aller darauf gegründeten Ueberzeugungen. Was aber erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann und erst jetzt zur Vollendung gelangt, ist der Beweis von der vollständigen Unzuverlässigkeit der historischen und prophetischen Zeugnisse in der Bibel und anderweitig. Den Beweis, den Pascal übrig gelassen hat, den haben Strauß und Bauer u. a. vollständig zerstört. Ist nun die Darstellung von einem Dasein Gottes nicht ein bloßes Hirngespinst, notwendig als eine Wahnvorstellung, die auf der Entwicklungsbahn der menschlichen Erkenntnis einen großen Raum füllt, an dessen Ende wir gegenwärtig stehen? Das Interesse, das wir nehmen an den Fortschritten des Daseins, ist nicht willkürlich und nicht entbehrlich für unser Denken und Thun. Ist auch das etwa erklärbar ohne einen persönlichen Gott? Darauf spitzt sich die Untersuchung für mich zu.

Bibelkritik von Bauer und D. Fr. Strauß.

Ist das Interesse am Fortschritt erklärbar ohne persönlichen Gott? Untersuchung obiger Frage.

7. Juli. — Auch in dieser Untersuchung gibt es nur einen sicheren Weg. Er muß ausgehen von dem Bekannten und verbleiben in den Grenzen des Vorstellbaren. Bekannt ist das Interesse jedermanns an dem eigenen Wesen, so weit die Erinnerung zurück und die Hoffnung vorwärts reicht. Wie ist das möglich? Das Ich muß als dasselbe sich empfinden und vorstellen in Vergangenheit und Zukunft. Würde der Schlaf z. B. die Fortsetzung des Bewußtseins unterbrechen, könnte man sich weder durch Versprechungen über den Schlaf hinaus binden, noch mehr Sorge, als für einen Andern, über die Periode des Wachens hinaus tragen*). Es dehnt sich nun dieses Interesse aus auf Gattin und Kinder. Auf daß es ihnen wohlgehe auf Erden, hat so mancher sein Leben hingegeben. Die Familie ist die Fortsetzung des Ichs, die Völker sind die Fortsetzung der Familie; die Menschheit ist das Beharrliche in den Völkern. An diese Gemeinschaften heftet sich das Interesse des einzelnen, und dennoch glaubt er nicht an ein besonderes Familien-Ich, an ein Volks-Ich und an ein Menschheits-Ich. Wozu soll er wegen des Anteils, den ihm der Fortschritt in der Natur einflößt, und wegen der Thatsache, daß ein solcher

Die Vorstellung des einheitlichen Ichs muß ununterbrochen in der Zeitfolge sein.

Die Familie ein erweitertes Ich.

Volk — erweiterte Familie.

Menschheit — das Beharrliche in den Völkern.

*) Nicht die Erinnerung, daß ein Versprechen gegeben, genügt; die Empfindung, daß ich noch immer derselbe bin, der es gab, ist unentbehrlich.

Fortschritt stattgefunden hat, ein Natur-Ich, den von Dove sogenannten Universus annehmen? Die thatsächliche Förderung in Familie, Volk und Menschheit genügt. Ob sie von einer undankbaren Nachwelt verkannt wird, ändert nicht das Geringste an ihrem Wert. Die Erzeuger sorgen für die Erzeugten wegen Kausalitätsgefühl, nicht wegen Kausalitätserkenntnis, sei es ihre eigene Erkenntnis oder die der Erzeugten. Erkennbar ist aber freilich alle Kausalität, und sie kann daher immer in einem empfindenden Wesen Wohlgefallen oder Mißfallen erregen, und diese Möglichkeit macht das Interesse bewußter Wesen in sympathischer Weise verständlich für eine nicht zu begrenzende Vergangenheit und Zukunft. Um bildlich das Verhältnis zu versinnlichen: das Dauernde in der Menschengemeinschaft kann in jedermann erwachen; es schläft und träumt und dämmert inzwischen. Wir überschreiten das Gebiet der Erfahrung nicht, wenn wir dasselbe Verhältnis auf das Universum ausdehnen. Das Göttliche erwacht in den mit Selbstwahrnehmung begabten Organismen und steigert sich bis zu dem Menschen, der mehr und mehr als Menschheit sich auf der Erde empfinden lernt und in dem Weltall den einheitlich waltenden Plan und Fortschritt. Sobald der Mensch einen individuellen Geist außerhalb des Universums hinzudenkt, macht er ein Prinzip, ein Abstraktum zur Person und gerät auf Widersinniges. Aber ein in ihm selbst erwachendes Göttliches, der Inbegriff alles Strebens zum Wahren, Schönen und Guten, erkennt ein jeder normale Mensch; und dieses Erwachen kann sich auf andre Menschen übertragen. Das ist die herrliche Aufgabe, in sich und in andern das Göttliche zu erregen und durch die ununterbrochene Gemeinschaft brennend zu erhalten und zu steigern. Das Gebet soll das Göttliche im Menschen erwecken, darin er, wie Pascal, sein einzig Gut, seine Stille, seine wahre Liebesfreude empfindet.

Gott in der Menschheit. — *Das Dauernde in der Menschengemeinschaft.* — *Das Göttliche im Universum erwacht und steigert sich bis zu dem Menschen.* — *Das im Menschen erwachende Göttliche.* — *Das Gebet erweckt das Göttliche im Menschen.*

20. Nov. — Alle Religionen verdienen unter dem Goetheschen Titel „Dichtung und Wahrheit“ zusammengefaßt zu werden. Da ist es wesentlich, die Wahrheit nicht für bloße Dichtung oder umgekehrt zu halten. Keine Religion bietet aber das Unterscheidungsmittel. Die Offenbarung wird um so gewaltiger, je mehr sie sich zu dichterischem Schwunge erhebt. Die natürlichen Einsichten, die Philosophie, müssen schließlich die Grenzlegung vollführen. Dabei gibt es aber beklagenswerte Irrungen; und weil die Religion behauptet, lautere Wahrheiten zu bieten, obwohl sie dichtet, wird sie für Lüge erklärt, oder wieder, weil die dichterische Form für bloße Hülle genommen wird, hört sie auf, zu erheben, und wird dürre, orthodoxe Dogmatik.

23. Dez. — „Mit Kant ist es, wie mit dem Seiltanzen, das man nur in der Jugend erlernen kann." Das Wort ist von Lichtenberg, und er hat recht. Ich würde für die Prima der Gymnasien einen Kursus Kantischer Philosophie als prophylaktische Lehre gegen den Dogmatismus, den skeptischen mit eingeschlossen, für zuträglich halten. Das Leben wird zu den erforderlichen Moderationen und Erweiterungen schon führen, auch dagegen schützen, daß man Gott, Freiheit, Unsterblichkeit auf eine metaphysische Welt beschränkt, in der diese Vorstellungen uns durchaus nichts helfen können, während wir sie in der Erscheinungswelt nicht oder kaum entbehren können.

Kants Philosophie soll man in der Jugend kennen lernen.

Physiologische Psychologie (1878).

15. April. — Ueber die Natur der Seele könnte man auf Grund der neueren Erkenntnisse besser urteilen, als die Zeitgenossen es thun. Die Materie hat Geschmack, aber selbst schmeckt sie nicht, — die Blume duftet und kann nicht riechen, — die Saite schwingt, aber hört nicht, — das Licht strahlt, aber sieht nicht, — die elektrische Ladung gibt einen empfindlichen Schlag, aber empfindet nicht, — das sind doch alles Trivialitäten. Dennoch hat sich die Vorstellung befestigt, als könnte die Seele, die sich selbst wahrnehmende Energie, die Resultante sein aus einer großen Anzahl sinnlicher Funktionen, die nur auf Leitungen und Ansammlungen von Reizen hinarbeiten. Der ausgeschnittene Muskel, mit Blut gehörig durchrieselt, lebt weiter, sein Nerv leitet die Reize, bewirkt Zuckungen. Aber der Muskel empfindet nicht und hat von seinen Bewegungen keine Vorstellung. Es fehlt ihm die sich wahrnehmende Energie. — Wir kennen das merkwürdige Phänomen dieser Energie nur in uns direkt. Wir wissen, daß diese Energie, um sich in der Zeitfolge als das Bleibende zu fühlen, eine kontinuierliche sein muß. Wir schließen aus den Bewegungen der Mitmenschen und der Tiere, daß auch in ihnen diese Energie sein muß. Es ist eine scholastische Idee, daß die Tiere kein Selbstbewußtsein haben und dadurch von den Menschen sich unterscheiden. Für diese Seelenenergie sind Leiter einzig und allein die Nerven. In ihnen muß der Seelenäther verbreitet sein, dessen Bebungen den Gedanken in die Körperwelt überleiten, wie die

Die Natur der Seele aus den neueren Erkenntnissen zu beurteilen.

Welches ist die sich wahrnehmende Energie?

Diese Energie muß kontinuierlich sein

Leiter dieser Energie sind die Nerven

Aetherschwingungen das Leuchten der Sonne zu uns tragen. Aber die denkende oder vorstellende, empfindende Energie ist der leuchtenden Sonne zu vergleichen. Nur was sie liefert, kann der Aether fortleiten, der selbst aber keine Vorstellung, Empfindung &c. produziert. Gehen seine Bebungen über aus einer Leitung auf die andre, ohne durch die zentrale Seele zu passieren, so gibt das Reflexbewegungen. Die Seele ist jene, den Nervenäther erregende Energie und zugleich erregbar für die Bebungen dieses Aethers. In den Zellen der grauen Substanz erhalten sich die Bebungen und können aus ihrem Zustande bloßer Spannkräfte wieder zu lebendigen Bebungen werden. Sie fließen während des Schlafes ab, mindern die Spannung durch die große Verwendung zu den Traumvorstellungen. Die Seele ist gleichsam ein dioptrisches und zugleich katoptrisches und selbst leuchtendes Wesen. Sie empfängt die Eindrücke von außen, photographiert sie in den Zellen der grauen Substanz, von wo sie wieder bei offener Leitung in die Seele zurückstrahlen; — dort erzeugen sie jenes Leuchten, das die willkürlichen Bewegungen hervorbringt. In sich selbst ist die Seele eine imponderable, vollständig durchlassende und stets aktive Substanz. Sie kann aber nichts festhalten, sondern muß es von neuem immer aus ihrer Photographiensammlung hervorsuchen. Auch sich selbst nimmt sie wahr n u r im Bilde, und zwar ununterbrochen bis an den Tod. Sie entstand aus Unbelebtem und war darin als Spannkraft enthalten. Dem Grade ihrer Auslösung nach unterscheidet sie sich von Mensch zu Mensch, von Mensch zu Embryo, Tier. Aber sie ist überall derselben Natur. Der sie leitende Nervenäther ist auch mehr oder weniger vollkommen. Dennoch ist die Leitung gehemmter oder unklarer &c. Diese aphoristischen Sätze ließen sich in einen gewissen Zusammenhang bringen, denke ich, und würden uns eine nähere Einsicht in die Natur der Seele gewähren, als Aristoteles sie haben konnte. Unvollkommen würde sie aber bleiben, weil die s i c h w a h r n e h m e n d e Substanz ein Prädikat hat, das durch Bewegung nicht zu erklären ist. Hundertmal mögen kreisende und wirbelnde Kräfte sich durchschneiden und ablenken oder aufheben, sie merken es nicht. Ob in einem Punkt nur zwei Kräfte zusammentreffen oder tausende von verschiedener Richtung, sie empfinden es nicht. Aus der Bewegung wird keine Empfindung. Das Du Bois-Reymondsche „Ignorabimus“ bleibt.

Reflexbewegungen: Bebungen, welche die zentrale Seele nicht passieren.

Die sich wahrnehmende Substanz bleibt unerklärbar.

Das Du Bois-Reymondsche „Ignorabimus“.

Schmerz ist der sechste Sinn.

9. Mai. — In der Psychologie bin ich überzeugt worden, daß das Schmerzgefühl im eigenen Körper deshalb so wesentlich von dem Tastgefühl und den andern fünf Sinnen verschieden ist, weil es nicht

außerhalb des Körpers einen andern Körper zur Voraussetzung hat. Es dient in diesem Sinne nicht zum Erkennen von Objekten, die isoliert sind von der Nervenleitung, von einer Außenwelt, — sondern zum Gegensatz zwischen einer sinnlichen Innen- und Außenwelt. Es ist der sechste Sinn, bestimmt zur Wahrnehmung der inneren Sinnlichkeit, — unzugänglich daher für Phantasmen, die nur die Reste der äußerlichen Sinnen- oder Körperwelt kombinieren können.

Versuche Munks an Hunden bei Abtragung der Hirnlappen.

23. Mai. — Meine psychologischen Spekulationen finden eine bemerkenswerte Bestätigung durch die der physiologischen Gesellschaft zu Berlin am 15. März von H. Munk gemachten Mitteilungen. Schon früher war bekannt, daß die Abtragung der Großhirnrinde beim Hunde nach den drei Lappen verschiedene Folgen hat. An dem Hinterhauptslappen macht sie seelenblind, d. h. bewirkt den Wegfall des Lichtgedächtnisses; an dem Scheitellappen stört sie die Bewegungen, an dem Schläfenlappen raubt sie das Tongedächtnis. Die Hunde lernten aber von neuem sehen und hören, weil neue Partien der Rinde zum Auffammeln der Eindrücke in Verwendung kamen. Durch weitere Versuche wurde nachgewiesen, daß bestimmte Rindenpartien auch entsprechenden Partien der Netzhaut entsprechen. Sind diese durch die Rindenexstirpation entfernt, so wird mit neuen Partien gesehen, die Fehler werden (wie der blinde Fleck) übersehen, — bis die ganze Partie exstirpiert ist. Es gibt also für Lokalzeichen im Gehirn regelmäßig und kontinuierlich geordnete Elemente in der Rinde. Die Kreuzung ist beim Hund allgemein, so daß den Exstirpationen rechts Störungen auf der linken Seite entsprechen und umgekehrt. Beim Affen trat dagegen nach Exstirpation der Sehsphäre einerseits am Hirn Blindheit einer Hälfte an beiden Augen ein, und zwar bei rechtseitiger Operation der rechten Hälfte der Retina. — Ganz so verhielt es sich beim Gehör. — Der Stirnlappen erwies sich beim Hunde als Fühlsphäre, die vordere Partie für den Kopf, die mittlere für die Vorderbeine, die hintere für die Hinterbeine, — stets aber gekreuzt. Tastsinn, Lagegefühl, Richtungsgefühl der eigenen Bewegungen sind drei verschiedene Bestandteile des Gefühlssinnes, die nicht alle gleichzeitig schwinden. Das Richtungsgefühl geht am leichtesten verloren und ist am schwersten wieder zu restituieren, in zweiter Reihe das Tastgefühl; am ausharrendsten ist das Druck- und Lagegefühl.

1. Seelenblindheit.
2. Bewegungsstörung.
3. Tongedächtnisverlust.

Das Richtungsgefühl geht am leichtesten verloren.

Es ist erwiesen, daß die Sinnesnerven in die Hirnrinde Reize führen, die Erinnerungsbilder hinterlassen, und die wie durch einen Brennpunkt, durch den Einigungsort, das Ich, gleiten. Das Gehirn

ist dem Spiegel im Teleskop zu vergleichen, nicht dem Auge. Die Kreuzung der Leitungen vermittelt die Einigung.

4. Nov. — Das Gehirn mit seinen zahllosen Ganglien, Nervenzellchen grauer Substanz, ist einem Hohlspiegel zu vergleichen, auf welchem alle Nervenreize sich abbilden, zu dem Focus des Nervenlebens hinstrahlen, diesen Focus aber wegen der Störungen und Hemmungen durch andre Strahlen, nur selten erreichen. Aber die in den Focus dringenden Reize werden zurückgeworfen und zum Teil gebrochen, verändert wieder dem Spiegel zugeleitet. Der Focus perzipiert nicht den einzelnen Strahl, sondern die Mischung oder Aenderung des vorhergehenden durch den nachfolgenden Strahl; das gibt die Kontinuität. Das Gedächtnis besteht in der Möglichkeit, die Bahnen zu den Zellen, in denen die Eindrücke sich befinden, frei zu legen, oder dem Focus eine solche Stellung zu geben, daß er die Zellbilder wahrnimmt. Ein beweglicher Focus sieht sich in der Hemisphäre leicht und schnell um, — ein träger und schwerfälliger vermag nicht loszukommen von seinen jedesmaligen Spiegelbildern; in manchem wiederholt sich dasselbe Bild bis zur Verdummung.

Die künstlerischen Sinne.

Unter den Sinnen geben bloß Gesicht und Gehör Stoff zu künstlerischer Produktion. Wirkliche Schmerzempfindungen, z. B. Zahnweh u. s. w., können wir nur mit den bezeichnenden Worten besprechen, aber eine eigentliche Reproduktion, wie z. B. der vorgestellte Ton im Kopfe des tauben Beethoven, — ist es nicht. Auf diese Verschiedenheit der Sinne müßte die Doktrin, meiner Meinung nach, mehr Gewicht legen.

Religion (1879).

Der vorstellende (seiende) und der vorgestellte Mensch.

Das vorgestellte Bild drängt zum Guten.

19. März. — „Die Welt ist desorientiert", schreibt mir Prof. Schirren, und in der Ethik suchen viele das Heilmittel. Mich beschäftigte auch ein ethischer Gedanke. Die Empfindungen werden durch Worte nur angedeutet, können aber nicht reproduziert werden. Den Zahnschmerz kann die Vorstellung nicht erzeugen, weil es eben kein bloßer Gedanke ist. Der Mensch, wie er sich denkt, wie er der Vorstellung nach sein sollte, ist schmerzlos; — das dem Individuum stets vorschwebende Bild, wie er eigentlich sein sollte in Gemeinschaft mit den Mitmenschen, das drängt zum sittlich Guten, das hat ewige Ver-

vollkommnung, Unsterblichkeit an sich. Dagegen der ganze Mensch verspürt Zustände, die sich in Gedanken gar nicht festhalten lassen, wenn auch Worte dafür übrig bleiben, Zeichen, deren Inhalt nicht durch Vorstellungsakte gegeben werden kann. Der empfindende Mensch ist auch der vorstellende, aber der vorgestellte Mensch ist ein andrer, und nur dieser ist ganz verständlich, während der erstere ein Element enthält, das durch bewegte Substanz allein nicht begreiflich ist und daher für den Verstand ein Unfaßliches verbleibt. Zwischen dem seienden Menschen mit allen unfaßlichen Zuständen und dem von diesen Zuständen abgesonderten, vorgestellten Menschen besteht Widerstreit. Der erstere verspürt freien Willen, Verantwortlichkeit für sein Handeln, Gut und Böse, — der vorgestellte Mensch kann nur in unendlichen Ursachreihen denken, die nirgends anfangen; und dann fehlt der Punkt, an dem ein freier Wille ansetzen könnte, für den die Verantwortlichkeit könnte getragen werden; Gut und Böse sind Wahnvorstellungen, die auf eine bloß mechanische Welt nicht passen; zukünftige Zwecke beeinflussen den Willen auch nur als gegenwärtige Vorstellungen und treiben ihn mit Notwendigkeit in der mittleren Richtung der gleichzeitigen Vorstellungen, mit Ueberwiegen der stärkeren unter ihnen; sie sind von früheren Zuständen entstanden, entstanden mit Notwendigkeit, nicht nach freier Wahl. So ist der reale Dualismus, den der Mensch erfahren kann, ein Kampf zwischen dem seienden Menschen und dem vorgestellten. Für den vorgestellten ist die Tugend, die freilich nur unter Beimischung der aus dem empfindenden Menschen entlehnten Freiheitsvorstellung gedacht werden kann, auch das höchste Gut, das einzig wahrhaft Gute. Dafür einen Lohn zu fordern, ist ein Widersinn, denn Besseres gibt es nicht mehr, und eine Vergeltungslehre kann nur von dem Bösen, als dem einzigen Uebel, befreien. Kant hat an das Gute die Forderung der Glückseligkeit, die davon verschieden sein müßte, geknüpft und eine Fortexistenz zu deren Realisierung nach dem Tode verlangt, — weil er eben in der Erfahrung den Beweis fand, daß das Gute den Menschen nicht glücklich macht! Er hätte aber unterscheiden sollen: den vorgestellten Menschen macht es in der That vollständig glücklich, — den seienden aber nicht, der aber überhaupt nicht ein Gegenstand wahrhafter Erkenntnis, obwohl sehr energischer Empfindung ist. Einen Ausgleich zwischen den widerstreitenden Naturen vermag nur die Kunst zu bieten. Alle Religion ist künstlerisch. Die klassische Mythologie wurzelt in epischer Dichtung, und dieser Charakter ist der europäischen Kulturreligion verblieben. Christus ist ein epischer Held auf geistigem Gebiet. Die Poesie er-

Widerstreit zwischen dem seienden und dem vorgestellten Menschen.

Der vorstellende Mensch verspürt freien Willen, Verantwortlichkeit, — der vorgestellte nur Kausalität.

Für den vorgestellten Menschen ist die Tugend das höchste Gut.

Glückseligkeitspostulat Kants.

Den vorgestellten Menschen macht das Gute glücklich, den seienden nicht.

Die Kunst bietet den Ausgleich zwischen beiden (Religion und Poesie); daher ist alle Religion künstlerisch.

regt Befriedigung gleichzeitig im empfindenden und in dem vorgestellten Menschen. Der Idealmensch Christus erregt das tiefste Mitgefühl mit seinen schmelzenden Weherufen über Jerusalem, mit seinem Tode am Kreuze und befriedigt gleichzeitig die höchste sittliche Strenge des schmerzlos und unsterblich gedachten Menschen. Ohne diese höchste Poesie, die man bisher mit Unrecht, als wäre es eine sinnliche Wahrheit, von der Dichtung für ganz verschieden erklärt hat, bleibt das Menschheitsleben ein freudenloser Konflikt. Religion muß daher dem Menschen bleiben, sie muß nicht Unwahrheiten enthalten, denn diese beleidigen den Geist, sie muß nichts Unschönes bieten, denn das verletzt das Gefühl. Die größtmögliche Schönheit mit der tiefsten Wahrheit dem Menschen vorzuführen, das ist die Aufgabe der Religion. Bilder und Gleichnisse verschieben das Wahrheitsgefühl und betrügen durch Illusion. Die bildenden Künste gehören deshalb nicht in die Kirche*). Musik und Dichtung in herrlichen Bauwerken, das ist das Rechte. Der vorgestellte Mensch ist ein Glied der Menschheit und führt zu der Menschheitsvorstellung, als der eigentlichen Aufgabe, — die Menschheit ist ein Glied in dem Weltganzen und führt zur Weltvorstellung als einer Aufgabe, diese Aufgabe führt auf einen Gott, der sich realisiert und ins Ewige zu höherem Bewußtsein entwickelt, nicht zu einem von allem Reiz entkleideten fertigen Gott, der die Welt auch unerschaffen hätte belassen können.

Religion und Kunst.

Der unfertige Gott als Aufgabe.

Doch alle diese Gebilde der Vorstellungswelt haben für die Wirklichkeit nur insoweit Wert, als sie durch Poesie, Kunst im allgemeinen, zu wahrnehmbarer, empfindbarer Darstellung gelangen und nicht in der Wüste der reinen Abstraktion verbleiben.

Notwendigkeit religiöser Empfindung.

(Nach der Geburt seines ersten Enkels geschrieben.)

28. Juni. — Die Thätigkeit für das Gemeinwohl, wie die Kinder es vermitteln, quillt aus dem Herzen, — alles übrige Arbeiten für das Gemeinwohl muß herausgepumpt werden durch die Aspirationen des Enthusiasmus und den Druck der Verhältnisse. Erst die Mutter erfaßt sich als ein Glied in der unendlichen Liebeskette. Die Empfindung der unendlichen Liebe wird für sie Wirklichkeit, und die unendliche Liebe ist doch die einzige Qualität, die wir Gott nennen dürfen. Diese findet sich nicht in der Natur und nicht in der Wissenschaft, denen ja die Liebe unverständlich. Ewige Liebe unbegrenzt zu empfinden, das allein ist wahre Religion**).

---

*) Mein Vater gehörte zur calvinistisch-reformierten Kirche, deren Standpunkt er in dieser Hinsicht teilte.

**) Anm. d. Herausgeberin: Diese Auffassung verurteilt vollständig jedweden religiösen Fanatismus als lieblos.

Die Bedeutung des Kultus.

3. Dez. — Während meines Aufenthalts in der Stadt gerieten meine Gedanken auf die eigentliche Bedeutung der Religion für die Gegenwart. Es soll aber unter Religion nicht verstanden werden bloß eine Lehre, ein Glaube oder eine besondere Empfindung, sondern dazu gehört ein im Leben der Gesellschaft anerkannter Kultus. In der gebildeten christlichen Gesellschaft hat dieser Kultus mehr Bedeutung für die Frauenwelt, als für die Männer. Im allgemeinen bietet das religiöse Gebiet einen Vorrat von Vorstellungen und Aussprüchen, die sehr geeignet sind, Ereignisse, wie Geburten, Heiraten, Todesfälle, in passender Weise zu feiern. Denkt man sich jedes Ritual weg, wird es nicht oft an den geschmackvollen Gedanken und Ausdrücken in solchen Fällen fehlen? Armut in den Mitteln zur Aeußerung erstickt aber auch leicht die Empfindungen; die Uebung fehlt und die Kraft erlahmt. Wie trocken wird allmählich ein Leben, worin die wichtigsten Vorgänge für die Familie geschäftlich abgemacht werden, ohne Anknüpfung an den Kultus des Ewigen! Die Bedeutung der Religion ist dann für die Gesellschaft bisher meist falsch aufgefaßt worden. Nicht in besserer Erkenntnis beruht sie, auch nicht in besserer Moral. Aber sie verschönert das Leben. D. Fr. Strauß sagt, er könne keinen Geschmack finden an einem vernünftigen Kultus, — lieber seien ihm schon christliche Legendenerzählungen. Er meint mit Nathan dem Weisen und Hermann und Dorothea sich besser erbauen zu können, als mit dem Evangelium Johannis 2c. Es liegt etwas so Unzukömmliches in dieser Ansicht, daß man Mühe hat, sie ernst zu nehmen. Wie soll der durch den Tod Betrübte, oder wie soll die zu dem Gatten tretende Jungfrau sich mit dieser Gattung Kunstwerk in solchen Augenblicken beschäftigen! Nur eine Gattung Kunst paßt in solchen Lagen, die religiöse Dichtung, die kirchlichen Gesänge und die kirchlichen Feiern. Da gleicht sich der Gegensatz zwischen dem endlichen Beginnen und Erleiden und der ewigen Vernunft aus durch die freie Empfindung des Schönen in Bezug auf das Unendliche.

Ohne Uebung erlahmt die Empfindung.

Unzukömmlichkeit von D. Fr. Strauß' Ansicht gegen den Kultus.

Der Kultus ist der Träger der religiösen Dichtung.

Der beste Kultus.

Ein jeder sollte den Ritus festhalten und pflegen, aber nicht ohne Unterschied. Der Ritus, der den höchsten ästhetischen Wert hat, und der von den bloßen Kirchendienern unabhängiger ist, verdient den Vorzug. Die Kirche muß nicht nach dem Glauben fragen, weil das die Gemeinschaft spaltet, sondern den schönen Ritus pflegen, weil die Einigung der Menschen ihre höchste Aufgabe ist. Gemeindegesang, altgewohnte Feiern, eine aufgeklärte Priesterschaft sind Vorzüge der Evangelischen.

Vorzüge des evangelischen Kultus.

Die Aufgabe der Kirche ist, die Gemeinschaft zu fördern.

Wenn die Kirche die Vollendung der menschlichen Gesellschaft anstreben würde durch Bande der Liebe und Schönheit, würde sie vielen willkommener sein, als wenn sie den Anspruch macht, Wahrheiten zu lehren, die ja durch die Wissenschaft besser gewonnen werden, oder blinden Glauben zu verbreiten, oder die Sittlichkeit zu schwächen. Denn alles, was dem Menschen die Nötigung, ganz unabhängig von der Religion sittlich zu handeln, ausredet, stellt die Sittlichkeit auf das schwankende Gebiet des Glaubens und Meinens; es schwächt die Fundamente, auf der allein die Moralität sicher ruhen kann.

Die Moralität muß von der Kirche unabhängig gelehrt werden.

Bedeutung der Kirche für das weibliche Geschlecht.

Die Weiblichkeit leidet am meisten, wenn von dem Leben der Schmuck der Religion abgestreift wird, weil ihr Horizont mehr auf die Familienereignisse angelegt ist. Die Männer sind absorbiert von gewerblichen, staatlichen, wissenschaftlichen Bestrebungen. Alte Frauen, die allen Sinn für Poesie andrer Art eingebüßt haben, in der Kirche finden sie eine letzte erquickende Labung.

Die Kirche verkennt ihre eigene Bedeutung.

Der brave und hochgeehrte Graf Peter Pahlen starb, ohne die Kommunion nehmen zu wollen, mein Freund * klagte, die Freundinnen hätten ihm die Kommunion aufdrängen wollen! — Dieses Sträuben bei den wahrhaftigsten Menschen kommt davon, daß die Kirche die eigene Bedeutung selbst verkannt hat und auch andern falsch darlegt.

Das Abendmahl ist die Bestätigung der Gemeinschaft, in der wir verbleiben sollen.

Die Kommunion ist nicht eine Beteuerung, daß ich Christus für Gott halte, sondern nur die Bestätigung meiner Gemeinschaft mit den Menschen durch einen vom Alter geheiligten und an die letzte Freundesmahlzeit Jesu anknüpfenden Gebrauch. Hat die Kirche mich in diese wohlthuende Gemeinschaft gesetzt, seit ich auf der Welt bin, so sollte auch ich dazu thun, daß die Gemeinschaft bleibt.

Universalkultus.

Von diesen angedeuteten Gedanken her gelangt man zu dem Ausblick auf eine Universalreligion, zu der die Menschheit sich nicht erst zu bekehren hat. Die vergleichenden Religionsstudien haben dasselbe Empfinden des Ewigen in allen Religionen entdeckt. In Bezug auf diese ist ein gemeinschaftlicher Kultus möglich, der von dem Unschönen, Wilden, Abergläubischen befreit werden kann. Die Lehren über die Natur Gottes und über die Formen, in welche der Sterbende eingeht ꝛc., übersteigen die Menschlichkeit; wir können sie dahin gestellt sein lassen, und doch Freude haben an einer weihevollen gemeinsamen Feier des Ewigen.

Zusammenfassende Erwägung.

4. Dez. — Vorstehende Erwägungen in einen kurzen Ausdruck zusammen zu fassen. Die eigentliche Bedeutung aller Religion besteht in der Weihe, die sie dem Zusammenleben der Menschen zu erteilen hat durch Beziehung ergreifender Familien-, Staats-, Menschheits-

vorgänge auf den Ewigen mittels erhabener Schönheit. Wie die Republik in Frankreich sich als diejenige Staatsform herausgestellt hat, die am wenigsten die Menschen zertrennt, so ist der Kultus in der Religion derjenige Bestandteil, der die Aufgabe der Einigung unter den Menschen ungestörter erfüllen kann, — als bloßer Glaube oder Erkenntniß oder Sittlichkeit. Es müssen Formen gefunden werden, die der gemeinschaftlichen Grundlage in allen großen Religionen entsprechen und die erhaben sind, und dann werden wir jene Universalreligion haben, die das Christentum sein will und nicht sein kann. Ebenso sind die Ansprüche der Zendreligion falsch. Die Sittlichkeit gründet sich auf die Nötigung, den menschheitlichen Forderungen nicht aus eigener Neigung zuwider zu handeln: die Erkenntnis stützt sich auf die wissenschaftliche Forschung, der Reichtum auf zweckmäßige Geschäftsthätigkeit u. s. w. Die Religion kann alle diese Seiten des menschlichen Zusammenlebens begünstigen und verschönern, — aber es ist ein heilloser Irrtum, sie auf eine dieser Seiten zu beschränken. Ihr Wesen liegt darüber hinaus. Erhabene Weihe zu geben dem menschlichen Zusammenleben, ist ihre, von keiner anderen Thätigkeit zu vertretende Aufgabe.

Der Kultus ein Einigungsmittel der Menschheit.

Philosophie (1878—79).

3. Nov. — Ich habe die Prolegomena Kants*), in neuer Ausgabe von Benno Erdmann, mit großem Interesse durchgelesen. Aber auch in Bezug auf Kants Philosophie kann man sich nicht verhehlen, daß die Knospe weit mehr ihm versprochen, als bisher sich entfaltet hat. Mich erfrischt ungemein jede gründliche Lektüre eines Kantischen Werks. Aber ich fand auch schärfer ausgesprochen, was ich als offenbaren Irrtum in der Lehre vom Raume erkannt habe, die der große Mann entdeckt hat. Da heißt es pag. 14: z. B. Fläche ist die Grenze des körperlichen Raumes, indessen doch selbst ein Raum! Linie ein Raum ... Punkt noch immer ein Ort im Raum! — Als Kant auf den Punkt kommt, wagt er selbst nicht mehr, ihn einen Raum zu nennen, für Fläche ist es indes eben so mißlich, sie einen Raum zu nennen, da ein Raum durch Flächen weder ver-

Kants Prolegomena von Benno Erdmann.

Irrtum in Kants Raumlehre.

---

*) Siehe Anhang S. 33.

größert noch vermindert werden kann. Hätte Kant aber zugestanden, daß die Fläche nur ein Abstraktum vom raumerfüllenden Körper sein kann, so war sie nicht mehr ein reines, sondern ein empirisches Gebilde. Die Mathematik wäre dann gerade, wie die Naturwissenschaften, rein, nur in Bezug 'auf die allgemeine Anschauung: Raum. In Bezug auf die im Raum unterscheidbaren Körpergebilde und die dadurch erkennbaren Grenzen und Oerter arbeitet sie mit Abstraktionen aus der empirischen Anschauung. — Da Kant immer nur nach den Vorbedingungen aller Erfahrung forscht, so ist er davon ausgegangen, daß es ein Doppeltes in der Vorstellung von Erfahrung muß gegeben haben. Ohne ein erfahrendes Subjekt und die zu erfahrenden Objekte kann keine Erfahrung vorgestellt werden. Für die Welt der Vorstellung waren daher erfahrendes Wesen, Seele, einerseits — und Dinge an sich anderseits als erste Vorbedingung notwendig; — ohne damit über die Welt des Vorstellbaren hinaus etwas zu behaupten.

Ich lese jetzt von . . . über die Seele! mit wenig Profit bisher. Es ist wie ein Haufen zusammengeharkter Blätter, die ein jeder Windstoß zerstreuen könnte und die man dann wieder anders packen könnte. Diese Herren Sprachforscher spielen mit sinnigen Apperzeptionen, die zu einem festen Gefüge nicht verbunden werden.

Was ist das eigentliche Selbst?

13. Nov. — Ich habe mich noch mit Kants Prolegomena beschäftigt. Die reine Erkenntnis führt nicht zu der Erkenntnis irgend eines Seins an sich, Seele, Unsterblichkeit, Gott vermag sie, dem Dasein nach, nicht zu behaupten. Die Erfahrung erhebt das Dasein der Seele, d. h. des Ich's, und das der Dinge über alle Zweifel, aber von ihrer Beschaffenheit lehrt sie nichts. Steckt nicht denn eine Fopperei hinter dem γνῶθι σαυτόν! Seinen Leib, seine wahrnehmbaren Handlungen, die kann man energisch erkennen, — über das eigentliche Selbst hat man nur Einbildungen!

Benno Erdmann über Kants Kritizismus.

2. April. — Ich erhielt Benno Erdmanns Schrift über Kants Kritizismus in den beiden Auflagen der Kritik der reinen Vernunft, und es hat mich beschäftigt, sie durchzunehmen, weil ich Prof. Schirren darüber schreiben sollte.

Das Ding an sich.

Ich gab mein Urteil dahin ab, daß der Autor insofern die Aufgabe vollständig erledigt hat, indem er alle die Unterschiede in den beiden Ausgaben auf ihre Entstehungsgründe historisch zurückführt. Es ergibt sich, daß die naiv dogmatische Annahme eines Bestehens, abgesehen von seiner Wahrnehmung, also auch außerhalb aller Vorstellung, in beiden Ausgaben gleichmäßig festgehalten worden ist, für das Ich sowohl als für die Welt; Aenderungen wurden von Kant nur in den Begründungen angebracht,

einerseits, um Einwendungen, die inzwischen verlautbart worden, zu begegnen, anderseits, weil er an seiner Philosophie der Sitten gearbeitet hatte. Die verlieh den Dingen an sich einen neuen Wert. Sie sollten in der intelligiblen Welt die Freiheit denkbar machen und die Vorstellung regelmäßiger Wirkungen nach autonomen Beweggründen (die den Anfang zu neuen Kausalreihen abgeben könnten, — oder wohl Analogie, aber nicht Abhängigkeit der Kausalitätsform unseres Denkens gegenüber haben) offen lassen gegenüber dem auf die Erfahrung beschränkten Gesetz der unendlichen und alle Freiheit ausschließenden Ketten von Ursachen und Wirkungen. B. Erdmann meint zugleich bewiesen zu haben, daß Kants Lehre zu den Problemen der Philosophie unserer Zeit, wiewohl diese auf Kant zurückgeführt hätten, eine viel weniger weitreichende Bedeutung, als man gemeiniglich annimmt, hätten. Es gewinnt aber, meint Erdmann, die Lehre an Tiefe, was sie an Umfang verliert.

Benno Erdmanns Urteil über Kants Bedeutung.

Der metaphysische Hunger ist im Menschen lebendig, solange er zeugungsfähig ist. Wenn ich das Aufnahmevermögen für metaphysische Stoffe einem Magen vergleiche, so erinnert er an den Magen der Wiederkäuer. Es muß der Stoff mehr als einmal durchgekaut werden, und dennoch muß nicht wenig davon, als unverdaulich, beseitigt werden. Es kommt eben nicht bloß auf Ernährung, sondern auch auf Sättigung an, und die verlangt ein dem Magen entsprechendes Volumen. Wir erreichen es bei den Haustieren durch Zugabe von Stroh. Der metaphysische Magen kann durch massenhafte Zuführung von Stoff ebenfalls zeitweilig ganz gesättigt werden, ohne daß die metaphysischen Vorstellungen eine wahrhafte Bereicherung dadurch erfahren hätten. Mit dem Alter schwindet nun die Größe des metaphysischen Magens, und es widersteht ihm leicht die voluminöse Auseinandersetzung seiner besonderen Nahrungsmittel.

Der metaphysische Magen.

Das führte mich zurück zur Lektüre der Kantischen Metaphysik der Sitten, mit immer neuer Bewunderung dieser Perle unserer philosophischen Litteratur, die ich aber gern in geschmackvollerer Fassung sehen würde. Alle übrige Ethik bleibt dagegen schal und schwankend.

Kants Metaphysik der Sitten, eine Perle in geschmackloser Fassung.

5. April. — Bei weiterem Studium von Kants Kritik der praktischen Vernunft finde ich, daß Kant recht schlagend den Einwand selbst widerlegt hat, den Jakobi gegen sein System davon hergeleitet, daß, da auf Dinge an sich Kausalität nicht anzuwenden ist, sie unmöglich die causa unserer primären Affektionen sein könnten, die ja doch irgendwie entstehen müssen, damit wir Vorstellungen gewinnen, — nicht aber selbst aus Vorstellungen erst entstehen können. Kant hebt

Kant wider Jakobi.

Nach Keyserling sind aber nur die Raumgrenzen ein Produkt der Tastempfindung.

den Raumgrenzen, diese nur sind aus der Tastempfindung entnommen und abstrahiert von Körpern. Der körperlose Raum hat keine Grenzen, ist nur die leere Möglichkeit, und die hat die Person deshalb in sich, weil sie sich selbst räumlich fühlt. Ein Verhältnis zwischen Person und Körper verlegt die Person in einen ihr selbst analogen Raum. Die Raumanlage ist angeboren der selbstempfindenden Substanz, die Raumgrenzen sind aber Abstrakta aus der Erfahrung. Die Axiome sind daher empirisch und die Mathematik eine analytische Wissenschaft. Eben dahin gelangt Helmholtz auf andrem Wege. Aus der „physischen Gleichwertigkeit“ entwickelt er alle Axiome und macht damit eine transscendentale Grundlage der Mathematik oder ihre Auffassung als eine synthetische a priori Wissenschaft unnötig. Nun weist Helmholtz nach, daß für den Menschen das Gesichtsfeld erst durch allmähliche Uebung richtig verstanden wird. Wir wissen von den Dingen nichts, als unsre Empfindungen, und es kommt gar nicht darauf an, ob die wirkenden Dinge, d. h. die Wirklichkeit, idealistisch aufgefaßt wird oder realistisch. Nur die gesetzmäßigen Aenderungen sind Gegenstand der Erkenntnis, und diese werden gar nicht von Idealismus und Realismus getroffen. Aber das Kausalgesetz, das nimmt Helmholtz an, ist a priori gegeben. Ich möchte hinzufügen, da das Denkgesetz der Kausalität ganz disparat ist von der aprioristischen Raum- und Zeitmöglichkeit der Anschauung, so bleibt die Wirklichkeit auf das Anschauliche beschränkt. Wirklich ist nur das Anschaubare. Es hat Welten gegeben und mag viele geben, auf denen kein Wesen wohnt, das anschaut; die Erde hat eine solche Periode hinter sich und vielleicht auch vor sich. Ich phantasiere aber schließlich ein Zusammenkommen aller Planeten in der Sonne, vielleicht so sanft, daß man aussteigen kann, wie aus einem Wagen. Die glühenden Sonnen mögen Wesen denkender Art beherbergen, aber schwebend in solcher Ferne, wo die Hitze nicht hindert, richtige Engel. — Krause hat Helmholtz gegenüber ganz recht, wenn er meint, die Raumexistenz müsse zur Erfahrung, wie Kant es erwiesen hat, hinzugebracht werden. Dagegen wahren sich die Empiriker vergebens. Gebe ich zu, der Mensch beginnt im Dunkel und erfährt erst später, wo er sich befindet; aber daß er irgendwo sich befindet, ist ein Attribut der selbstempfindenden Substanz. — Wie wäre es möglich, daß ein Ding von der Existenz eines andern Dinges etwas erfährt? Auf keinem andern Wege als dem der Einwirkung. Es ist falsch, sich diese Einrichtung als eine bloß beschränkte zu denken, — die bloße Erscheinungen liefert. Eine andre Erkenntnis als die durch Einwirkung oder auf Erscheinung gegründete kann man

Helmholtzens Anschauungen.

Das Kausalgesetz ist nach Helmholtz a priori gegeben.

Wir erfahren von den Dingen nur durch ihre Einwirkung.

gar nicht verstehen. In einer andern Welt kann es doch nicht anders hergehen. Immer muß ich das Ding spüren, um es zu erkennen, und seine Spur auf meinem Wahrnehmungsfelde ist das Objekt der Erkenntnis; seine gesetzmäßigen Aenderungen führen zur Auffindung der Kausalgesetze. —

7. Juli. — Wir stehen inmitten der Ewigkeit, und innerlich stellen wir uns diese Ewigkeit der Fortwirkung vor. Aber für diejenige Form des Daseins, die wir als Persönlichkeit bezeichnen und empfinden, für die verlangen wir etwas andres als Kausalität ohne Ende. Wir verlangen Liebe, und können sie nur finden in den vergänglichen Beziehungen zu Menschen und Tieren. Wir können den gestirnten Himmel lieben, aber Gegenliebe vom Himmel ist Wahn. Wir können Gott lieben; aber ist die Gegenliebe nicht ebenfalls ein Wahn? — Brauchen wir aber die Gegenliebe? — Wozu könnten wir sie brauchen? —

Religions-philosophisches.

Für die Persönlichkeit verlangen wir Liebe, — diese ist nur in den vergänglichen Beziehungen möglich.

Es sollte die Philosophie mit der Frage beginnen, wie kann eines das Dasein eines andern verspüren? Nur durch Wirkung, die in dem einen etwas ändert. Diese Aenderung ist aber bedingt von der Fähigkeit des einen, sich zu ändern. Ein unbedingt andres kann von dem einen unmöglich verspürt werden, und das andre besteht nur aus der Summe der Aenderungen, die es hervorrufen kann. Abgesehen von diesen Aenderungen ist es überhaupt nicht vorhanden. Das sogenannte **Ding an sich** ist eine leere Abstraktion oder eine bloße Potenz zur Erscheinung. Es ist falsch, diese Potenz hinter der Erscheinung zu suchen; sie kann sich nur in der Erscheinung entfalten. Statt Erscheinung heißt es besser **Wirkung**. Nicht alle Wirkungen einer Potenz kann ich wahrnehmen; aber die, welche ich wahrnehme, sind eben das Wesen der Dinge (Potenz). Kann ich sie nur räumlich und zeitlich auffassen, so ist ihre Wirkungsmöglichkeit gleichfalls räumlich und zeitlich. Außerhalb gibt es Hirngespinste und Abstraktionen, — Dinge aber nicht. Die Antinomien Kants beweisen für mich nicht mehr, als daß die Grenzen keine Räume sind, und daß die Gegenwart keine Zeit ist. Früher glaubte ich, sie bewiesen bestimmt, daß die uns angeborenen Anschauungsformen in Widerspruch stehen mit ihrem äußerlichen Dasein. —

Wie spüren wir des andern Dasein?

Das Ding an sich ist bloß die Potenz zur Erscheinung.

Statt Erscheinung wird besser gesagt Wirkung.

Die wahrgenomm'ne Wirkung ist eben das Wesen der Dinge.

Antinomien Kants.

Die Lehre der Mathematiker neuesten Schlages von einem Raum mit mehr als **drei Dimensionen** lerne ich in einem Vortrage von Spottiswood ein wenig näher kennen. Beziehungen kommen durch die Formeln zum Vorschein, die mit drei Dimensionen nicht darstellbar sind, — aber diese für räumliche Beziehungen zu erklären, scheint mir eine Absurdität. Das hindert keineswegs, mit ihnen zu operieren und,

Die Lehre von mehr als drei Dimensionen.

wenn sie auf einfachere Beziehungen zurückgeführt sind, diese Formeln auf den Raum anzuwenden. Was über diesen Gebrauch der Formeln mit übersinnlicher Zahl von Beziehungen hinausgeht, scheint mir eine Verrücktheit schwacher Geister, die über ihre eigenen Kunststücke den Verstand verlieren. —

Die Materie ist eigentlich Potenz.

9. Juli. — Die Materialisten nehmen eine Materie an, die wohl schon bei der Geburt einem äußerst hoffnungsvollen jungen Mann vergleichbar sein muß. Denn der Anlage nach war darin enthalten, was sich entwickelt hat. Entwickelt hat sich unbegreiflich vieles, und wir stehen vom Ende der Entwickelung eben so fern als zu Anfang. Wunderbar über alle Maßen bleibt diese Materie, die eigentlich Potenz oder Vermögen genannt werden müßte. Denn zur Erfahrung kommen nur Wirkungen, und aus ihnen werden Potenzen, — empfängliche und wirkende, — erschlossen. Ein Mehreres in diese Potenzen hinein zu legen, als zur Erfahrung gelangt, ist transscendent; — das Ich ist ein aus der Erfahrung erschlossenes Empfängliches und Rückwirkendes; — außerhalb dieser Wirkungen ihm eine Substanz beizulegen, — oder den Dingen außer ihrer Potenz ein Wesen zuzuschreiben, gibt es keinen Grund. Was wir verschiedene Potenzen eines und desselben Dinges nennen, sind Spiegelungen derselben Potenz in verschiedenen Dingen, z. B. im Geruchsorgan, in den Augen u. s. w.

Das Ich ist aus der Erfahrung.

Philosophischer Generationswechsel.

4. Aug. — Man kann nur eine Philosophie, so kommt es mir vor, und zwar im jugendlichen Alter, aufnehmen . . . Daher findet ein wahrer Generationswechsel bei den Philosophen statt. Die Jugend wird von dem angezogen, was neu ist oder zum Teil vergessen war. Nur ist der Wechsel nicht bloße Alternanz, sondern die Reihe ist eine vielgliederige und kehrt mit veränderten Faktoren wieder; denn zu den unwahrsten Gemeinplätzen gehört der Ausspruch, „daß alles schon dagewesen oder daß alles eitel sei". Die Paläontologie lehrt, daß die verschwundene Form nie wiederkehrt und daß die Natur sich nie wiederholt hat. Mit jedem Individuum rückt sie eine unvermerkliche Stufe vorwärts, auf die sie, wie ich meine, nicht wieder zurücksinkt.

Anhang zum 3. November 1878.

1. 7 + 5 ist eine Aufgabe weiter bis 12 zu zählen, ebenso wie 1 + 1 bis 2 zu zählen. Zählen setzt voraus: Grenzen in Zeit, in Raum. Grenzen setzen voraus: Vorgänge, Körper; Vorgänge und Körper sind nicht gänzlich a priori. Zählen bis über 3 und weiter lernen Kinder deshalb erst nach langer Erfahrung, und nicht unglaublich ist der Bericht von Völkern, die bei ihrer Entdeckung es nicht verstanden. Insofern Zahlen nur zeiträumliche Abstrakta sind, liefern sie Sätze, die notwendig und allgemein gelten; aber a priori sind sie nicht, weil die Operation des Zählens eines empirischen Substrats bedarf, davon abstrahiert werden kann.

2. Eine gerade Linie ist wie jede Linie Grenze; zwar von Flächen, wie diese von Körpern; — nur durch Abstraktion von dem, was den Raum erfüllt und im Raum beweglich ist, zu gewinnen. Das Bewegliche im Raum ist nicht gänzlich a priori. Daher auch die Gerade und der kürzeste Weg zwei Vorstellungen sind, die nur aus der Erfahrung zu abstrahieren sind. Die Gerade ist ein Abstraktum vom ruhenden Körper, die Kürze des Wegs vom bewegten Körper oder von an verschiedenen Stellen befindlichen Körpern. Es ist kein identisches Urteil, wegen des verschiedenen Substrats der Abstraktion. Synthetisch ist es, aber ruht auf Voraussetzungen der Erfahrung.

3. Veränderung der Körperwelt, — (Gewichts-) Quantität der Körperwelt sind Vorstellungen aus der Erfahrung.

Religion (1880).

10. Juli. — Anknüpfend an die Gedanken vom 3. und 4. Dezember 1879 über Religion, bemerke ich einen Irrtum, in dem ich aufgewachsen bin, wegen des rationellen Protestantismus meiner Jugend. Allen Ernstes habe ich geglaubt, in der Bibel und namentlich im Neuen Testament sei der wahre Christenglaube enthalten und vollständig. Hatte doch Luther auf Widerlegung aus der Bibel provoziert und gesagt: „Das Wort, sie sollen lassen stahn". Wozu bedurfte es aber dann der Konzilien? Die Rationalisten hielten das vielleicht für

Irrtum des rationalistischen Protestantismus in Bezug auf die Bibel.

einen Vorzug, daß die Trinitätslehre nicht in den echten Bibelstellen ausgesprochen ist. Aber meine Untersuchungen der Bibelstellen über die Zukunft der Verstorbenen beweisen, daß auch darüber eine klare und abgeschlossene, einheitliche Lehre im Neuen Testament sich gar nicht findet. Materialien sind noch keine Gebäude. Die Materialien wiederherstellen, in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, heißt das aus ihnen aufgeführte Gebäude zersetzen, zerstören. Die Kirche hat mit den Materialien des Neuen Testaments eine Glaubenslehre erst geschaffen, in langer Arbeit und unter entsetzlichen Kämpfen. Die Reformatoren sind zum Teil Zerstörer, aber mit Hilfe der ältesten Konzilien und eigenen Spekulationen Baumeister gewesen. Ohne Kirche kein Bekenntnis, ohne Bekenntnis keine Religion, ohne Tradition keine Kirche. Ich würde die römisch-katholische Kirche viel besser rechtfertigen und als das konsequente Christentum darstellen können, von meinem jetzigen Standpunkte aus, als früher. Weil es keine geschriebene, christliche Urkunde gab, hat Christus die Tradition durch den H. G. bewirkt. Diese hat eine vollständige Religion erzeugt, wie sie in den schriftlichen Urkunden gar nicht zu finden ist. Das Reich Christi war sofort angesagt. Ist es keine Verirrung gewesen, so muß es da sein. Die päpstliche Hierarchie ist das tausendjährige Reich, darin der im Papst wirkende Geist Christi um die Herrschaft ringt. Siehe meine Betrachtungen vom 6. Nov. 1876 und wie der 1. Korintherbrief*) die Hierarchie im höchsten Grade rechtfertigt. Daß aber Rom das Uebergewicht erlangte über die Bischofssitze in Konstantinopel, Jerusalem, Alexandrien, ist eine unzweifelhaft berechtigte Entwickelung. Hier war die mächtigste Urgemeinde unter der Nachwirkung des Paulus und unter der vorbereitenden judenchristlichen (Petrinischen) Gemeinschaft zu stande gekommen. Die Päpste schützten gegen die Wildheit der Barbaren und gegen die Verderbnis der Byzantiner und wurden sittlich und weltlich gehoben. Sie saßen im Mittelpunkt des alten Weltreichs und wurden nicht zu Höflingen verderbter Regenten oder zu Ränkeschmieden unter einer großen Zahl von gleichstehenden Bischöfen herabgewürdigt. Der päpstlich katholisch Gesinnte ist der konsequenteste Christ. Ich aber urteile unparteiisch, weil mich das Bibelwort nicht bindet. Es ist nicht geschrieben, gleichsam durch unbewußte Reflexbewegungen, wie eine mechanische Inspirationslehre es fordert. So weit es sich in der Erfahrung und vor der Logik als richtig erwiesen

Die Kirche hat erst die Glaubenslehre entwickelt aus der Bibel.

Die römische Kirche ist das konsequentere Christentum.

*) Gehört zur Schrift: „Bibelstellen über die Zukunft der Verstorbenen von Graf A. Keyserling". Als Manuskript gedruckt. Leipzig 1876.

hat, nehme ich es gern an; so weit es unübertroffen schön die Empfindung des Göttlichen darstellt, bewundere ich es und schließe es ins Herz; — wo es aber Fabeln und widerlichen Zauber vorgaukelt, verwerfe ich es ohne Beängstigung. Mir ist die Religion die Aesthetik des Ewigen, — nicht aber, wie für Kant, die Moral unter der Form des göttlichen Gebots; — weil ich zusehe, was die Religion unter den Menschen in Wirklichkeit für eine Aufgabe hat, — nicht was sie nach meinem kleinen Gesichtskreis sein soll! — Siehe 3. und 4. Dezember 1879.

Keyserlings Auffassung der Religion im Gegensatz zu Kant.

26. Juli. — Charles Kingsley, Geistlicher zu Everley, bekannt in weitesten Kreisen als Verfasser des Romans Hypathia, ist eine Persönlichkeit merkwürdigster Art. Briefe und Gedenkblätter von seiner Witwe herausgegeben und von Sell verdeutscht, enthalten zwar nur unvollständige Lineamente, besonders weil der erbauliche Zweck bei diesen zwei Bänden vorgeherrscht hat; aber so viel ist zwischen den Zeilen zu erkennen, daß die Lektüre ein ergreifendes Mysterium zum Nachdenken hinterläßt. Kingsley war ein leidenschaftlicher sportsman, Naturdurchforscher, Künstler, Dichter, Menschenfreund, Seelsorger, gelehrter Historiker und Theologe von hinreißender Beredsamkeit, den wir in einem gewaltigen Ringen sehen mit allen Zweifeln seiner Zeit, darin er als feste Basis für den Kampf sich an die englische Staatskirche klammert und an die Feindschaft gegen alles Unrecht und Elend, aber ohne eine Basis für den Frieden zu finden. Sein verzehrendes, mehr erwärmendes als erleuchtendes Feuer muß sich genugthun in ritterlicher Thatkraft. Darum seine Freude am Reiten, an wilden Fuchsjagden und seine Leidenschaft für den Salmenfang. Soldatendienst und Kriegerpflicht zieht ihn ganz besonders an. Selbst in der Naturforschung ist das Umhersuchen unter Gottes freiem Himmel ihm der Hauptreiz. „Gewaltiger und geheiligter als der ganze Mechanismus der Natur ist die über das All ergossene Poesie der Natur.“ — Das bleibt seine Grundempfindung, die in der Natur gesuchte und gefundene unaussprechliche Ekstase des Menschengeistes. Ohne Bedenken sieht er Epidemien als Folgen menschlicher Vernachlässigung und Ignoranz an, die man mit allen Kräften zu bekämpfen hat und hält sie keineswegs für unabwendbare Fügungen Gottes. Daß Gott sie entweder nicht hätte behindern können, oder nicht behindern gewollt hat, dieses theoretische Dilemma zwischen einem Gott, der entweder nicht mehr allmächtig ist, oder allgütig, ficht ihn nicht an. Wo seine Thatkraft provoziert wird, sind ihm alle theoretischen Inkonsequenzen ohne Bedeutung. „Daran, konsequent zu sein, ist mir gar nichts gelegen;“ — so ungefähr äußert er sich an mehreren Stellen. Er

Charles Kingsley.

einen Vorzug, daß die Trinitätslehre nicht in den echten Bibelstellen ausgesprochen ist. Aber meine Untersuchungen der Bibelstellen über die Zukunft der Verstorbenen beweisen, daß auch darüber eine klare und abgeschlossene, einheitliche Lehre im Neuen Testament sich gar nicht findet. Materialien sind noch keine Gebäude. Die Materialien wiederherstellen, in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, heißt das aus ihnen aufgeführte Gebäude zersetzen, zerstören. Die Kirche hat mit den Materialien des Neuen Testaments eine Glaubenslehre erst geschaffen, in langer Arbeit und unter entsetzlichen Kämpfen. Die Reformatoren sind zum Teil Zerstörer, aber mit Hilfe der ältesten Konzilien und eigenen Spekulationen Baumeister gewesen. Ohne Kirche kein Bekenntnis, ohne Bekenntnis keine Religion, ohne Tradition keine Kirche. Ich würde die römisch-katholische Kirche viel besser rechtfertigen und als das konsequente Christentum darstellen können, von meinem jetzigen Standpunkte aus, als früher. Weil es keine geschriebene, christliche Urkunde gab, hat Christus die Tradition durch den H. G. bewirkt. Diese hat eine vollständige Religion erzeugt, wie sie in den schriftlichen Urkunden gar nicht zu finden ist. Das Reich Christi war sofort angesagt. Ist es keine Verirrung gewesen, so muß es da sein. Die päpstliche Hierarchie ist das tausendjährige Reich, darin der im Papst wirkende Geist Christi um die Herrschaft ringt. Siehe meine Betrachtungen vom 6. Nov. 1876 und wie der 1. Korintherbrief*) die Hierarchie im höchsten Grade rechtfertigt. Daß aber Rom das Uebergewicht erlangte über die Bischofssitze in Konstantinopel, Jerusalem, Alexandrien, ist eine unzweifelhaft berechtigte Entwickelung. Hier war die mächtigste Urgemeinde unter der Nachwirkung des Paulus und unter der vorbereitenden judenchristlichen (Petrinischen) Gemeinschaft zu stande gekommen. Die Päpste schützten gegen die Wildheit der Barbaren und gegen die Verderbnis der Byzantiner und wurden sittlich und weltlich gehoben. Sie saßen im Mittelpunkt des alten Weltreichs und wurden nicht zu Höflingen verderbter Regenten oder zu Ränkeschmieden unter einer großen Zahl von gleichstehenden Bischöfen herabgewürdigt. Der päpstlich katholisch Gesinnte ist der konsequenteste Christ. Ich aber urteile unparteiisch, weil mich das Bibelwort nicht bindet. Es ist nicht geschrieben, gleichsam durch unbewußte Reflexbewegungen, wie eine mechanische Inspirationslehre es fordert. So weit es sich in der Erfahrung und vor der Logik als richtig erwiesen

Die Kirche hat erst die Glaubenslehre entwickelt aus der Bibel.

Die römische Kirche ist das konsequentere Christentum.

---

*) Gehört zur Schrift: „Bibelstellen über die Zukunft der Verstorbenen von Graf A. Keyserling". Als Manuskript gedruckt. Leipzig 1876.

hat, nehme ich es gern an; so weit es unübertroffen schön die Empfindung des Göttlichen darstellt, bewundere ich es und schließe es ins Herz; — wo es aber Fabeln und widerlichen Zauber vorgaukelt, verwerfe ich es ohne Beängstigung. Mir ist die Religion die Aesthetik des Ewigen, — nicht aber, wie für Kant, die Moral unter der Form des göttlichen Gebots; — weil ich zusehe, was die Religion unter den Menschen in Wirklichkeit für eine Aufgabe hat, — nicht was sie nach meinem kleinen Gesichtskreis sein soll! — Siehe 3. und 4. Dezember 1879.

Keyserlings Auffassung der Religion im Gegensatz zu Kant.

26. Juli. — Charles Kingsley, Geistlicher zu Everley, bekannt in weitesten Kreisen als Verfasser des Romans Hypathia, ist eine Persönlichkeit merkwürdigster Art. Briefe und Gedenkblätter von seiner Witwe herausgegeben und von Sell verdeutscht, enthalten zwar nur unvollständige Lineamente, besonders weil der erbauliche Zweck bei diesen zwei Bänden vorgeherrscht hat; aber so viel ist zwischen den Zeilen zu erkennen, daß die Lektüre ein ergreifendes Mysterium zum Nachdenken hinterläßt. Kingsley war ein leidenschaftlicher sportsman, Naturdurchforscher, Künstler, Dichter, Menschenfreund, Seelsorger, gelehrter Historiker und Theologe von hinreißender Beredsamkeit, den wir in einem gewaltigen Ringen sehen mit allen Zweifeln seiner Zeit, darin er als feste Basis für den Kampf sich an die englische Staatskirche klammert und an die Feindschaft gegen alles Unrecht und Elend, aber ohne eine Basis für den Frieden zu finden. Sein verzehrendes, mehr erwärmendes als erleuchtendes Feuer muß sich genugthun in ritterlicher Thatkraft. Darum seine Freude am Reiten, an wilden Fuchsjagden und seine Leidenschaft für den Salmenfang. Soldatendienst und Kriegerpflicht zieht ihn ganz besonders an. Selbst in der Naturforschung ist das Umhersuchen unter Gottes freiem Himmel ihm der Hauptreiz. „Gewaltiger und geheiligter als der ganze Mechanismus der Natur ist die über das All ergossene Poesie der Natur.“ — Das bleibt seine Grundempfindung, die in der Natur gesuchte und gefundene unaussprechliche Ekstase des Menschengeistes. Ohne Bedenken sieht er Epidemien als Folgen menschlicher Vernachlässigung und Ignoranz an, die man mit allen Kräften zu bekämpfen hat und hält sie keineswegs für unabwendbare Fügungen Gottes. Daß Gott sie entweder nicht hätte behindern können, oder nicht behindern gewollt hat, dieses theoretische Dilemma zwischen einem Gott, der entweder nicht mehr allmächtig ist, oder allgütig, ficht ihn nicht an. Wo seine Thatkraft provoziert wird, sind ihm alle theoretischen Inkonsequenzen ohne Bedeutung. „Daran, konsequent zu sein, ist mir gar nichts gelegen;“ — so ungefähr äußert er sich an mehreren Stellen. Er

Charles Kingsley.

wagt es gegen die kirchlichen Wettergebete zu predigen und wird dafür von Naturforschern wie Owen und Lyell beglückwünscht, doch von seiner von ihm stets so weitherzig aufgefaßten Staatskirche hart beurteilt und z. B. in Oxford um die ihm zugedachte Doktorwürde gebracht; — aber selbst ein solcher Ritter durfte nicht etwa daran erinnern, daß für den Eintritt des Vollmondes nicht gebetet wird und der Eintritt des Regens von den, wenn auch für die menschliche Auffassung zu verwickelten, doch nicht weniger strengen Vorbedingungen ebenso bestimmt wird, wie der des Vollmondes. Kingsley mußte sagen, es könnte der Regen Epidemien, etwa der Cholera vorbeugen, und daher sollte man sich bedenken, ob es wohlgethan sei, ihn wegzubeten. Er wagte nicht das Wettergebet für eine bloß den Aberglauben aufmunternde, übrigens aber ganz unwirksame Prozedur zu erklären. Er war nun einmal Geistlicher und ohne den Halt an dem gesetzlichen Staatsbekenntnis hätte er den Halt verloren, den er für seine Wirksamkeit als unentbehrlich erkannte. Aber ob er an Zweifler oder entschiedene Atheisten schreibt, immer heißt es, durchgemacht habe er ähnliche Versuchungen in schweren Kämpfen. — Wie die Epidemien ihm ein abwendbares Menschenunrecht erschienen, ebenso auch das Menschenelend. Er hält es erst mit den Chartisten und nachdem er an den sozialistischen Gewerbeunternehmungen irre geworden, zum Schluß seines Lebens spricht er sich theoretisch in der Agrarfrage gegen alle Freiheit aus. Glebae adscriptio, von sachverständigen Autoritäten vorgeschriebene Pachten, ein halb feudales Ideal, wobei alle unter polizeilicher Aufsicht zum Besten wirken! — Kingsley war in allen Dingen Realist, — von herrlicher Thatkraft und wunderbarer Begabung. So war auch sein Christentum ein thätiges, mehr als ein gläubiges, — eine poetische Begeisterung mehr als ein theoretisches System. Es ist mir nicht möglich, einen so vielseitigen, außerordentlichen Mann zu übersehen, ich kann im allgemeinen ihn nur anstaunen und bewundern. Aber im einzelnen kann ich hie und da das Rätselhafte seines Wesens zu erklären suchen. Als Professor der Geschichte in Cambridge begeistert er und das ist die Aufgabe, die er bei allem sich stellt, ob er in Westminster predigt oder in Chester eine Gesellschaft für Naturkunde gründet. Hat er nicht recht? Die zugehörigen Kenntnisse mag ein jeder sich holen, wenn die B e g e i s t e r u n g f ü r d i e S a c h e vorhanden ist. Für die Lehre ist ein Mann wie Kingsley der rechte, — für den Ausbau der Wissenschaft bedarf es einer mehr folgerechten und nüchternen Methode! Das beständige Zeichnen, Skizzieren zeigt auch den Realismus bei Kingsley an. Er wollte alles

in der Anschauung haben. Das ewige Leben, ist es ohne seine Frau, kann er gar nicht gebrauchen: „Ich kann nur sagen, wenn ich nicht droben mein Weib ebenso an Leib und Seele liebe wie hier, es überhaupt für mich keine Auferstehung des Leibes und der Seele gibt, daß eben dann ein andrer statt meiner ist, daß ich nicht mehr ich bin“ — sind seine merkwürdigen Worte II, 87. — Und ist es nicht tausendmal wahr, daß ich nicht mehr ich bin, wenn ich meinen ganzen Körper verloren habe?

Abstraktes Seelenleben ist keine individuelle Fortdauer.

— Die abstrakte Seele im Fortleben wäre ein Wesen, dessen Natur von unsrer jetzigen mehr verschieden sein müßte, als z. B. sie durch Verrücktheit verschieden wird. Bei letzterer fehlt es an der Funktion des Gehirns nur teilweise, nach dem Tode fehlt es daran ganz.

Daher überwältigte die Auferstehungslehre erst im Christentum, dann im Islam.

Daher überwältigte die Auferstehungslehre erst im Christentum und, nachdem dieses durch die hellenische Unsterblichkeitslehre an Realität verloren hatte, im Islam die Völker bloßer Unsterblichkeitslehre. Gegenüber dem Brahmanismus und Buddhismus u. a. asiatischen Auffassungen haben die Auferstehungsreligionen nur beschränkten Erfolg gehabt, ebenso wie gegenüber dem Mosaismus.

Das ewige Leben ist in der Liebe zum Dauernden enthalten.

Noch hat sich das Gleichgewicht zwischen diesen Anschauungen unter den Menschen erhalten. Schließlich werden sie sich aber wohl alle auflösen müssen, in der klaren Erkenntnis, daß es nur eine Art Fortleben gibt, die allem Organischen gemeinsame Zeugung. Ich bin wirklich in meinen Kindern vorhanden, und es ist eitel Selbstsucht, die sich dagegen sträubt. Habe ich aber keine Nachkommen, nun so lebt der Stamm fort, an dem ich ein Blatt gewesen und für den auch ich mein Teil hinzugethan. Liebe deine Kinder, die Menschheit, die Natur, und du fühlst dich sicher des ewigen Lebens*). —

Kingsley gegen den Asketismus.

Sehr tief ist, was Kingsley gegen die asketischen mönchischen Richtungen sagt. Natürliche Triebe müssen auf ihrem eigenen Gebiet beherrscht oder verbraucht werden, nicht aber dürfen sie in geistiger und geistlicher Form ganz andre Gebiete beherrschen. Sie führen sonst dazu, die natürlichen Triebe und schließlich die ganze Natur, als Teufelswerk zu fliehen.

Der in der Welt werdende Gott.

31. Juli. — Mich ergreift der Gedanke des in der Welt werdenden Gottes! Das ist eine verständliche Vorstellung. Der

---

*) Noch möchte ich bei Gelegenheit des Buchs über Kingsley sagen, wie eine solche Erscheinung nur in England möglich gewesen. Die dortigen Geistlichen werden oft aufgefaßt als Parasiten der Gesellschaft, mit Unrecht. Sie allein gestatten es, Pastor und Gentleman im vollen Sinne zu sein. Wenn die Konfessionen ihrem Werte nach richtig klassifiziert werden, je nach dem Werte ihrer Geistlichen, so steht die englische Staatskirche unendlich hoch.

vollendete Weltschöpfer, am Anfange, ist unbegreiflich; — am Ende der Welt, als Ziel, ist es anders. Es ist die vollendete, bewußte Weltgemeinschaft, die Gott dann zu nennen wäre. Auf Erden ist die Vervollkommnung bis zum bewußten Menschenwesen gediehen; die Menschen bilden eine mehr und mehr die Kugel umfassende Gemeinschaft. Einst können Planeten und Sonne — noch nach unendlichen Millionen von Jahren Sonnen und Fixsterne zu näheren Gemeinschaften zusammenrücken. Was wir mit ganzer Seele lieben sollen und erstreben ist die beständige Steigerung der Gemeinschaft, denn das ist die Realisierung Gottes, der als Potenz, ohne Zeit und Raum keinen Zusammenhang mit Menschen hat; dagegen als reales Wesen, als Aufgabe, die mehr und mehr in die Erscheinung treten muß und will, unterstützt und bekämpft, geliebt und gehaßt werden kann. Gott ist dann allgütig, aber nicht allmächtig — allgegenwärtig, aber nicht allwissend; — d. h. so viel wir auf Erden sehen, in der Menschheitsgemeinschaft; — er ist unvollendbar, daher ewig — er ist keine Abstraktion, sondern ein Erlebtes und Bleibendes in der Entwickelung. — Das ewige Leben des einzelnen Menschen ist seine Fortwirkung in der ewigen Menschheit, die zur ewigen Gottheit hinstrebt. Die metaphysischen und logischen Fundamente gelten bei der Verknüpfung der erfahrenen Wahrnehmungen und Empfindungen — aber sie entscheiden niemals über die Wirklichkeit einer Empfindung — die Freiheit des Willens gilt, wenn auch die Kausalität damit nicht in Einklang gebracht werden kann; — so ist auch der werdende, lebendige Gott anzuerkennen; — ihm ist das Primat beizulegen, gegenüber dem abstrakten Gott der Philosophen, der sich außerdem als Widerspruch in sich selbst dem Denker stets erweisen wird.

Die Zivilisation steigert die Menschengemeinschaft.

16. Nov. — Den Wallace habe ich zu Ende gelesen. . . . Er schließt mit einem Vergleich der Zivilisation und des Zustandes der Wilden. Freiwilliges Befolgen der für die Gemeinschaft notwendigen Moralgesetze, ohne die unfruchtbaren Weitläufigkeiten von Regierungen und Gesetzen, seien mehr bei den Wilden anzutreffen. Daraus müßte man erkennen, wie sich unsre Kultur auf dem richtigen Wege nicht befindet. Viel kräftiger müßten die sympathischen Dispositionen zwischen den Menschen entwickelt werden, als bisher! rc. Mir scheint Wallace die Fortschritte der Ausdehnung noch nicht in Rechnung zu bringen. Der Weltpostvertrag hat es ermöglicht, daß Miklucho Macklay mir von Batavia aus eine Broschüre zuschickt: Um den Erdball herum verbreitet sich schnell eine nützliche Erfindung. Der Zweck der Mensch-

heit ist die Steigerung der Gemeinschaft qualitativ und quantitativ. Dagegen ist jeder wilde Stamm, hält er auch Ruhe innerlich, gegen alle Nachbarn zu gewaltthätigen Abenteuern aufgelegt.

5. Dez. — Am 26. November starb meine liebe Schwester, Baronin Eveline von Behr in Edwahlen. Sie hatte neben einem frommen, liebenden Gemüt, das aber die orthodoxe oder pietistische Richtung der Neuzeit mehr tolerierte als mitmachte, ihre Wurzel in dem Rationalismus des Elternhauses, und es fehlte ihr nicht die humoristische Empfänglichkeit, die zu einem gleichmütigen und liebenswürdigen Leben so viel beiträgt. Sie ist glücklich zu preisen, daß sie an einer schnell verlaufenden Lungenentzündung im 60. Jahre ohne langes Siechtum entschlafen ist.

Baronin Eveline von Behr.

20. Dez. — Zurückversetzt habe ich mich in Gedanken in die Jugendjahre meiner verstorbenen jüngsten Schwester, die mir damals besonders nahe gestanden hat. Ihr Leben hat im ganzen ihrer harmonischen Natur entsprochen. Sie hatte herrliche Eigenschaften des Gemüts und des Geistes, und viel milde und freundliche Empfindungen hat sie erfahren, verbreitet und in ihrem reichen Familienkreise geschaffen. Wie schnell vergißt sich ein Menschenleben, aber eitel ist es nicht gewesen und seine Folgen wirken fort in dem ewigen, zum Besseren fortschreitenden All. Wohl mag uns die Verteilung von Leid und Freude im Menschenleben eine unverdiente, verworrene und unbegreifliche erscheinen. Nur in dem Gefühl der richtigen Einordnung des Einzelnen und des Kleinsten im ewigen All — ob auch vergessen, dennoch dauernd — scheint mir — kann man die Versöhnung suchen und finden. Könnten wir lange nach unsrer eigenen Lebenszeit unsern ganzen Lebensgang überschauen, es würde uns damit ergehen, wie mit manchem Rückblick auf ein überstandenes Leid. Was uns einst wehe gethan, erscheint uns zu erbärmlich klein, um länger dabei zu verweilen. Was uns im Leben bekümmerte und unerträglich schien, es ist zu unbedeutend, um ins Gewicht zu fallen, sobald wir von dem ewigen All uns berührt fühlen. Das ist wohl die schließliche Versöhnung, die wir alle zu erwarten haben.

Ewige Fortwirkung des Einzellebens.

24. Dez. . . . die kleine Strecke bis zum Orte der ewigen Ruhe will ich getrost vorwärts gehen. Der Ewige in dem eigenen Innern bleibt der Punkt, von dem aus sich das Licht verbreitet. Die Liebe zu den Menschen kommt von da. . . .

25. Dez. — Ich beendigte eben die Lektüre der neuesten Schrift des Philosophen Hartmann über das Christentum: „Krisis des Christentums in der modernen Theologie.“ Er demonstriert, wie bei den

Krisis des Christentums von Hartmann.

modernsten großen Theologen Biedermann, Pfleiderer, Lipsius, das christliche Zentraldogma von der Erlösung durch Christi Leiden, verdrängt wird durch die Forderung, daß ein jeder durch seine eigene Religiosität errettet wird. Das Christentum ist damit verlassen, aber auch der Standpunkt zu einer neuen, allgemein menschlichen Religion erreicht. Das in jedem Menschen angelegte religiöse Grundphänomen ist das Abhängigkeitsgefühl in freier Hingebung an Gott, im Gegensatz zu der Nötigung durch die endliche Welt. Es ist aber die Konsequenz dieses Grundphänomens, nur an einen immanenten Gott (konkreten Pantheismus und Monismus), nicht aber an einen außerhalb stehenden, persönlichen Gott zu glauben. Hartmann glaubt, eine auf diesem Grunde entwickelte Dogmatik würde die tiefsten Bedürfnisse des religiösen Gemüts besser befriedigen, als alle christliche Dogmatik. Diese Dogmatik ist erst abzuwarten, bevor ein Urteil sich sprechen läßt. Ob aber Hartmann die tiefsten Bedürfnisse des religiösen Gemüts teilt und kennt, wird zweifelhaft gegenüber einer Bemerkung, die er gegen den Kultus macht. Er hält ihn für eine unwillkürliche Gefühlsäußerung durch Ton und Gebärde, wie Tanzen, Singen, zweckloses Monologisieren — was Darwin als zwecklose Handlung aus überströmender Nervenkraft anzusehen gelehrt hat. Bei Wilden brechen derartige Aeußerungen am unbändigsten hervor. Mit dem Fortschritt der Kultur treten sie durch Selbstbeherrschung zurück, und kann der Kultus „ohne Schädigung des religiösen Lebens immer mehr eingeschränkt werden". Die höchste Kultur müßte demnach allen Kultus beseitigen. Siehe dagegen meine Bemerkungen vom 4. Dezember 1879. In einem gewissen Sinn bin auch ich zu dem Standpunkt der Immanenz, des in jedem Menschen schlafenden Gottes, gelangt. Siehe meine Betrachtungen vom 10. und 31. Juli d. J. — Aber ist es nicht aufrichtiger, diesen Standpunkt Atheismus zu nennen — statt echten Pantheismus, oder konkreten Monismus. Um den Verwirrungen durch die Kunstsprache zu entgehen, wäre statt konkreter Monismus zu denken: Einheit der Substanz in mannigfaltigen, dem Wesen und nicht bloß dem Scheine nach verschiedenen Formen. Diese Einheit in allen Dingen ist bei Hartmann wohl der unbewußte absolute Wille. Diesen für ein Etwas zu halten, wird wohl nur innerhalb einer kleinen Schule geschehen können; allgemeingültig wird der unbewußte Wille ein hölzernes Eisen bleiben, der ins Absolute übersetzt mit unsrer konkreten Welt nicht mehr in Zusammenhang treten kann. — Ich unterscheide aber Objekte und objektivierte Relationen. Ich glaube nicht an die Minerva, wenn ich gleich die Weisheit zur höchsten Geltung

Hartmann verkennt die Bedeutung des Kultus.

bringen möchte. Ist nun nicht Gott eine Relation — die nach Lotzes glücklicher Ausdrucksweise, die höchste Geltung hat, aber nicht existiert, als besonderes Subjekt oder als Bestandteil aller Subjekte? Die Fallgesetze gelten, wenn auch nichts gefallen sein sollte; sie sind nicht. Ist nun Gott ein Gesamtgesetz des Daseins, das aus der Welt abstrahiert werden kann, nicht sowohl als ihr mechanischer Urgrund, sondern als ihr anzustrebendes Ziel — ist die Welt das Unvollkommene, mit dem vollkommenen Gesetz, so kann ich kaum in dem gewöhnlichen Sinne von Gott sprechen.

Ist Gott eine Relation?

Philosophie und physiologische Psychologie (1880).

1. Jan. — Wie viel bleibt zu erforschen auf dem der menschlichen Erkenntnis zugänglichen Gebiet! Aber ohne physische Arbeit und ohne physische Mittel lassen sich nur die sogenannten höheren metaphysischen Fragen diskutieren, und deshalb schweift der Geist immer hinüber in die unzugänglichen Gebiete. — Welches sind die Vorbedingungen aller Erfahrung? Auf diese Frage findet Kant die Antworten, die im Gebiete der abstrakten Vorstellungen Grenzen gelegt haben ꝛc. Jetzt erst stellen die Forscher dieselbe Frage auf dem Gebiete der Körperwelt. Welches sind die Vorbedingungen aller Vorstellungen? Nervensubstanz ist die Antwort. Außerhalb dieser Substanz das Entstehen von Vorstellungen, von vorsätzlichen Handlungen und psychischen Empfindungen, anzunehmen, ist eine mit aller Erfahrung in Widerstreit versetzende Annahme. Die individuelle Gottheit und Unsterblichkeit wird mythisch. Die individuelle Freiheit und die Fortentwickelung der Gemeinschaft der Nervenwesen ins Unendliche, sind das thatsächliche Residuum. Ich finde die Beweise, die Herzen kürzlich im Kosmos für die physische Natur der psychischen Vorgänge gegeben, nicht entscheidend. Er führt aus, weil zwischen Reiz und Wahrnehmung Zeit vergeht, so muß die Nervenbahn von einer Bewegung durchlaufen werden, mit individuell variablem Widerstande — ferner weil bei jeder Sinneswahrnehmung im Gehirn Wärme entbunden wird, die nur von Bewegung herrühren kann, so ist auch diese im Zentrum des Nervensystems stets von molekularen Bewegungen

Ohne physische Mittel läßt sich nur die Metaphysik untersuchen.

Die Nervensubstanz ist Vorbedingung aller Vorstellung.

Nach Herzen ist die psychische Empfindung eine Art Bewegung der Nervenmolekeln.

bewirkt. Die Folgerung: psychische Empfindungen und Funktionen sind eine Art Bewegung von Nervenmolekeln — folgt aber nicht! — **Alle Eigenschaften sind Reaktionen, gelten also nicht an sich!** Das ist ein Satz, auf den ich komme. — Die sich selbst wahrnehmende Bewegung ist eine ganz **besondere** Art der Bewegung und

Kerzierlings Annahme einer Zentralzelle.

wohnt vielleicht nur **einer** einzelnen zentralen Zelle bei. Ein Bild ist eine besonders geordnete Bewegung — eine Zelle, die, sobald sie erschüttert wird, immer wieder dasselbe Bild vorstellt, ist ein Gedächtniselement.

Die Freiheit durch die Empfindung bewiesen.

22. Juni. — An Kant denke ich zurück. Die Freiheit, als Postulat der praktischen Vernunft gründet sich auf das Schuldgefühl. Ich denke, man kann direkter dazu kommen. Habe ich erst erkannt, daß es ein Wissen gar nicht gibt, dem nicht Abstraktionen aus der Sinnenwelt beigemischt sind, — auch keine Grenzen im Raum, in der Zeit, keine Kausalitäts-Folge, wenn nicht zu der Anlage in der Geistesstruktur eine Empfindung, die hineinpaßt, in der Erfahrung hinzukommt, — — ferner habe ich erkannt, daß Wahrnehmungen nicht täuschen, sondern Reaktionen unbekannter Potenzen sind, an denen aber auch gar nichts zu erkennen ist, als eben diese Reaktionen, auch daß es Mittel gibt, Phantasmen (Reaktionen von alten Reizen) von gegenwärtigen Potenzen zu unterscheiden (unbeirrbare Folge und Tastsinn!); — so ist die aus der Erfahrung quellende Erkenntnis ebenso sicher, als die aus den vermeintlichen Urvoraussetzungen. Bei der Tierseele komme ich zu Wahrnehmungen, die von der mechanischen Kausalität sich nicht recht erklären lassen. Ich nehme in mir das Verantwortlichkeitsgefühl wahr. Ohne Freiheit wäre es ein Trug. Das Kausalitätsgesetz ist unbedingt gültig für mechanische Kausalität. Aber in den Zentren des Nervensystems gibt es positiv die Empfindung, daß dieses Gesetz nicht allgemein gültig ist. Der freie Wille ist durch die Empfindung bewiesen, und er unterliegt der Kausalität nicht, weil diese von nervenlosen Wesen abstrahiert ist und eine Anwendung auf alles nicht gestattet, da es ein Schuldbewußtsein gibt. —

Freien Willen legen wir allen Nervenwesen bei.

19. Aug. — Nachträglich über den freien Willen; ist es wohl Götzenbildung, wenn ich die Willkür unbeseelten Gegenständen beilege. Ich empfinde die Willkür einzig und allein in mir selbst, aber ich kann sie Tieren und Menschen beilegen, weil ich an ihnen Mienen und Bewegungen wahrnehme, die bei mir selbst beständig in Zusammenhang mit der Willkürempfindung auftreten. Auf induktive Weise gelange ich dahin, allen mit Nerven begabten Wesen mehr oder weniger Willkür beizulegen. Außerhalb der Nervensubstanz jenes

unbegreifliche Wesen, das seine Bewegungen fühlt, Willen anzunehmen, ist, wie wenn Kinder von einem Papier sagen, es lief vom Tisch herunter. —

Die Entwickelung kann nur ans Licht bringen, was in der Anlage war.

Kommt das Essen vom Hunger oder der Hunger vom Essen beim Neugebornen? Auf diese Frage antwortete Math. Schleiden, erst gewöhne die Mutter dem Säugling das Essen an. Kommt das Sehen vom Auge, oder das Auge, entsteht es erst durch das Sehen? So würde vielleicht die Frage zur Einmütigkeit führen. Denn da das Auge die Vorbedingung war, um zu sehen, so konnte kein Sehen ohne Auge ein Auge erzeugen. Dennoch gibt es dreierlei mögliche Antworten. 1. Gott machte das Auge, damit der Mensch sehen soll. 2. Durch Strebung zum Sehen entstand das Auge. 3. Weil man Augen hat, sieht man. Die letzte Antwort allein ist die richtige und schließt die Entwickelung nicht aus. Mag immerhin ein rotes Pünktchen die erste Form sein, aus der sich durch unendliche Transformationen das kunstvolle Auge herausgebildet hat, die Anlage zu diesem Pünktchen mußte der Empfänglichkeit für den Lichtreiz und dem Streben zum Sehen vorhergehen. Die Entwickelung bringt nur ans Licht, was in der Anlage enthalten, — sie ist wesentlich ein analytischer Prozeß. —

Verschiedene Fruchtbarkeit wissenschaftlicher Hypothesen.

23. Aug. — Hypothesen gibt es, die zu Entdeckungen führen. Z. B. die Hypothese, daß ansteckende Krankheiten von mikroskopischen Organismen herrühren, gehört dahin. Dabei ist es nützlich gewesen, nicht von einem unbegrenzten Polymorphismus der Spaltpilze oder Bakterien auszugehen, sondern feste Spezies anzunehmen, bis das Gegenteil bewiesen. Pasteur hat, von seiner Hypothese ausgehend, entdeckt, wie man Bier und Wein auf längere Zeit haltbar macht, — wie der Milzbrand sich durch Regenwürmer fortpflanzt, indem die Milzbrandbakteridie nie aus einer andren Art entsteht; — 2c. . . . Die Hypothese, daß die geistigen Funktionen des Menschen an Organe der Nervensubstanz gebunden sind, ist fruchtbarer als die Hypothese einer leiblosen Seele. Munk in Berlin findet durch Vivisektionen an Hunden, daß jedem Auge eine Sehsphäre in der Großhirnrinde entspricht, die der zentrale Sitz aller Sehwahrnehmungen ist, darin die Elemente homolog den Retinaelementen geordnet sind. Der Stelle des direkten Sehens der Retina entspricht ein großer und zentraler Teil der Sehsphäre; von diesem Teil werden mittelbar anders geartete Elemente erregt, die Vorstellungselemente zu nennen sind, — mit bleibender Erregung. Das sind die Erinnerungsbilder, die bei gegebener Veranlassung in die Wahrnehmung wieder eintreten. Munk schließt

Weitere Experimente Munks.

aus dem Schwinden der Erinnerungsbilder nach Abtragung der zentralen Gegend der Sehsphäre und aus ihrer allmählichen Restitution, soweit die periphere Gegend unverletzt blieb, daß überall neben den Wahrnehmungselementen auch Vorstellungselemente in der Sehsphäre belegen, in denen die Bilder latent aufbewahrt bleiben. Sollten die Wahrnehmungselemente nicht ohne die Hypothese von anders gearteten Vorstellungselementen genügen? Die gegenwärtige Gesichtserregung prävaliert, sie ist die kräftigere. Im Traume fehlt sie und dann treten die latenten, früher erfolgten Erregungen in die Aufmerksamkeit, — wie Munk das Sensorium nennt, mit dem Zusatz, — die Aufmerksamkeit ist dem Wesen nach vollständig unbekannt. Statt Sensorium würde ich sagen die sich selbst wahrnehmende Energie, siehe 15. April und 23. Mai 1878. In diese tritt, würde ich mit Berücksichtigung der neuen Munkschen Untersuchungen sagen, der zurückgeworfene Teil der Gesichtserregung, davon ein andrer Teil aber als Spannkraft in dem Wahrnehmungselement verbleibt. —

Wesen der Seele.

Hypothetische Seelenvorstellungen: Die Seele ist eine sich selbst wahrnehmende und in gewissen Grenzen sich frei modifizierende Energie; — oder, dasselbe räumlich ausgedrückt: sie ist ein sich fühlendes und wollendes Vibrationselement. Eine Kugel, deren Vibrationen durch Eindrücke modifiziert werden, kann versinnlichen. Das Vibrationselement kann unendlich viele Gestalten annehmen, durch Eindrücke von außen, die auch zurückprallende innere Bebungen sein können, und durch innerliche freie Strebungen.

Paläontologischer Optimismus.

19. Okt. — Gelesen habe ich den schönen Vortrag von Zittel „über Arbeit und Fortschritt im Weltall.“ — Die Paläontologen sind von der Wahrnehmung ergriffen, daß nicht nur „Stoff und Kraft“ das Bleibende im Vergänglichen ist, sondern der Fortschritt. Wir haben empirisch für unsern Planeten den Beweis, daß seit den unvordenklichsten Zeiten bis jetzt eine Schraube durch unsre Welt geht, die sich trotz gewisser Schwankungen nie zurückgedreht hat. Der Pessimismus mag in Philosophie, Theologie und Poesie sich nicht vollständig überwinden lassen, die Paläontologie führt ihn, wenigstens für unser Beobachtungsfeld, ad absurdum.

17. Nov. — Es bildet sich meine Ansicht von der Natur der Seele langsam weiter aus. Das Eigentümlichste daran bleibt die Selbstwahrnehmung. Diese sprechen wir entschieden den tönenden, leuchtenden oder irgendwie anders vibrierenden Körpern ab. Sollten sich Tausende von Wellen in einem Punkte auch kreuzen, reflektieren und reperkutieren, eine sich selbst wahrnehmende Bewegung wird es

nicht. Zuerst erfahren wir nur in uns selbst etwas von dem Vorhandensein eines empfindenden Wesens. Den Mitmenschen und in viel geringerem Grade den Tieren legen wir eine ähnliche Seele bei, weil sie eine Folge von Bewegungen machen, wie wir sie selbst bei bestimmten Empfindungen vollführen. — Ist einmal der Knoten durchhauen, und haben wir die sich selbst empfindende Substanz angenommen, so ist es nicht mehr etwas Absonderliches, dafür nicht bloß eine qualitative, sondern auch eine quantitative Wahrnehmung erfahrungsgemäß zu statuieren. Die Seele denke ich mir als ein Kügelchen dieser eigentümlichen Empfindungssubstanz, von bestimmter Vibration; — die Veränderung in dem Quantum und in der Form des von ihr erfüllten Raumes wird sofort empfunden. Da die Empfindung Raum erfüllt, — Zeit beansprucht, — Ursachen wahrnimmt, so wird sie nichts wahrnehmen oder auffassen können, was diesen Formen des Anschauens und Denkens nicht unterliegt; — z. B. der erfüllte Raum kann verändert werden durch Verdrängung, indem andres den Raum erfüllt, nicht durch die Zeit. Die Zeit kann nicht durch Raumkörper, sondern durch Ereignisse abgeschnitten oder beansprucht werden, — die erzeugende Kraft wirkt zwar in Raum und Zeit, aber Raum und Zeit für sich sind keine bewegenden Ursachen; — d. h. Räumliches wirkt auf Raum und Zeitliches auf Zeit. Wenn etwas auf die räumliche Empfindung der Seele wirkt, so muß es selbst räumlich sein, u. s. w. — Die Seele, um meine Anschauung anzudeuten, ist ein vibrierendes Körperchen, das seine Vibrationen empfindet; die geringsten Außenkräfte, die herantreten, ändern die Vibrationen ab. Was sie räumlich abändert, ist Raum erfüllend, was sie zeitlich beeinflußt, Zeit einnehmend, — was sie intensiv verändert, eine ursachliche Kraft. — Der Seele selbst gehört ihre Form des Denkens und Anschauens an und sie überträgt dieselbe auf die Erscheinungen. Aber das Erscheinende muß selbst gleichfalls räumlich, zeitlich und kausal sein, um auf die Seele wirken zu können. Seine Reaktionen auf die Seele bilden die Erscheinungswelt, die aber an dem Gewölbe der Hirnrinde reflektiert und wiederholt reverberiert, daselbst Spannkräfte hinterläßt. Wenn diese wieder die Seele affizieren, kommt es zu Erinnerungsbildern. Andre Eigenschaften, als diese Reaktionen, können die Außendinge gar nicht haben. Abgesehen von diesen Eigenschaften sind es leere Potenzen, nicht aber reale Wesen. Die Außenwelt hat Realität, ist wie sie erscheint, die Seele ist ein Körperchen besonderer Art, der Raum und die Zeit *ohne Grenzen* sind eingeborene Formen, die Grenzen sind aber von der Raumerfüllung

und von den Begebenheiten abstrahiert, nicht aber mit dem Raum schon gegeben. Daher sind die Antinomien Kants keine Beweise gegen die Realität von Zeit und Raum. Diese Andeutungen fixieren meine augenblicklichen Anschauungen. — Das Körperchen, genannt Seele, wird, gleich allem Körperlichen, ewigen Umsetzungen ohne völlige Vernichtung unterliegen. Das Aufgehen desselben ist eine Liebesempfindung; beim Tode, zu dem Ewigen. Nur die Liebe weiset unsre Empfindung auf das, unser Irdisches Ueberdauernde hin; die große Schraube, die sich immer nur vorwärts dreht und die alles zum Besseren hebt, ist Gegenstand unsrer mystischen Liebesempfindung. Wir sind beteiligt in dem ewigen Fortschritt. — Ein schöpferisches Wirken braucht nicht ein erkennendes zu sein. Es könnte einen blinden Schöpfer geben. Aber es gibt wahrscheinlich kein Denken, das Körper schaffen könnte. Die Materie ist ewig und ballt sich zusammen nach Gesetzen und bringt ein Weltganzes mit steigender Gemeinschaft hervor.

Die Liebe weiset uns auf das Ewige.

Philosophie (1881).

Keyserlings Abweichung von Kant in der Auffassung von Raum und Zeit.

28. März. — Der einfachste Ausdruck für den Hauptsatz meiner erkenntnistheoretischen Abweichung von Kant, kann in folgender Weise geformt werden:

Was der Raum umgrenzt, kann nichts andres sein, als die Ausfüllung des Raumes, da der Raum selbst nicht Raumgrenzen haben kann, d. h. eine Grenze, dahinter der Raum aufhört, ist unmöglich. Ebenso mit der Zeit. Sie selbst hört nie auf, und fängt nie an, aber was die Zeit erfüllt, das Ereignis allerdings. Daraus folgt aber, daß begrenzte Räume und Zeiten, und raumzeitliche Einheiten, von dem Material abstrahiert sind, das den Raum und die Zeit empirisch erfüllet, und daher nicht a priori aus der Anschauung von Zeit und Raum folgen, wie Kant glaubte. Mathematik ist aber dann nicht eine Wissenschaft, rein a priori, sondern sie kombiniert die ursprünglichen Geistesanlagen für Raum und Zeit mit den aus der Erfahrung geschöpften Abstraktionen, den Grenzen der Stoffe und Ereignisse. Wenn die Dinge die Grenzvorstellungen im Raum verursachen, so ist ihr Wirken räumlich, ebenso wie die Natur des Vorstellens räumlich ist. Das vorstellende Ich ist a priori raumzeitlich, und

Die Raumgrenzen sind nicht a priori, wie Kant annahm, sondern aus der Erfahrung abstrahiert.

Mathematik daher nicht a priori.

Das Vorstellen ist räumlich.

das vorgestellte Ich ist es in derselben Weise, wie alle vorgestellten Dinge. Die Raumzeitlichkeit kommt daher den Dingen an sich zu, zu ihrem Auffassen und zu ihrem Aufgefaßtwerden. Das Ding an sich ist überhaupt eine, bloß Geltung, aber nicht Dasein habende Abstraktion, da alle Eigenschaften Reaktionen auf ein andres, also Relationen sind, und das Ding ohne Eigenschaften eine nicht vollständige Vorstellung, ohne Dasein, wäre. —

Das Ding an sich.

---

29. Aug. — Von Riehls Kritizismus habe ich die erste Abteilung des zweiten Bandes flüchtig durchgelesen, mit großer Zustimmung. Nur glaube ich, daß weitere Durcharbeitung ihn zu einer klareren und kürzeren Auffassung von Raum und Zeit führen wird. Es ist da bisher immer zweierlei durcheinander geworfen. Einmal sind Zeit und Raum nichts andres, als der allgemeine Schauplatz unsrer Wahrnehmungen. Ohne Schauplatz kein Schauspiel. Insofern können Raum und Zeit den Wahrnehmungen nicht nachträglich entnommen werden. Sie sind ursprünglich im Wahrnehmenden als Anlage zu aller Anschauung oder wie Kant sagt, als Form vorhanden. Ist das Anschauende, wie ich annehme, selbst in Raum und Zeit ein Einigungsort, ausgezeichnet vor allem, was sonst den Raum füllt, durch die Befähigung jede Bewegung (Bebung) in Empfindung umzusetzen, so ist es mit Raum- und Zeitwahrnehmungen anders auch unmöglich. Denn in jeder Bewegung ist Raum und Zeit wesentlich enthalten, und empfundene Bewegung ist Anschauung, die also in dem Wahrnehmenden Raum und Zeit unmittelbar empfinden läßt. Ein ganz andres sind aber die Grenzen in Raum und Zeit. Sie sind Abstrakta von Körpern und Ereignissen, und der Punkt weder in Zeit oder Raum kann selbständig existieren (die Linie ist die Grenze zweier Flächen, — die Fläche die Grenze zweier sich berührender Körper, — der Zeitpunkt die Grenze zwischen zwei Ereignissen). Der begrenzte Raum ist die abstrakte Körperform, beweglich gleich dem Körper, — sehr verschieden von dem Raum als allgemeinem Schauplatz aller möglichen Anschauung, der weder weggedacht, noch hinzugedacht werden kann, in welchem daher weder Grenzen noch Richtungen zu unterscheiden sind. Die Körper sind nicht Raum, aber nehmen Raum ein und machen erst Unterschiede im Raum. — Sehr gut sind bei Riehl auseinandergesetzt die Gründe, die uns zur Erkenntnis zwingen, daß das Quantum von Stoff und Kraft ein unveränderliches ist, —

Alois Riehls Kritizismus.

Stoff kann nicht aus Kraft abgeleitet werden.

und daß für die Kraft die qualitativen Unterschiede nur aus der Transformation desselben Quale hervorgehen, wogegen der Stoff nicht reduzierbare Unterschiede der Beschaffenheit aufweiset. Der Versuch, den Stoff aus der Kraft abzuleiten, kehrt die vernünftige Ordnung um. Es folgt aus dieser Betrachtung, wie eigentlich Fortschritt, Interesse, Schönheit, Gesetz u. dergl. nur in den Verhältnissen des gegebenen Stoff- und Kraftquantums der Welt möglich ist. Gott ist kein Stoff, sondern das vollkommenste Verhältnis, dem die Weltbestandteile zustreben. —

Gott ist eine Relation.

Du Bois-Reymonds Rede.

18. Sept. — Die akademische Rede von Du Bois-Reymond „über die sieben Welträtsel" könnte nicht weniger packend wirken, als die Leipziger Rede mit dem „ignorabimus". Man muß im allgemeinen die Tendenz der Naturforscher, vor gewissen Rätseln sich zu bescheiden, billigen.

28. Sept. — Du Bois-Reymond hat mit seiner Rede „über die sieben Welträtsel" nicht allein einige Philosophen, sondern auch einige Naturforscher unwillig gemacht. Sie urteilen, er habe als Neuigkeit und ungeheure Wahrheit aufgetischt, was für den Kenner abgestandene Dinge sind. Er wollte aber von *ewigen* Problemen sprechen, die weder neu noch abgestanden sein können.

10. Okt. — Mit jedem Menschenkinde tritt ein Bildungsgesetz eigenartig in die Welt, das ist meine Ueberzeugung, wie es trotz der Vererbungen nie da gewesen ist und nie wiederkehren wird. Diese Ueberzeugung mag mir aus der Beschäftigung mit der Paläontologie erwachsen sein, wo die Nimmerwiederkehr der ausgestorbenen Formen ein Erfahrungslehrsatz geworden. An ein vergebliches Dasein glaube ich nicht, da an Stelle der dahingegangenen Welten immer höher stehende getreten sind. Aber warum all diese Durchgänge, und warum nicht von Anfang an die Vollendung? — Darüber schweigt die Naturforschung. Die Menschenkinder werden wohl auch ansteigende, sich gegenseitig vorbereitende Reihen bilden. Aber durch mannigfache Senkungen führt der Weg zur Höhe und in manchem Betracht mögen wir wohl gegenwärtig eine Senkung durchschreiten, denn es scheint eine Zeit angebrochen zu sein, in der die nationalen Gegensätze, die das Christentum milderte und abschwächte, verschärft wieder hervortreten. Die geologischen Zeiträume kommen mir wohl im Vergleich zu den Zeiträumen der menschlichen Geschichte vor, wie irdische Entfernungen zu denjenigen der Fixsterne, die keine Parallaxe ergeben und daher auch keinen Maßstab. Doch soweit die Erfahrung reicht, setzt der Fortschritt, trotz zeitweiliger Störung und Verarmung, immer

wieder ein. Die Einzelexistenz hat es freilich in solchen Krisen schwer, sich mit dem „Kantischen Reiche der Zwecke“ zu trösten, eine andre harmonische Auffassung dürfte ihr aber nicht verbleiben.

Religion (1881).

22. Mai. — Dienet der Wahrheit, und in zweiter Reihe, dem sogenannten Erbaulichen in der Religion. Letzteres kann die Empfindungen kräftigen, die falschen so gut wie die richtigen. Trachte daher vor allem nach der Erkenntnis, die das Falsche zu unterscheiden lehrt! Dann erst wird Kirche, Hymnus und Gebet gut wirken. —

Vor allem soll man der Wahrheit dienen.

4. Juni. — Ich komme auf den Gedanken zurück, was eigentlich die Religion der menschlichen Gesellschaft Eigenartiges, durch andre Vorstellungsgebiete nie zu Ersetzendes leistet? Die Weihe der großen Lebensakte, Geburt, Ehe, Tod, ist in erster Reihe gewiß anzuführen, das kann nicht durch Wissenschaft, Erkenntnis geschehen. Die hat mit solchen Gelegenheitsgeschäften nichts zu schaffen. Dagegen ist die Kunst dazu immer in Verwendung gewesen. Die ästhetische Seite der Religion ist in der Theorie zu wenig anerkannt. Ohne Religion kann sich die Wissenschaft in der menschlichen Gesellschaft vollständig entfalten, aber die Kunst wohl nicht. Daher, zur Verschönerung des Lebens, ist dem schönen Geschlecht die Religion unentbehrlicher als dem unschönen. Daher konnte die mythologische Religion trotz aller Abgeschmacktheiten und Irrtümer so lange bei Griechen und Römern sich behaupten. —

Religion und Kunst. Siehe dazu 19. März u. 3. Dez. 1879.

Die Kunst kann ohne Religion nicht bestehen.

Die christliche Religion ist tiefer poetisch! Nun die Absurdität ihrer Grundlagen der Schönheitsempfindung Abbruch gethan, im Geiste der Hochgebildeten wenigstens, kommt sie in Verfall. Aber, was an die Stelle treten soll, muß nicht nur reiner von Fabel und Aberglauben, — es muß poetischer, oder wenigstens ebenso poetisch, — von den Grazien umschwebt sein, als die christliche Kirche. Bisher fehlt *jeder* Ansatz dazu.

Die christliche Poesie ist unübertrefflich, daher auch unersetzlich.

15. Juni. — Professor Frohschammer hat mir seine Schrift über die Prinzipien des Aristoteles zugeschickt. Gleich beim Eingange regt es mich zur Revision meiner Prinzipien an, und ich kann mir nicht verhehlen, daß ich mit dem Alter einer Art Materialismus viel näher

Professor Frohschammer.

Das Alter wird materialistischer.

rücke. Zwischen Anschauung — d. h. Konflikt des Empfindenden mit der Außenwelt — und bloßem Denken erweitert sich die Kluft. Seele, Gott, und alle Ideen dieser Ordnung können Träume sein, so sehr wechselt die Gestalt dieser Vorstellungen, so sehr treten sie zuweilen zurück, als wären sie außer uns nicht vorhanden; die Beharrlichkeit wohnt dem sinnlich Wahrnehmbaren in höherem Grade ein, und diese verleiht der Kausalität die geforderte Kontinuität. Im Traum reißen die Kausalreihen in der Vorstellung ab und werden von Nebenreihen verdrängt, es gibt nur Succession und Association, Exklusion und Dissociation. So ist es auch mit allen Ideen, die nicht auf Verhältnisse zwischen Anschaulichem beschränkt bleiben. Sie gelten, aber haben keinen Sinn. Es fehlt ihnen alle gegenständliche Wirklichkeit und nichts unterscheidet sie von bloßen Hirngespinsten.

Wechsel der Vorstellungen über Gott und Unsterblichkeit. — Ihre Analogie, da sie außer der Kausalreihe stehen, mit Träumen.

21. Juli. — Die Wahrheit ist nur eine, und es gibt weder christliche noch mohammedanische u. s. w. Wahrheiten. Das spezifisch Christliche ist eine außerhalb des Kreises der Wahrheiten liegende Zuthat. — Christliche Tugenden wird es wohl ebensowenig geben. Ehrlichkeit hat mit der Konfession keine notwendige Verbindung. Was die Tugend der Wahrheit nicht hat, wird auch die wahre Tugend nicht haben. Das Konfessionelle wirkt außerordentlich hemmend auf die Erkenntnis und auf die Moral der Menschen.

Einheit der Wahrheit. — Ohne Wahrheit keine Tugend.

---

27. Juli. — Das Vertrauen, daß es eine Außenwelt gibt, abgesehen von meiner Thätigkeit und daß ich sie so wahrnehme, wie sie wirklich ist, — daß es mithin Mitmenschen gibt und daß ich nicht mit flüchtigen Blendwerken zu thun habe, — sollte nicht bloß ein intellektuelles Interesse erregen. Es sollte bestimmend wirken auf das sittliche Handeln des Menschen. Der flüchtige Genuß bliebe ja die einzige Aufgabe, wenn ich doch in einer Täuschungsmaschine eingesperrt bleibe und die Dinge außer mir ganz anders sind, als sie mir erscheinen oder gar nicht sind. Aber der ältere Fichte, jenes große Ich, der ungefähr so lehrte, als wäre die Welt nur das Erzeugnis des eigenen Geistes, war weit entfernt davon, epikureische Schlüsse aus seiner Erkenntnistheorie zu ziehen. — Am Ende ist die Moral von den philosophischen Systemen, zu denen sich die Menschen bekennen, ebenso unabhängig als von den Religionen. —

Das sittliche Handeln beruht auf der Annahme, daß die Außenwelt und die Mitmenschen wirklich sind.

Pro memoria II.

15. Oktober 1881.

Einleitung.

Reisende in das Unbekannte dürfen sich nicht zur Ruhe legen, bevor sie ihre Begegnisse und Reflexionen darüber täglich aufgezeichnet haben. Jeder ist ein Reisender ins Unbekannte des folgenden Tages. Verstünde er zu schreiben, sollte er es nicht thun? — Wozu? — Sich selbst klarer zu werden, sich auch zu vergnügen, möglicherweise auch einen nachfolgenden Leser ...

Naturforscher-Religion (1881).

Kompromiß der Naturforscher mit der Kirche.

9. Nov. — Die Naturforscher haben, gleich ihren Zeitgenossen, das Joch der Meinungen getragen und Frohndienste gethan dem tollsten Aberglauben, teils willig, teils in der Not. Als Alchimisten und Astrologen mußten sie sich Eingang verschaffen in die Gesellschaft, bevor sie als Chemiker und Astronomen, wegen wirklichen und nicht bloß wegen eingebildeten Nutzens zu Brot kommen konnten *).

Was die Naturforscher als schwache Menschen gethan, das haben sie gethan nicht wegen ihrer Wissenschaft, sondern trotz derselben, und so haben sie denn auch die traditionellen religiösen und kirchlichen Vorstellungen ihrer Zeit geachtet, die ihrem Herzen zuweilen in jungen Jahren Bedürfnis geworden waren, oder mit denen sie, um der Wissenschaft ungestört oder gefördert sich zu widmen, glaubten in Frieden leben zu müssen.

Der religiöse Fanatismus ist unverträglich mit der Naturwissenschaft.

Wo indes der religiöse Fanatismus zu mächtig wird, kann die Naturforschung nicht gedeihen. Jetzt ist sie gepflegt in den, religiöser Indifferenz zugeneigten, protestantischen oder katholischen Landen. Einst gedieh sie unter dem duldsam gewordenen arabischen Islam. Neben dem Protestantismus haben die Naturforscher sich immer ruhig halten können, wenn auch vorsichtig.

Von der Religion der Naturforscher der Gegenwart möchte sich in der Regel sagen lassen, was der Breslauer Professor Cohn in einer Abhandlung über Goethe als Botaniker (Rundschau, Juli 1881 S. 55) sagt: „Seine Religion: denn Goethes Philosophie war nicht sowohl ein in klarer Gedankenreihe konsequent durchgearbeitetes System, sie war hervorgegangen aus dem ethischen Bedürfnis eines tief und warm

Religion Goethes nach Cohn.

*) Verlangte noch in meinen Jünglingsjahren, z. B. in Mitau, das Publikum einen Kalender mit Wetterprophezeiungen, und da es keinen andern gekauft hätte, so diente ihm der hochbegabte Mathematiker Paucker, und fühlte gewiß dabei, welche beschämende Rolle ihm aufgedrungen war.

empfindenden Gemüts. Der große Heide, wie sie ihn nannten, der gegen alles Konfessionelle kühl, ja ablehnend sich verhielt, war doch eine tief religiöse Natur, dem selbst mystische Strebungen nicht fremd waren.... Alle naturwissenschaftlichen Abhandlungen Goethes sind durchweht von diesem Gefühl der Pietät gegenüber dem geheimnisvollen Urgrund aller Dinge; „es ist das höchste Glück des Menschen," sagt er, „das Erforschbare erforscht zu haben und das Unerforschte in Ehrfurcht zu verehren." —

Persönliche Eindrücke über die Religion der Naturforscher.

Unter allen Naturforschern, die ich persönlich gekannt, und zu jeder Zeit hat es ausnahmsweise einzelne von strenger kirchlicher Observanz gegeben, kann ich vielleicht nur Professor B....., den Physiologen, nennen. Exakt in ihrer Wissenschaft, bewahren solche in einem abgesonderten Hirnfach die kirchlichen Vorstellungen, wahrscheinlich ganz fest erstarrt. Sie haben nichts darüber zu sagen, aber halten auf die Erfüllung derselben. (So mag es auch der verstorbene Voltz, Paläontologe in Straßburg gehalten haben, von dem ich vernommen habe, daß er ein strammer Kirchengänger gewesen.) In der Regel, ob es Engländer oder Franzosen, Deutsche, Italiener oder Russen sind, den humoristischen Buckland und den feurigen Sedgwick nicht ausgenommen, sie alle wären lieber auf das Feld ihrer Wissenschaft gegangen, sei es in die Natur, an den Arbeitstisch, oder in die Sammlungen, als in die Kirche, sobald sie die Wahl gehabt hätten. Geradezu kann ausgesprochen werden, daß den Naturforschern, so viel ich ihrer kennen gelernt, ein Bedürfnis zu gottesdienstlichen Handlungen in größerer Gemeinschaft vollständig gefehlt hat. —

Zu gottesdienstlichen Handlungen fehlt den Naturforschern meist das Bedürfnis.

Sollte sich dafür nicht ein legitimer Grund in ihrer Beschäftigung finden? Wenn sie nach den Gesetzen suchen, die in der Welt unabänderlich herrschen, wenn sie die Produkte dieser ewigen Gesetze beobachten und sammeln, im reinen Dienste der Wahrheit, haben sie da nicht das Gefühl, daß sie mehr dem Ewigen dienen, als in Gesängen, Aufzügen und im Beherzigen heiliger Reden? Was ist es in der That, was den Naturforscher lockt, von der Welt verlassen, seine stillen Wege zu gehen? Möge sich später beimischen allerlei Selbstgefühl, berechtigt und unberechtigt; mannigfaches Streben nach Stellungen, die Brot geben und Ansehen. Erst war es doch die reine Freude an der Auffassung und an dem Verständnis der Naturkörper und Naturprozesse, die ihn zog. Nicht wie einem Produkt menschlicher Kunst gegenüber kann er da kritteln, es ist alles richtig, gerade so wie es ist, — nicht wie bei einem menschlichen Ereignis, das nie wiederkehrt und das, so lange es frisch ist, von Gerüchten verunstaltet

Kunst.

Geschichtswissenschaft.

und falsch beurteilt wird, muß er aus unlauteren und unsicheren Dokumenten ein Phantasiebild sich schaffen. Nein, er hat es mit wiederholbaren Beobachtungen und Experimenten zu thun, und auf dem festen Boden beständig geprüfter Wahrnehmungen, erbaut er seine Wahrheiten. Nicht seine Wahrheiten, sondern Wahrheiten, die der ganzen Welt gehören und die ihn in Gemeinschaft erhalten, mit allem, was denken und erkennen kann. „Wenn ich schreibe, hört die ganze Welt meine Worte, so stelle ich es mir vor," sagte einst C. E. von Baer in meiner Gegenwart. Da ist Gemeinschaft, da ist ein Denken an das Ewige, ein Bescheiden bei dem Gegebenen, eine Entäußerung von der Eigensucht, wie sie das Gewerbe und das Familienleben erfordern. Wer der Kunst oder der Wissenschaft lebt, wird wohl immer eine gewisse Weihe empfinden, die ihn über die Not des Lebens erhebt und tröstet. Aber dem Naturforscher wird mehr Festigkeit von außen geboten, er geht getroster und ergebener dahin. Sein rechter Gottesdienst, das muß er fühlen, ist nicht in der Kirche und nicht in der Gemeinsamkeit von Aufzügen, mit Lichtchen und Kniebeugungen zu suchen. Daran mag sich aufrichten und läutern, wer die Woche über im Staube um sein Dasein gerungen, — nicht aber, wer alle Tage nach dem Ewigen geschaut und für die menschliche Erkenntnis gearbeitet hat.

(Naturwissenschaft. — Gemeinschaftsgefühl des Forschers. — Kunst und Wissenschaft geben Weihe. — Aber in der Naturwissenschaft ist mehr Festigkeit, da sich die Experimente wiederholen lassen. — Des Naturforschers Leben ist ein Gottesdienst.)

Der Naturforschergemeinde sind die Kultushandlungen mit ihrem großen Aufwande für Bauten und Geistlichkeit Reste der Opfergebräuche, die angeblich höheren Wesen ein Wohlgefallen bereiten sollten. Blut wird nicht mehr geopfert, aber Lebenstage noch immer ohne Ende und viel Lebensunterhalt. Doch weiterhin wird sich vielleicht in dieser Untersuchung ein andrer Gesichtspunkt eröffnen, der die Unkirchlichkeit nicht unbedingt für die Naturforscher gelten lassen kann. Auch sie bedürfen der Schönheit, um der Armut des menschlichen Verkehrs Weihe zu geben und um Festigkeit und Ruhe zu finden in dem Widerstreit zwischen Wirklichkeit und Ideal. —

(Der Kultus ist ein zu großes Opfer an Zeit für den Naturforscher. — Dennoch kann die Unkirchlichkeit nicht unbedingt für den Naturforscher gelten, — wegen des Widerstreits zwischen Wirklichkeit und Ideal.)

16. Nov. — Zuvor ist aber darauf hinzuweisen, wie die Beschäftigungen mit den Naturwissenschaften im allgemeinen günstig wirken müssen auf die Entwickelung von Anlagen, die auch für die Religionen teils als Grundlagen, teils als Forderungen die höchste Bedeutung haben. —

Das Abhängigkeitsgefühl ist zuweilen für das eigentliche Fundament aller Religiosität erklärt worden. Die Betrachtung der unermeßlichen Welten, der unendlichen Vorgänge in der Natur, denen gegenüber der Mensch sich verschwindend klein fühlen muß, können dieses Gefühl nur immer bestätigen und verstärken. —

(Förderung des Abhängigkeitsgefühls durch die Beschäftigung mit der Natur.)

Die Wahrheitsliebe wird auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Thätigkeit gefordert und die Religion gebietet: „Du sollst kein falsch Zeugnis geben!" Aber wo ist ein Gebiet, das in dieser Beziehung nicht starken Versuchungen aussetzt, die den Menschen oft zu Fall bringen. Nicht nur der eigene Vorteil treibt zur Lüge, in der Hoffnung, der Gewinn würde eingestrichen sein, ehe die Wahrheit an den Tag kommt. Mehr Lügen erzeugt vielleicht die unsinnige Eitelkeit der Menschen. Die Landwirte phantasieren den Zuhörern von ihren fabelhaften Ernten vor, — es ist kaum glaublich, wie viel es solcher Agrarlügner gibt. Dennoch fragt man vergebens, ob etwa in der That die Lüge in der Landwirtschaft irgend einen Vorteil gewährt? Anders ist es in der Politik. Zum Besten des Vaterlandes zu lügen, daraus machen die großen Politiker sich ein Verdienst. Ob nicht in der Theologie und praktischen Seelsorge sich gleichfalls viel Lüge einschleicht? Von sich selbst hat das kein Priester zwar gesagt, desto häufiger aber hat er es von andern Priestern behauptet, und er mag doch nicht selten recht gehabt haben.

Die Lüge auf verschiedenen Gebieten.

Die Lüge in der Priesterschaft.

Wie ganz anders steht da die Naturwissenschaft. Die Lüge hat keine Aussicht verborgen zu bleiben und wäre vernichtend für das Ansehen des Erfinders. Wohl mag der Naturforscher leichtsinnig ein interessantes Faktum, das ihm erzählt wird, annehmen, es vielleicht in unvorsichtiger Weise erzählen, ohne seine Quelle zu nennen, oder durch oberflächliche Beobachtung in Irrtümer fallen, — dafür wird er gerechter und oft herber Kritik verfallen. Aber Unwahrheiten wissentlich auftischen, das ist zu sehr gegen die Aufgabe, gegen die Erziehung, gegen das Interesse des Einzelnen und des Ganzen, als daß man es von einem Manne für möglich halten sollte, der sich um die Erforschung der Natur ernstlich bemüht.

Die Lüge hat in der Naturwissenschaft kein Feld.

Gottesverehrung und Naturverehrung schließen sich nicht aus. Aber Gottesdienst und Naturdienst? Der Natur dient man durch Befolgung ihrer Gesetze zu gesundem Leben und erhöhter menschlicher Wirksamkeit und durch Forschung. Der Gottesdienst dagegen besteht in Aeußerungen, die kein andres Verdienst haben können, als menschlich schön zu sein; die aber mit dem Irrtum behaftet sind, daß man damit übermenschlichen Wesen ein Gefallen thut und ihre Gunst erwirbt.

Gottesdienst und Naturdienst.

Bibliographisches. Fritz Schultze.

14. Nov. — Den ersten Abschnitt von Fritz Schultze, Philosophie der Naturwissenschaften, Zeitalter der naiven Erfahrung, mit Befriedigung gelesen. Da ist System darin; vgl. die synoptischen Schemata auf S. 82 und 83, würdig eines Naturforschers. Zwar kannte ich die Aufsätze aus dem Kosmos; aber das Buch ist wert angeschafft zu werden. Es verdient Verbreitung.

31. Dez. 1881. — Den letzten Tag des Jahres notiere ich ...

Das Leben würde entsetzlich sein, wenn es keinen Tod gäbe. Ist es auch schön gewesen, zuletzt wird man doch müde und satt. Neue Generationen wachsen heran, die wenig Verständnis heranbringen für die nächste Vergangenheit, — besonders in so schnelllebiger Zeit, wie die gegenwärtige; die Einsamkeit umfängt den Geist des Greises, wenn er sich auch nicht selbst ganz verdunkelt.

Anhang zur Naturforscher-Religion.

(17. September 1880.)

Utopie eines Naturforscher-Klosters.

In der Regel ist der Mensch unzweifelhaft dazu bestimmt sich fortzupflanzen. Aber Ausnahmen gibt es. Schon wegen physischer Gebrechen sind einzelne ausgeschlossen. Andre sind moralisch gelähmt. Endlich kann es ja auch welche geben, deren Beruf mit dem ehelichen Stande sich nicht wohl verträgt. Nur müßte dieser Beruf ein wahrhaft innerer sein und bleiben und darüber gibt Sicherheit nur der offene Ausgang. Eine freie Association, darin niemand länger zu verbleiben gezwungen ist, als der eigene Wille ihn bindet, kann der Aufgabe der menschlichen Gemeinschaft förderlich sein.

Ich habe lange davon geträumt*), daß es angemessen sein könnte, für den Betrieb der Naturwissenschaften in umfassendster Weise solche Klöster mit offenen Pforten für den Austritt anzulegen. Für den Fortschritt der Menschheit haben die Naturwissenschaften das Primat erlangt, nicht nur wegen der von ihr hervorgebrachten zivilisatorischen Erfindungen, sondern auch wegen der festen und universellen Eroberungen an Erkenntnis und Untersuchungsmethoden. Plato und Aristoteles, könnte man einwenden, Descartes, Hume, Kant haben als

*) Einen Jugendtraum meines Vaters finde ich in diesen Zeilen wieder, den er uns Kindern oft halb in Scherz und halb in Ernst auszumalen pflegte.

Anm. d. Herausgeberin.

Philosophen Werke geliefert, die ihren Wert behaupten werden, länger als irgend ein Werk der Naturwissenschaft. Das haben sie aber gemein mit den Werken des Sophokles und aus der Schule des Phidias. Gerade weil auf ihren Grund nicht sicher und viel weiter sich bauen ließ, behielten sie ihre ursprüngliche Bedeutung. Jeder folgende große Philosoph mußte von vorn anfangen und eine andre mögliche Denkweise ausbauen. Unter den möglichen Denkweisen ist die eine den Eigenheiten der einen Nation kongenialer, die andre wieder einer andern Nation zugänglicher. So verbleiben nationale Eigentümlichkeiten in jeder Philosophie. Außerdem wendet sie sich innerhalb jeder Nation an die kleine Minorität von Männern, die bis auf die letzten Gründe zurückzugehen Lust und Anlage haben.. Die neueste Kantlitteratur beweiset z. B., daß seine Philosophie, selbst in ihren Lehren über Zeit und Raum und über das Ding an sich, geschweige denn über die Grundlagen der Ethik, überwältigende Ueberzeugungswirkungen auf viele übte, nur so lange die lebendige Rede des Meisters nachhelfen konnte. Die unmittelbar folgenden großen Philosophenschulen gingen von Männern aus, die mit den Kantischen Ausgangspunkten sich gar nicht recht auseinander zu setzen Lust und Anlage mitbrachten, oder die nur einzelne Seiten davon ergriffen und über die Schranken fortbildeten, zu Karikaturen ohne Wahrheit. Die Naturwissenschaften, wenn sie auch in ihren letzten Gründen nur von ebenso Wenigen, als die Grundlagen der philosophischen Systeme erfaßt werden können, ihre Ergebnisse werden in ganz andrem Grade Gemeingut, und die Erfahrung bestärkt in immer weiteren Kreisen den Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Methoden. In diesem Sinne ist die Pflege der Naturwissenschaften in höherem Grade ein menschheitliches Interesse, als es Philosophien und Religionen sein können, die den Anspruch, die Menschheit zu umfassen, mehrtausendjährigen Erfahrungen gegenüber als hohle Anmaßung erkennen und fallen lassen könnten.

Nationale Eigentümlichkeiten sind jeder Philosophie eigen.

Die Naturforscher selbst dürften aber bisher das Bedürfnis der Association und der klösterlichen Einrichtungen nicht empfinden. Der individuelle Ehrgeiz findet besser seine Rechnung dabei, wenn ein Jeder auf seine Hand forscht und irgendwie haben sich die Herren der Wissenschaft mit den Schwierigkeiten des Lebens stets abgefunden. Es geht, ohne besondere neue Gattung von Asylen wissenschaftlicher Forschung, rüstig vorwärts. Universitäten, Akademien, Institute genügen.

Dem gegenüber bleibt zu erwägen, daß gleichzeitig der Umfang und die Konnexität der Naturwissenschaften außerordentlich zugenommen hat und noch ins Unendliche wachsen muß. Das einzelne Gehirn

bietet dafür eine zu kleine Kapazität. Man hilft sich durch Spezialität. Dann wird aber der Kram zu kleinlich, um nicht als bloße Liebhaberei und Schrulle, Ansehen und Beihilfe in der Gesellschaft einzubüßen. Das Zerfallen der Wissenschaften kann nur nachteilige Wirkungen auf sie haben. Der individuelle Ehrgeiz treibt freilich an, aber in der Konkurrenz wird gar viel Kraft vergeudet und geschädigt, die reifere Früchte bringen würde, wenn ein liebendes Zusammenwirken sie gezeitigt hätte. Doch der gewichtigste Grund für solche Asyle der Forschung ist, daß bei dem gegenwärtigen Zustande die Jahre der größten Aufopferungsfreudigkeit und Produktivität bei vielen ausgezeichneten Individualitäten schlecht ausgenutzt werden oder ganz verloren gehen. Es fehlen den strebsamen Jüngern die Meister, den Meistern die treuen Jünger. Die Association müßte eine Gemeinschaft des Vermögens und des Forschens anstreben, mit strenger Auswahl und Noviziat vor der Aufnahme, mit Cölibat während der Mitgliedschaft, mit freiem und ehrenvollem Austritt. Schon die Berufung auf Lehrstühle würde diesen Austritt so häufig machen, daß wahrscheinlich nur eine junge Schar und einige Altmeister in den von mir geträumten und großartige Mittel erfordernden Naturforscherklöstern sich sammeln könnten. Die Naturforscher müssen Erholung suchen auf Wanderungen, nicht aber in dem Familienleben. Sie verstehen sich in der Regel schlecht auf den Haushalt und eine Anzahl alter Frauen mögen zur Wirtschaft im Kloster gehalten werden. Diese eingeschobene Episode mag als ein Luftschloß hier vorüberschweben und nur so viel besagen, daß zu gewissen Aufgaben und in gewissen Grenzen ein provisorisches Cölibat mir wünschenswert scheint.

Religion (1882).

10. Jan. — Stiller wird es um uns und nicht wenige Lebensgenossen sind mir im Verlauf des letzten Jahres dahingegangen. Bei einigen ist es mir aber recht klar geworden, daß der Tod, wenn auch nicht der willkommenste, so doch der aufrichtigste Freund des Alters ist. Seine Unentbehrlichkeit für das Lebensglück der Menschen zu erkennen, versöhnt, ohne die Empfänglichkeit für die freundlichen Tage zu benehmen.

14. März. — Der Tod, wenn ich ihn auch den aufrichtigsten Freund des Alters nenne — oft von einer sehr unwillkommenen Aufrichtigkeit — ist im Einzelfall doch meist grausam und ungerecht. Das ist ja auch das Vorbild, das uns der Tod Jesu lehrt. Sehe ich aber auf das Allgemeine — das Dauernde, Ewige — dann erscheint er mir als die weiseste und segensreichste Einrichtung unsrer Weltordnung. Wie Aristophanes ergreifend die Abschiedsworte der Armut von den Menschen dargestellt hat, mit größerem Rechte könnte man dem Tode solche Worte in den Mund legen. Wäre wirklich nur 50 Jahre lang kein Sterben in unsrer Welt, man würde den Tod in jeder Weise herbeiflehen. Hier wäre das ewige Leben mehr als ein schlechter Scherz! es wäre das grausamste der Uebel. In der Liebe zum Ewigen, in der Hingebung des Einzelnen für das Ganze, ist die Auflösung zu finden, — nicht in den Träumen der Philosophie und Mythologie von individuellem Fortleben. Ich spreche die Ueberzeugung aus, zu der mich die eigenen Erfahrungen und Gedanken gedrängt haben. Ich weiß wohl, daß ich die ganze Wahrheit nicht habe, und spreche nicht ab über die unbekannte Welt. Aber Ruhe kann ich finden, nur in der Wahrheit, die mir bekannt ist, und sei das Stück derselben noch so klein, es ist mir ein festerer Punkt, als ein in die Wolken ragendes Gebirge von Träumen. — Der Hintergrund der harmonischen Auffassungen bleibt die unbedingte Liebe des Guten und Zuversicht auf Vervollkommnung.

Der Tod die weiseste Einrichtung der Weltordnung.

24. Mai. — Otto Pfleiderer resümiert die Ansichten über den Ursprung der Religion bei neueren Forschern, um den wachsenden Konsensus zu beweisen.

Otto Pfleiderer über den Ursprung der Religion.

Uroffenbarung einer vollkommenen, später verderbten Religion sei eine ganz antiquierte Ansicht.

Fetischismus als Urform der Religion anzusehen, wie die Positivisten es ohne Rücksicht auf Sprachbildung und Psychologie wollen, verliert mehr und mehr seine Anhänger. Denn die Vorstellung des Göttlichen mußte sich vorfinden, um sie an einen Stein, Klotz, Vogelfeder zu knüpfen, in deren Natur nicht der geringste Grund vorhanden, dergleichen Vorstellungen zu erzeugen. Umgekehrt, durch Uebertragung der äußerlichen Formen einer Religion von einem höheren auf ein niederes Volk, wird es zu Fetischismus kommen, wegen der Verwechselung des Symbols und Kultusmittels mit dem göttlichen Wesen selber. Daher der Fetischismus in den höheren Religionen, namentlich in der russischen Kirche. —

Der Gottesglauben, das ergeben die historischen und sprach-

lichen Forschungen, ist entstanden aus den Eindrücken von Himmel, Sonne, Gewitter u. dergl. großen Naturerscheinungen auf den Urmenschen. Bewunderung, Erhebung, Scheu, treten in Verbindung mit utilitarischen Reflexionen.

Nach **Max Müller** entstand daraus eine **Wahrnehmung des Unendlichen**. Nach E. von Schmidt das Bewußtsein **einer herrschenden Weltmacht** und Hartmann hat die praktischen **Gemütsbedürfnisse** zur Fortbildung hinzugenommen.

Wenig mit der Sprach- und Mythenforschung stimmt die Ableitung der Religion aus dem Ahnenkultus, der Verehrung abgestorbener Geister (Euhemerismus), wie ihn Herbert Spencer und Julius Lippert vertreten.

Ursprung der Religion nach Keyserling ist das Verehrungsbedürfnis.

Dem gegenüber möchte ich auf das angeborene Verehrungsbedürfnis, das nur eine Form des Liebesbedürfnisses ist, welches sich auch bereits in der Tierwelt, namentlich beim Hunde in seinem Verhältnis zum Menschen oft wunderbar stark erweist, hinweisen. Das Liebesbedürfnis wurzelt in dem psychischen Bedürfnis, seine Natur nicht nur leiblich, sondern auch geistig, dauernder, der Ewigkeit zu, auszugestalten. Der Mensch wurde Pflegevater des Hundes und genießt oft göttliche, d. h. ganz uneigennützig gewordene Verehrung*). Ein starker innerer Trieb drückt, bis er Gegenstände außer sich findet, an die er gehängt werden kann. Dazu eigneten sich vor allen die großartigen Naturerscheinungen, die über das Grab fortgesetzte Familienliebe, aber auch zufällige unwürdige Gegenstände. In den Pflegeverhältnissen ist notwendig der eine Teil der gepflegte. Er kann nicht sowohl Pflege wiedergeben, als vielmehr dankbare Liebkosung; diese führt zu oder ist schon Verehrung. Das Weib als Pflegerin des Mannes begründet den Frauenkultus.

Das Weib als Pflegerin.

---

*) Siehe 23. und 26. Februar 1891. Ueber Abstammung und Wesen des Haushundes.

Philosophie (1882).

16. Aug. — Ueber die moderne britische Philosophie, wie sie Spencer in seiner großartigen, umfassenden Arbeit begründet und ausbildet, gab es in der Allg. Zeit. eine Reihe interessanter Artikel. Mich interessiert daran die Ethik. Sie soll durchaus auf das Glückseligkeitsstreben gegründet werden, und den französischen Positivisten gegenüber zeigte letzthin, ich glaube Janet, wie unzureichend dieser Grund ist. Bei Spencer spielt die zum Glück erforderliche soziale Sympathie die Hauptrolle. Er will nur ein relativ Gutes und Böses zur Geltung bringen, ohne einen Maßstab oder ein Ziel. Ich glaube, der relative Wert läßt sich beurteilen und empfinden nur nach dem Abstande von einem festen Punkt. So viel der Versuche gemacht werden, eine neue Tugendlehre zu begründen, alle scheinen sie mir von geringerem Erfolge, als seiner Zeit Kant ihn erzielt hat mit seinem kategorischen Imperativ. Welche Lehren, frage ich mich, haben die Menschen in ihrem Handeln energisch geändert, und welche andern haben sie anscheinend nur intellektuell beschäftigt? Schelling, Hegel, Schopenhauer haben interessanten Konversationsstoff geliefert und dem Büchermarkt und den Kathedervorträgen gar viel schätzbares Material zugeführt. Die von diesen Herren gelehrte Moral hat weder sie selbst zu einer bemerkenswerten Lebensführung angeleitet, noch ihre Schüler dazu begeistert. Sie lebten in der gewöhnlichen bürgerlichen Welt, mit allerlei Genüssen und Schwächen. Durchschnittsmenschen waren es. Die Stoiker des Altertums beweisen aber, daß nicht notwendig jede Philosophie für die Lebensführung so wertlos bleiben muß, wie es die von Cousin und Spencer sein mag, und wie es die von Schelling und Hartmann sicher ist. Schon der Spruch: „Willst du fröhliche Menschen sehen, mußt du zu den Pessimisten gehen,“ beweist, wie gering der Zusammenhang ist zwischen den Lehren und der Lebensführung der modernen Philosophen. Da hat der lebendige Kant anders gewirkt. Die strenge Ordnung seines eigenen Lebens erregte die Kuriosität und wohl auch die Bewunderung seiner Zeitgenossen. Fichte hat von ihm die Begeisterung für die Erfüllung der Pflicht gelernt, die er bis zu seinem Märtyrertode bei der Krankenpflege im Hospital auch im Leben anwandte. Mein Vater war zu einer Kantischen Lebensführung, mit den Abmilderungen, denen ein Lebemann sich nicht entziehen kann, gekommen. Er hatte Kant nur als

Spencers Ethik.

Superiorität des Kantischen kategorischen Imperativs über andre Ethik.

Die meisten philosophischen Systeme sind praktisch wertlos.

Die Stoiker beweisen, daß die Philosophie das Leben beeinflussen kann.

Praktische Wirkung der Philosophie J. Kants.

Kants Einfluß auf das Kabillensche Haus.

Knabe zu sehen Gelegenheit gefunden, und hatte ihm Verschen aufsagen müssen, die er memoriert hatte. Auf meinen Großvater könnte Kant größeren Einfluß geübt haben, da er, freilich nur kurze Zeit, bis zum achten Jahre den Großvater als Hauslehrer*), später aber in Königsberg als Professor muß beeinflußt haben. In meiner Familie ist von der Zeit ab ein gewisser Kantischer Zug in der Lebensführung zu erkennen gewesen. Von andern Zeitgenossen habe ich gehört, mit welchem Heroismus Personen dem kategorischen Imperativ dienten, die von Kant persönlich berührt gewesen. Nicht meine ich, daß Kant die Tugendlehre vollendet hätte, aber in seiner Metaphysik der Sitten, glaube ich, hat er die unverrückbaren Ausgangspunkte aufgedeckt. Die Formeln für Gut und Böse hat er gegeben; aber den Inhalt dazu muß die Erfahrung liefern. An dieser Erfahrung baut ein Spencer mit Recht fort, aber sie liefert keine gesicherten Erkenntnisse, wenn sie nicht anknüpft an die ewigen Fundamente.

Die Formeln für Gut und Böse hat Kant gegeben.

21. Sept. — Drei Werke habe ich gelesen, die in sehr verschiedenartiger Weise zu philosophischen Erwägungen mir Anlaß gegeben haben. 1. Fritz Schultze: Philosophie der Naturwissenschaften. — 2. Riehl: Kritizismus 2. Bdes 1. Abt. — 3. Hoffmann (verstorbener Professor der Philosophie in Würzburg): Unsterblichkeitslehre der namhaften Philosophen Deutschlands, — bildet den achten Band seiner gesamten nach seinem Tode erscheinenden Schriften.

Riehls Kritizismus.

Wahrhaft fördernd für die Wissenschaft scheint mir Riehl, insofern er in der That den Bann bricht, den Kant begründet hatte zwischen zwei Welten: der Welt der Erscheinung für den menschlichen Geist und der intelligiblen Welt. Die letztere Benennung ist insofern irreführend, als die Grundthatsachen, wie das innere Sittengesetz des Menschen mit seiner Voraussetzung des freien Willens, die hinausführen über den menschlichen Intellekt und daher nicht vollständig intelligibel sind, — das Wesen der intelligiblen Welt ausmachen.

Parallele zwischen Pascal und Kant.

Die Verwandtschaft zwischen den großen Denkern Pascal und Kant ist, so viel ich weiß, nie hervorgehoben worden und wohl auch nicht leicht zu erkennen, wegen der großen Verschiedenheit des Verfahrens bei ihren Auseinandersetzungen und der Ziele, zu denen sie gelangen. Der Weg, den sie beschreiten, ist anfangs dennoch derselbe.

Beide weisen die Vernunft in ihre Grenzen zurück.

Beide Denker unternehmen es, die Vernunft zunächst in enge Grenzen zurückzuweisen und dann die überwiegende Bedeutung von Annahmen

*) Siehe S. 68 Anhang: Kant in Rautenburg.

zu beweisen, die zwar nicht wider die Vernunft gehen, aber über sie hinaus. Nach Kant kann die Vernunft Freiheit, Gottheit, Unsterblichkeit in Wirklichkeit nicht beweisen, aber auch nicht bestreiten. Möglich sind sie, und das Leben (die praktische Vernunft) macht darüber gewiß. Ebenso sucht Pascal darzuthun, daß die menschliche Vernunft sich nur in Bahnen bewegt, deren Anfang und Ende ihr ganz unfaßlich; an die Aufgaben der Ewigkeit, des Unendlichen sich machend, verwirrt sich die menschliche Vernunft, und verwickelt sich in Widersprüche. Findet Kant die Rettung durch praktische Postulate, so flüchtet Pascal seinen nach Versöhnung verlangenden Geist in die Ekstase. Kant findet Ruhe in der Resignation zwischen gegebenen Grenzen, Pascal sucht den Frieden in einer auf Offenbarung gegründeten Weltflucht und Unterwerfung unter kirchliche Observanz. Suchte Kant zu überzeugen durch ein stetiges Denken, durch vollständige, zusammenhängende Reihen von Argumenten, so versucht Pascal es nur durch Aufruf von Vorstellungen, die im menschlichen Bewußtsein, als sichere Wahrnehmung ohne lange Beweise so sicher gegründet sind, daß es genügt, sie zu wecken. Die langen Beweise sind nach ihm weniger sicher, als dasjenige, was sie beweisen sollen, weil die Logik auf den betreffenden Gebieten selbst bezweifelbar bleibt.

Pascals Lösung war eine individuelle. Ein asketisch leidenschaftlich gequältes Gemüt hat es zur Voraussetzung.

Ist aber die Kantische Lösung nicht ebenfalls eine individuelle? — Balanciert nicht auch diese Lösung auf einer Schneide, zwischen Abgründen?

Die Welt der Erfahrung bleibt, ob auch die Metaphysik untergeht.

Die Metaphysik mag in Trümmer gehen, aber die Welt der Erfahrung muß kein Hirngespinst sein. Was bedeutet das Ding an sich, das unerkannt bleibt, wenn es auch Träume erregt hat, die gleichartig sind in allen menschlichen Intelligenzen? Lehrt uns die Erfahrung nicht etwas, das bestanden hat, ehe Menschen vorhanden waren, und das bleibt, wenn auch das Menschengeschlecht verschwindet, so ist es um den Ernst der Welt unrettbar geschehen. Das Zauberspiel der menschlichen Vorstellungswelt wird ein hohler Zeitvertreib.

Warum Kants Nachfolger in den metaphysischen Dogmatismus zurückgefallen sind und ihnen die Erkenntnis Pascals und Kants teilweise verloren ging.

Dergleichen Gefühle beweisen nicht das mindeste gegen die etwaige Wahrheit der Kantischen Demonstrationen. Sie erklären aber, warum die nachfolgenden Denker sich damit durchaus nicht haben abfinden lassen. Alle sind sie zurückgefallen in den von Kant ruinierten metaphysischen Dogmatismus. Die große Erkenntnis Pascals und Kants, die allen metaphysischen Träumereien das Thor verschließt, geht ihnen

zum Teil wieder verloren. Ein Absolutes, daran die Identitätsphilosophie ihre endlosen Formeln knüpft, Monaden, ein übervernünftiges Wesen, das der eine den Willen, der andre das Unbewußte nennt, lösen einander als Tagesordnung ab. Ernüchtert sucht man endlich, wozu die Naturforschung das Ihrige beiträgt, bei Kant wiederum festen Grund. Es dürfte aber nicht besser gehen, als früher, wenn man nicht zu einer weiteren Fortbildung gelangt und die Kantischen Demonstrationen befreit von denjenigen Schwächen, die seine Lehren ungenügend gemacht haben.

Bei Kant ist fester Grund, aber seine Lehre muß von Schwächen befreit werden.

Philosophisches Glaubensbekenntnis.

21. Okt. — Die Summe der Weltauffassung.

1. In der Unendlichkeit von Zeit und Raum, als Wirklichkeiten, abgesehen von aller Erkennbarkeit, — (Mathematik),
2. besteht seit ewigen Zeiten eine unveränderliche Summe von Kraft und Stoff, deren Umsetzungen die Welt mehr und mehr harmonisch machen, durch Auslese des Zweckmäßigen und Ausscheidung der unzweckmäßigen Verbindungen und Verhältnisse (Physik),
3. die im Menschen, dem vollkommensten der uns bekannten Organismen, die Empfindung des freien Willens, im Widerspruch mit der Notwendigkeit der ununterbrochenen Folge aus den gegebenen Bedingungen, erzeugt; — nicht als Trug, sondern als Beweis, daß es erste Ursachen geben kann, in Widerspruch mit der Verstandeslogik. Auf der Thatsache des freien Willens ruht die Moralität (Sittenlehre).
4. Aus dem Widerspruch zwischen der Empfindung der physischen Vorgänge, mit der Empfindung der freien Sittlichkeit, entsteht die Forderung der Ausgleichung beider Empfindungen durch die ästhetische Auffassung und Darstellung. Kunst und Religion, — gehören zusammen. Sie gehören zum Schönheitsdienst.

Gott hat, als menschliche Vorstellung, seine berechtigte Stelle; auf dem Gebiete der Erfahrung ist er der ewige Zielpunkt des Weltganzen.

30. Okt. — Weiter gelesen in der dritten Ausgabe von Kuno Fischers Kant. Bei Gelegenheit der vermeintlichen Widerlegung des Materialismus (461) bemerke ich, daß Kant im Sinne hat: Körpererscheinung in der Sinnlichkeit, die unser Subjekt affiziert. Daher folgerichtig mit dem Aufhören des zu affizierenden Subjekts auch die Möglichkeit von Körper aufhört. Das gilt aber nicht, sobald man unter Körper den transscendentalen Gegenstand versteht, der im stande ist ein Subjekt zu affizieren, und mit dem Subjekt in Verbindung eine Erscheinung (den Kantischen Körper) zu produzieren. Das Produkt hört auf, sobald nur einer der notwendigen Faktoren fehlt, — aber für die andern *Faktoren* ist das Aufhören des einen Faktors noch kein Grund des Aufhörens. Kant versteht unter Körper *Erscheinungen*; aber im gewöhnlichen Sinne versteht man darunter „Ursachen zu Erscheinungen“, die Kant übrigens als eine „unerkennbare Ursache“ ausdrücklich statuiert (pag. 458), um eine Lücke unsers Wissens zu bezeichnen. Den Materialismus, im gewöhnlichen Sinne, hat Kant nicht widerlegt!

Kants Widerlegung des Materialismus.

2. Nov. — Kuno Fischers Kant beendigt. Es bleibt eine große Leistung Fischers und läßt gut die Revolution, die Kant in das Denken brachte, verstehen. Aber einige Hauptinkonsequenzen hat Kant belassen. Er war eben ein Mann, der sich von der Tradition nicht radikal losmachen konnte. Jene unerkennbare Ursache aller Erscheinungen, das Ding an sich, oder die Dinge, zog er bestimmt in die Kausalitätsreihe hinein, — wenn auch vielleicht eine uns unbegreifliche Art von Kausalität! Er war aber nicht dazu gelangt, das Dasein dieses transscendentalen Faktoren beweisen zu können. Konsequenter wäre es gewesen zu sagen, die Dinge an sich, sind uns *erkennbar* aus ihren Wirkungen, nicht aber als reine Potenzen; — oder zu behaupten, daß es mit den Dingen an sich nichts sei, was freilich, streng genommen, zu dem Sophismus führt, den Kant nicht wollte. Da mir die Menschheit nur als Erscheinung bekannt ist, — ihr aber an sich gar nicht die Zeit zukommt, die ich ihr aus meinem Vermögen hinzu thue, so bleibt eigentlich nur der einzelne Denker, ohne alle Menschheitlichkeit! — Zwischen dem Materialismus und dem absoluten Idealismus beständig zu balancieren, bringt vielleicht ein sehr geübter und dazu beanlagter Mensch fertig, — die Menschen im allgemeinen bringen es nicht fertig. Zu der von Kant begründeten Metaphysik der Erscheinungen hat man recht bald wieder eine Metaphysik des Erscheinenden und Wahrnehmenden an sich produzieren wollen. Jetzt ist man im Zuge dem materialistischen Monismus sich zu weihen. —

Kuno Fischers große Leistung. Kant konnte sich von der Tradition nicht ganz lossagen.

Unmöglichkeit des *Dinges* an sich.

Kants Inkonsequenz in der Moralphilosophie durch Verknüpfung von Sittlichkeit und Glück.

Noch greller scheint mir die Inkonsequenz hervorzutreten in der Moralphilosophie. Das Sittengesetz gilt unbedingt und dennoch soll es bedingt sein von dem Dasein Gottes und von der Hoffnung auf Unsterblichkeit. Sittlich zu sein ist unbedingt notwendig, — glücklich zu sein oder zu werden, ist gar nicht notwendig. Dennoch soll wegen des rein zufälligen Glückes die Unsterblichkeit notwendig werden, und Gott soll da sein, um eine moralische Welt möglich zu machen. Die Welt der Erscheinungen ist aber keine moralische, sondern eine physische; das Sittengesetz begründet gar kein Weltdasein, es ist gar nicht weltlich, und fordert keine moralische Welt. Kurz, man kommt damit nicht aus der Stelle.

Wirkung der Wiederholung von Formeln.

Die Wiederholung von Formeln und Schlagwörtern macht sie zu schwer zu erschütternden Glaubenssätzen für eine große Menge von Menschen. Papageien sind darin glücklicher beanlagt als die Menschen, daß, wenn sie auch nachsprechen, sie doch nicht daran glauben.

Psychologische Physiologie (1882).

26. Dez. — Werde ich endlich fest stehen in meinen Vorstellungen über die Menschenseele, über die drei Grundpfeiler der praktischen Vernunft: Freiheit, Unsterblichkeit, Gott!

Die Menschenseele Brennpunkt des Menschenhirns.

Die Menschenseele ist, so viel ich verstehen kann, der Brennpunkt des Menschenhirns. Die Zellen grauer Substanz sind Sammelpunkte; aber nicht durch den Lichtäther pflanzen sich ihre Bebungen fort, sondern durch die Nervenfäden weißer Substanz, nach unbekannten, eigenartigen Gesetzen. Solche Fäden leiten die Eindrücke von außen hinein und innen verbleiben sie als eine eigenartige Vibrationsform den Ganglienzellen einverleibt. Von dort strömen sie, z. B. um Traumbilder zu gestalten, wieder in die Menschenseele. Es ist aber dazu erforderlich, daß diese Vibrationsspannkräfte aktiv werden, hinreichend stark sind um in der Konkurrenz mit ihresgleichen hervorzutreten und daß ihnen der Zutritt zu dem Brennpunkt, d. h. der Seele, nicht verlegt ist. Das Gedächtnis oder die Erinnerung, ist anders mir nicht erklärbar. Heißt es: die Eindrücke sind latent in dem unbewußten Seelensein aufbewahrt, und treten von da gelegentlich hervor, — so gestehe ich, daß ich Worte höre, aber unter dem unbewußten Seelen-

sein, das Kenntnisse und Bilder einschließen soll, mir nicht das Geringste vorstellen kann. Wo die Begriffe fehlen, stellen sich die Worte ein. — Ganz anders, wenn ich eine Spannkraft in einer Zelle denke, die in Aktivität versetzt, eigenartige Bebungen bis an jenen Ort gelangen läßt, wo sich das Unbegreifliche bildet, — eine Bewegung die sich fühlt, ein Klingen das sich hört, und das, was am unbegreiflichsten ist, sich nach seinen eigenen Wünschen richtet. Ohne eine sich selbst fühlende und sich selbst bewegende Substanz im Zentrum, welche eigentlich die Seele ausmacht, komme ich nicht aus. Von dieser Seele gehen dann Bebungen wieder zu den Willensganglien und von da durch die motorischen Nerven zu den Muskeln. Die Nerven müssen durch ihre Kreuzung, wie in dem Chiasma der Augennerven, in höherem Grade empfindbar werden. Von der linken Hemisphäre werden sie, doch wie optische Strahlen in einer Halbkugel, nach der rechten Seite hingeworfen und umgekehrt. Daher entstehen durch Verletzungen der Hemisphären Störungen, immer auf der entgegengesetzten Seite; daher sind die Hirngebilde auch paarig, um nämlich durch Kreuzung die Bebung zur Empfindung zu bringen.

Kreuzung der Nerven, daher Paarigkeit der Organe.

Der Ort, wo die Strahlen der Hirnganglien sich einigen, wird eben dadurch, muß man sagen, zu einem sich selbst fühlenden und bewegenden (was immer unbegreiflich bleibt!) Ort. Die Strahlen führen diesem Ort Empfindungen zu, von verschiedener Lebhaftigkeit; die centrale Empfindung ist von umgebenden weniger deutlichen Empfindungen begleitet. Die gegebene Empfindungsweise ist wie ein organischer Körper, der unter stetigem Stoffwechsel doch derselbe bleibt. Die Empfindungsmasse ändert sich, aber als Veränderung des vorhandenen Bestandes. In keinem Augenblick normalen Lebens lischt der Bestand ganz aus. Er wird unendlich dürftig, — eine sich beständig wiederholende Empfindung kann ihn stundenlang ausmachen. Aber in den krankhaften Fällen, wo der Bestand ganz erlischt, muß alles von vorn gelernt werden. Ein neues Ich fängt an. Auch eine Spaltung des Bestandes in zwei Ichs, die abwechselnd dominieren, ist nicht ausgeschlossen.

Die Seele, das Bewußtsein ist mir auf diese Weise ein physischer Prozeß, wenn auch auf Grundlage jener unbegreiflichen Substanz, die ihre Bewegungen selbst empfindet und bis zu einem gewissen Grade dirigiert.

Anhang zum 16. August 1882.

Biographisches über J. Kant vom 6. Nov. 1878.

Immanuel Kant*) ist in Rautenburg**) bis 1755 Hauslehrer bei einem Grafen Keyserling, wahrscheinlich einige Jahre lang gewesen, — eine Zeit, aus der eigentlich nur naturwissenschaftliche Schriften von ihm vorliegen. 1744 hatte Gebhardt Graf Keyserling, weiland Wolfenbüttelscher Gesandter am Petersburger Hofe und bekannt durch seinen Anteil am Sturze Birons, die Rautenburger Güter bei Tilsit gekauft***) und dieselben mit seiner fünfzehnjährigen Gemahlin, Karoline Charlotte Gräfin Truchseß, bald darauf bezogen. Von ihren beiden Söhnen, den Zöglingen von Kant, starb der ältere im Irrenhause, der jüngere Albrecht Johann Otto, mein Großvater, erbte das Majorat Rautenburg. Als Kant Rautenburg verließ, war dieser erst acht, sein älterer Bruder erst zehn Jahre alt. Aus den Fragmenten Kantischer Pädagogik ist zu entnehmen, daß er es mit sehr jungen Zöglingen zu thun gehabt haben muß. Seine Beziehungen zur Gräfin Karoline Charlotte sind stets freundliche gewesen. Kant hat gesagt „von dieser Dame habe er erst die Kunst feiner Unterhaltung gelernt". In einem Briefe an ihren zweiten Gemahl, den Reichsgrafen Heinrich Christian von Keyserling †), heißt es: „Kant hat bei mir gespeiset." —

Leider fanden sich in Rautenburg keine andern Briefe vor, die von Kant Erwähnung thun, und ich vermute, was von den Papieren nicht vernichtet ist, muß sich bei den Erben der Gräfin Keyserling, geb. von Münster, zweiter Gemahlin meines Großvaters, verstreut finden ††).

Es finden sich unter den Rautenburger Papieren verschiedene philosophische Abhandlungen, und die junge, geistvolle Gräfin Karoline

---

*) Vergl. Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, 3. Auflage, 3. Bd., 3. Kap., S. 52, Biogr. Nachr.

**) Mein Vater hat wiederholt seinen ältesten Bruder, den Grafen Otto Keyserling, Majoratsherrn zu Rautenburg, besucht, und bei dieser Gelegenheit Nachforschungen nach Kants Aufenthalt daselbst angestellt.

***) Für diese Ankäufe im preußischen Staate erhob ihn Friedrich d. Gr. mit seiner Descendenz in den Grafenstand.

†) Sohn des russischen Botschafters Reichsgrafen Hermann Karl von Keyserling. Er lebte den größten Teil des Jahres in Königsberg, wo er glänzende Feste gab und auch viel mit Männern der Wissenschaft verkehrte, wie Hamann, Hippel und vor allem mit Kant, woher auch die große Verehrung dieses Philosophen in meinem großväterlichen und väterlichen Hause herstammt.

††) Wahrscheinlich in Kurland.

Anmerkungen der Herausgeberin.

Charlotte scheint das lebhafteste Interesse für Philosophie gehabt zu haben, da diese Schriften sehr elegant abgeschrieben sind. Zum Teil mögen es Auszüge sein aus Gottschedschen Vorlesungen, vielleicht aber sind auch darin Abhandlungen des jungen Kant enthalten. Leider fehlte jeder äußere Anhalt, um diese Schriften Kant zuzuschreiben, und zu innerer Würdigung derselben hat mir die Zeit gefehlt. Besonders merkwürdig erschien mir eine Abhandlung, die von den Ansichten verschiedener Schriftsteller über Zeit und Raum handelte und die recht unterhaltend begann. Wenn von einem Zöglinge Kants in Rautenburg die Rede sein kann, so ist es höchstens die edle ausgezeichnete Gräfin Karoline Charlotte gewesen und daher wäre ihre Korrespondenz gewiß für diejenigen wichtig, die den Entwickelungsphasen Kants nachspüren.

4. Nov. 1882.

Da mein Vater 1794 in die Königsberger Universität eintrat, als stud. cameral., so hat er als solcher von Kant unmittelbar nicht viel haben können, um so mehr aber von dessen Schüler und Kollegen Prof. Krause, der im Hause des Stifters von Rautenburg Hauslehrer gewesen war. . . . . . . Mein Großvater studierte in Königsberg während der Blüte Kantischer Vorlesungen über Geographie und Anthropologie, doch vor der Entdeckung der kritischen Philosophie. Kant blieb der Hausfreund der Mutter und des Stiefvaters nach seiner Hauslehrerzeit. Einigermaßen kann, denke ich, mein Großvater ein Schüler Kants heißen. . . .

Physiologische Psychologie und Religion (1883).

(Schlaf und Traum. Seele.)*)

Das Verhalten der Sinne im Schlaf.

6. Juli. — Es fehlt an einer brauchbaren psychologischen Erklärung über denjenigen Zustand, den man Schlaf nennen muß. Wenn keine Eindrücke der, den Menschen zur Zeit umgebenden Welt ihm zur Kenntnis gelangen, schläft er. Dabei kann er aus den ihm früher zugeleiteten Eindrücken, die Spuren hinterlassen haben, eine besondere (gerinnende) Welt um sich sehen, der gegenüber er mit vollem Selbstbewußtsein fühlt, vorstellt und will, — wenn auch in manchen Be-

*) Um den Stoff nicht zu zertrennen, habe ich die Aufzeichnungen aus dem Monat Juli über Schlaf und Traum vorausgeschickt.

Anhang zum 16. August 1882.

Biographisches über J. Kant vom 6. Nov. 1878.

Immanuel Kant*) ist in Rautenburg**) bis 1755 Hauslehrer bei einem Grafen Keyserling, wahrscheinlich einige Jahre lang gewesen, — eine Zeit, aus der eigentlich nur naturwissenschaftliche Schriften von ihm vorliegen. 1744 hatte Gebhardt Graf Keyserling, weiland Wolfenbüttelscher Gesandter am Petersburger Hofe und bekannt durch seinen Anteil am Sturze Birons, die Rautenburger Güter bei Tilsit gekauft***) und dieselben mit seiner fünfzehnjährigen Gemahlin, Karoline Charlotte Gräfin Truchseß, bald darauf bezogen. Von ihren beiden Söhnen, den Zöglingen von Kant, starb der ältere im Irrenhause, der jüngere Albrecht Johann Otto, mein Großvater, erbte das Majorat Rautenburg. Als Kant Rautenburg verließ, war dieser erst acht, sein älterer Bruder erst zehn Jahre alt. Aus den Fragmenten Kantischer Pädagogik ist zu entnehmen, daß er es mit sehr jungen Zöglingen zu thun gehabt haben muß. Seine Beziehungen zur Gräfin Karoline Charlotte sind stets freundliche gewesen. Kant hat gesagt „von dieser Dame habe er erst die Kunst feiner Unterhaltung gelernt". In einem Briefe an ihren zweiten Gemahl, den Reichsgrafen Heinrich Christian von Keyserling†), heißt es: „Kant hat bei mir gespeiset." —

Leider fanden sich in Rautenburg keine andern Briefe vor, die von Kant Erwähnung thun, und ich vermute, was von den Papieren nicht vernichtet ist, muß sich bei den Erben der Gräfin Keyserling, geb. von Münster, zweiter Gemahlin meines Großvaters, verstreut finden††).

Es finden sich unter den Rautenburger Papieren verschiedene philosophische Abhandlungen, und die junge, geistvolle Gräfin Karoline

---

*) Vergl. Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, 3. Auflage, 3. Bd., 3. Kap., S. 52, Biogr. Nachr.

**) Mein Vater hat wiederholt seinen ältesten Bruder, den Grafen Otto Keyserling, Majoratsherrn zu Rautenburg, besucht, und bei dieser Gelegenheit Nachforschungen nach Kants Aufenthalt daselbst angestellt.

***) Für diese Ankäufe im preußischen Staate erhob ihn Friedrich d. Gr. mit seiner Descendenz in den Grafenstand.

†) Sohn des russischen Botschafters Reichsgrafen Hermann Karl von Keyserling. Er lebte den größten Teil des Jahres in Königsberg, wo er glänzende Feste gab und auch viel mit Männern der Wissenschaft verkehrte, wie Hamann, Hippel und vor allem mit Kant, woher auch die große Verehrung dieses Philosophen in meinem großväterlichen und väterlichen Hause herstammt.

††) Wahrscheinlich in Kurland.

Anmerkungen der Herausgeberin.

Charlotte scheint das lebhafteste Interesse für Philosophie gehabt zu haben, da diese Schriften sehr elegant abgeschrieben sind. Zum Teil mögen es Auszüge sein aus Gottschedschen Vorlesungen, vielleicht aber sind auch darin Abhandlungen des jungen Kant enthalten. Leider fehlte jeder äußere Anhalt, um diese Schriften Kant zuzuschreiben, und zu innerer Würdigung derselben hat mir die Zeit gefehlt. Besonders merkwürdig erschien mir eine Abhandlung, die von den Ansichten verschiedener Schriftsteller über Zeit und Raum handelte und die recht unterhaltend begann. Wenn von einem Zöglinge Kants in Rautenburg die Rede sein kann, so ist es höchstens die edle ausgezeichnete Gräfin Karoline Charlotte gewesen und daher wäre ihre Korrespondenz gewiß für diejenigen wichtig, die den Entwickelungsphasen Kants nachspüren.

4. Nov. 1882.

Da mein Vater 1794 in die Königsberger Universität eintrat, als **stud. cameral.**, so hat er als solcher von Kant unmittelbar nicht viel haben können, um so mehr aber von dessen Schüler und Kollegen Prof. Krause, der im Hause des Stifters von Rautenburg Hauslehrer gewesen war. . . . . . . Mein Großvater studierte in Königsberg während der Blüte Kantischer Vorlesungen über Geographie und Anthropologie, doch vor der Entdeckung der kritischen Philosophie. Kant blieb der Hausfreund der Mutter und des Stiefvaters nach seiner Hauslehrerzeit. Einigermaßen kann, denke ich, mein Großvater ein Schüler Kants heißen. . . .

Physiologische Psychologie und Religion (1883).

(Schlaf und Traum. Seele.)*)

Das Verhalten der Sinne im Schlaf.

6. Juli. — Es fehlt an einer brauchbaren psychologischen Erklärung über denjenigen Zustand, den man Schlaf nennen muß. Wenn keine Eindrücke der, den Menschen zur Zeit umgebenden Welt ihm zur Kenntnis gelangen, schläft er. Dabei kann er aus den ihm früher zugeleiteten Eindrücken, die Spuren hinterlassen haben, eine besondere (gerinnende) Welt um sich sehen, der gegenüber er mit vollem Selbstbewußtsein fühlt, vorstellt und will, — wenn auch in manchen Be-

*) Um den Stoff nicht zu zertrennen, habe ich die Aufzeichnungen aus dem Monat Juli über Schlaf und Traum vorausgeschickt.

ziehungen nicht in gewohnter Art. Immer aber gehört zum Schlafe wesentlich die gehemmte Zuleitung der frischen Sinneseindrücke. Es fehlt im Schlaf nicht das Selbstbewußtsein, aber die bewußte Kenntnis des gegenwärtigen Andern!

Aus obiger Fassung des Schlafes geht hervor, wie die Sinne sich zum Schlafe verhalten. Das Auge kann ich schließen oder in Dunkelheit versetzen, das Ohr in eine lautlose Abgeschlossenheit, an einen Ort, wo es nichts zu schmecken und zu riechen gibt. Vier Sinne sind ausgeschlossen und dennoch, der Schlaf ist nicht dadurch hervorgebracht. Der fünfte Sinn, der sich eben nie ausschließen läßt, es sei denn durch partielle oder totale Ermüdung, der Gefühlssinn (im weitesten Sinne, die Druck-, Schmerz- und Wärmeempfindungen mit darunter begriffen), der macht, daß der Mensch wacht. Er ist auch der Erwecker, wie Purkinje es scharfsinnig in dem Falle erklärt, wo der kaum in Schlaf Gesunkene zu fallen träumt. Das wieder einschießende Tastgefühl erzeugte die Illusion, daran sich der geträumte Fall knüpft. Erst wenn das Tastgefühl so ganz eliminiert ist, daß der Schlafende das Bett, worauf er ruht, nicht mehr fühlt, das Klopfen seines Herzens oder der Aortiden nicht mehr empfindet, ist er recht eingeschlafen.

Das Tastgefühl ist der Wecker.

Der Tastsinn ist der, den Phantasmen am wenigsten zugängliche Sinn.

Dieser fünfte Sinn ist deshalb in so außerordentlich geringem Grade Phantasmen des Träumenden zugänglich, wie sehr er auch Illusionen zu den Träumen zu liefern vermag*). Er ist der reellste, der wenigst phantasmagorische Sinn; weil er dem Gedächtnis wenig liefert und stets von frischen Eindrücken gereizt wird. — Der Gesichtssinn ist dagegen ein Sinn, der am meisten im Traum in Anwendung kommt.

Es scheint damit in Widerspruch, daß bei den Hallucinationen der Geisteskranken das Ohr in erster Reihe affiziert wird.

Auge und Ohr.

Aber das kommt, weil dem Auge des wachen Geisteskranken frische Sinneseindrücke mehr geboten werden, als dem Ohr. Die Hallucina-

---

*) Ich kann wieder bestätigen, daß viele Vorkommnisse im Traum sich dadurch erklären, daß die zu dem Verlauf der Vorfälle gehörigen Gefühle der Haut ausbleiben. Im Traum, als ich zu spät an den hohen Schnabel eines Schiffs gelangte, um in das eben abstoßende Landungsboot aufgenommen zu werden, entschloß ich mich zu einem kühnen Sprung ins Meer, zum Ufer hin. Der Sprung durch die Luft gelang wunderbar, aber der Erfolg war Null. Nichts empfand ich und dachte, ob das vielleicht geschehen, weil ich umgekommen wäre. Indes bewegte ich mich bald ganz naturgemäß auf dem Landungsplatz und begegnete dort dem Senator Stackelberg u. s. w.

tionen des Auges müssen eine größere Intensität gewinnen, um durch die Gesichtsbilder der Gegenwart nicht verdrängt zu werden*).

21. Juli. — Sind die Sinne geschwunden, so ist es: Schlaf, wenn das Herz weiter schlägt, — Tod, wenn es stille steht. Die Sinne verbinden den lebendigen Leib mit der Welt, — das Herz verbindet die Teile des Leibes miteinander. Die Sinne machen den Menschen zu Gliedern einer gemeinsamen Welt, — das Herz macht die Teile zu Gliedern eines gemeinsamen Leibes, zu einem Individuum.

Schlafen und Sterben sind sich ähnlich, weil beides der umgebenden Welt entrückt; — sie sind sich aber auch entgegengesetzt, weil das Schlafen den Zusammenhang des Leibes erfrischt und kräftigt, der Tod ihn aber löset und zersetzt.

Stockt die Blutrieselung, so hört augenblicklich die Nerventhätigkeit auf. Aus dieser Erfahrungsthatsache folgt, daß es mit der Thätigkeit des Gehirns sich nicht anders verhalten kann. Sie hält inne, sobald die Blutbewegung im Gehirn stockt. Die Nerventhätigkeit setzt immer die Bewegungen des Blutes in seinen Bahnen schon voraus. Auch ist der Blutumlauf notwendig für die Entstehung und Ernährung aller organischen Teile. Wie sehr die Nerven den Zusammenhang der Leibesteile vermitteln und zur höheren Gestaltung und Vollendung des individuellen Lebens notwendig sind, die Bewegung der Säfte im Körper und das Herz, als deren Mittelpunkt, sind in erster Stelle dasjenige, was die Teile vereinheitlicht zu einem Leibe, zu einem Individuum.

Warum schläft man?

Erfahrung lehrt, daß der gesunde Mensch, kaum dreimal 24 Stunden ununterbrochen, ohne Schlaf, thätig sein kann: Warum aber er schläft, darauf hat die Naturforschung bisher noch keine streng zu beweisende Antwort. Sie muß sich begnügen, vorläufig die begleitenden Erscheinungen von Schläfrigkeit und Schlaf zu beobachten und daraus wahrscheinlichst die Verursachung und Wirkung dieser Zustände abzuleiten.

---

*) In Helmholtz, Physiologie des Gesichtssinnes, lese ich bereits das, was ich glaubte erdacht zu haben. Das Selbst und das Andre sind zu den Erscheinungen Reagens und Agentien. Sie haben, abgesehen von den Reaktionen, keinerlei Eigenschaften. An sich sind es nur abstrahierte Potenzen. Daher kommen ihnen keine andern Eigenschaften zu. Das Ding und das Selbst an sich haben außer der Reaktion keine andern Eigenschaften. Der Stoff ohne Bewegung ist nicht, und die Kraft ohne Stoff auch nicht. Bewegung setzt zweierlei abstrahierbare Potenzen: Stoff und Kraft, — sowie Erscheinung: Seele und Leib. Die Seele ist ein Kraftphänomen.

Frühere Ansicht: Der Schlaf käme bei liegender Lage aus Blutüberfüllung des Gehirns.

Einst konnte man wegen der Lage, die der Mensch gern im Schlafen annimmt, da sie dem Abfluß des Blutes aus dem Kopf weniger günstig ist, als die aufrechte Stellung, vermuten, der Schlaf wäre von einer verhältnismäßigen Anfüllung der Blutgefäße des Kopfes begleitet. Druck auf das Gehirn brachte in selten zur Beobachtung geeigneten und gelangten Fällen wirklich Schlaf hervor, und schien die Annahme zu bestätigen. Insofern der Druck eine Stockung in der Blutrieselung im Gehirn bewirkt, wird der Druck gewiß auch die Thätigkeit des Gehirns beeinträchtigen. Er kann zur Ohnmacht führen. Aber die direkte Beobachtung der Kapillargefäße an der Oberfläche des Gehirns hat eine Veränderung dieser Ansichten notwendig gemacht. Besonders lehrreich ist, daß während der Chloroformnarkose zunächst allerdings eine Rötung der Hirnoberfläche wahrgenommen wird. Die Blutanhäufung dürfte die Zirkulation erschweren, und führt zur Hemmung, zum Tode, wenn die Einwirkung zu lange fortgesetzt wird. Hört sie früher auf, so stellt sich die Reaktion ein. Das aufgestaute Blut fließt beschleunigt ab, es tritt Bläße der Hirnoberfläche, verhältnismäßige Blutleere ein. Die dem Abfluß mitgeteilte Bewegung setzt die Blutmenge in den Kapillaren unter die normale Fülle herab, aber hemmt ihre Bewegung nicht mehr, wie der vorübergehende Druck in den vorher gedachten Fällen. Es tritt der tiefe Schlaf ein, mit Traum und meist aufgehobenen Sinnesempfindungen. — Der natürliche Schlaf, das lehrt die direkte Beobachtung, ist mit verhältnismäßiger Blutleere verbunden, und wenn der rasch aus dem Schlaf aufspringende Mensch zuweilen wie die Anwandlung von Schwindel oder Ohnmacht vorübergehend empfindet, ist das durch den schnellen Rückstrom, den einzelne Stockungen begleiten können, wohl zu erklären.

Chloroformnarkose.

Der Schlaf ist im Gegenteil mit verhältnismäßiger Blutleere des Gehirns verbunden.

Eine weitere Beleuchtung des Problems verdankt man der, in des Professors Ludwig Institut durch den Italiener Mosso zur Ausbildung gelangten Volumen messenden Methode. Es ergab sich, daß die Extremitäten beim Einschlafen an Volumen zunehmen, und daß sie im wachen Zustande um so mehr wieder an Volumen abnehmen, je angespannter die Aufmerksamkeit wurde; es nahm das Volumen des Unterarms z. B. mehr ab, wenn Griechisch als wenn Latein gelesen wurde. Das Gehirn zieht mehr Blut zu sich, je weniger die Schrift ihm geläufig ist, die gelesen wird.

Mossos Volumenmessung.

Das Gehirn zieht je nach der Anstrengung mehr Blut an sich.

Wir wissen, daß zu einer Wahrnehmung nicht nur die Auffassung des Eindrucks gehört, sondern man muß ihn auch reproduzieren und wiedererkennen. Es muß daher von ihm eine Spannkraft in der

Reproduktion eines Eindrucks.

betreffenden Hirnzelle verbleiben, ein Rest, der wieder und wieder dem Sammelort der Eindrücke, dem Selbst zugeführt werden kann. Um diese Spannkraft, diese Bebung, die sich dem Selbst als ein Gegenstand außer ihm darstellt, in der betreffenden Zelle zu fixieren, so daß sie nicht mit dem Akte der ersten Wahrnehmung verbraucht wird, bedarf es einer gesteigerten Thätigkeit, die mit Blutzufuhr zusammenhängen dürfte. Aber diese Spannkraft kann doch nur so lange zugeführt werden, als die Bebung in der betreffenden Zelle einer gewissen Steigerung fähig ist. Ist das Maximum der Ladung erreicht, so hört naturgemäß die Empfänglichkeit auf.

Der wache Zustand erfordert nach dieser Vorstellung eine gewisse Empfänglichkeit derjenigen Nervenkörnchen, zu denen die Fasern der Empfindungsnerven mit ihren inneren Endigungen reichen. Werden einem solchen zentralen Nervenkörnchen mehr Reize zugeführt, als es aufzunehmen vermag, so versagt es den Dienst. In Bezug auf diesen Reiz würde Unempfänglichkeit eintreten und wenn diese sich über einen großen Teil der Sinnesempfindungen verbreitet, Schlaf.

Der hypnotische Schlaf tritt durch einseitigen Nervenreiz, der andre Reize ausschließt, ein.

Nach dieser Vorstellung ist das Eintreten des hypnotischen Schlafes bei anhaltender mäßiger Reizung eines Empfindungsnerven zu erklären — sobald nur die Aufmerksamkeit von den übrigen Sinnesempfindungen abgezogen werden kann. Der hypnotische Schlaf unterscheidet sich von dem gewöhnlichen aber durch seine Einseitigkeit. Einige der zentralen Sinneszellen sind durch Ueberspannung gehemmt, die andern durch Isolierung von jenem Sammelplatz, oder jener Selbstzelle, auf die alle übrigen Zellen in gewissen Lagen induktive (!) Wirkungen üben könnten. Mechanisch vorgestellt kann man von einer gewissen Lage der Selbstzelle sprechen, die erforderlich ist zur Einwirkung gewisser andrer Nervenzellen — psychisch gesprochen ist die Aufmerksamkeit im Spiele. Im Hypnotismus schläft man ein wegen der Unaufmerksamkeit auf die andern Sinnesreize und wegen der Ueberspannung des Reizes, dem die Aufmerksamkeit sich zuwendet. Nun kann es leicht gelingen Vorstellungen durch Auge und Ohr wieder zu erregen, indem der Aufmerksamkeit nach dieser Seite hin etwas Vorschub geleistet wird. Die andern Sinnesempfindungen, insonderheit diejenigen des Gefühlssinnes, bleiben isoliert.

Die Erkenntnistheorie soll mit der gemeinen Erfahrung beginnen.

4. Jan. — Alle Erkenntnistheorie*) hat mit den Vorbedingungen des Erkennens zu beginnen. Aber auch da lassen sich die Elemente,

---

*) Eine psychologische Studie über den Traum müßte jeder Erkenntnistheorie vorangeschickt werden. Zu erklären wäre, warum die Erscheinungen des Traumes,

erst am Schluß der Untersuchung, erkennen, im Gegensatz zur Mathematik, wo sie als selbstverständlich für jedes normale Denken vorangestellt werden können. (Kant—Pascal!) Es sollte daher die Erkenntnistheorie mit der gemeinen Erfahrung beginnen, die materialistisch verfährt. Die Materie als gegeben, die Wahrnehmungen als von den Dingen selbst, nicht bloß von ihren Vorstellungen geltend angesehen, welches sind die materiellen Vorbedingungen alles Erkennens?

Cuvier über den Materialismus.

Wie weit führt die materialistische Untersuchung, bei der nicht zu vergessen ist, was Cuvier im règne animal in der Einleitung sagt, die verdient in ihren Hauptsätzen wiederholt zu werden. Denn Cuvier machte schon hier eine Zusammenstellung, die in kurzen Sätzen die hier gestellte Aufgabe beantwortet. Da heißt es:

„Der Materialismus ist eine um so mehr gewagte Hypothese als die Philosophie keinen direkten Beweis von der wirklichen Existenz der Materie zu liefern vermag. Cuv. I., pag. 40, R. A. 1839."

Unterschiede zwischen Traum und Wachen.

Anmerkung: Ein Vergleich zwischen Traumbildern und Traumgedanken- und Wahrnehmungen nebst Geistesthätigkeit des Menschen im normalen, wachen Zustande, hat zweierlei Kennzeichen ergeben für eine Existenz, abgesehen von der Vorstellung.

1. Stetigkeit der Denk- und Anschauungsformen. Im Traum lösen sich die Associationen der Vorstellungen rasch ab, ihre Verknüpfungen haben keine Intensität und haften nicht im Gedächtnis. Es schwinden schnell die Folgen der Traumhandlungen, sie lassen keine Gewissensbisse, denn beim Erwachen oder beim Wechsel der Traumbilder wird die Folge nicht mehr für möglich gehalten, die Kausalreihe läßt sich nicht verfolgen. Ort und Zeit und Erscheinungen wechseln unaufhaltsam, ohne genügenden Anlaß. Wenn sich dagegen im wachen Zustande die Vorstellungen nicht verdrängen lassen, die Kausalreihe in Ewigkeit nicht unterbrochen werden kann, Ort und Zeit und was sie erfüllt, nie ohne zureichenden Grund geändert werden

---

obwohl Apprehension, Reproduktion und Rekognition und Identität unsres Selbst dabei thätig sind, keine Gegenstände der richtigen Erkenntnis bieten können. Es dürfte den Träumen ein Element fehlen, das die Association der Erscheinungen nach richtiger Affinität hervorbringt. Dieses Element ist der Zudrang der frischen Eindrücke (Reaktionen) zur Apprehension. Die frischen hemmen das Vordringen der früheren reproduktiblen nach heterogener Affinität. Da kann der Wille die Aufmerksamkeit fesseln gerade auf diejenigen Eindrücke, die er zu verfolgen sich vorsetzt. Oder: Die Stetigkeit kommt aus dem Nicht-Ich und gewinnt immer wieder Erneuerung durch Wiederholung derselben Reaktion zwischen Ich und Nicht-Ich, ohne welche die Rekognition von kurzer Dauer bleibt.

können, so ist das die Wirkung der wachen Sinne. Die Seele ist, auf sich selbst angewiesen, außer stande, eine bleibende Welt darzustellen — aber, sobald ihr die bezüglichen, sinnlichen Wahrnehmungen zugänglich sind, schauet sie den unendlichen Himmel, mit den unveränderlich, für die Ewigkeit geordneten Sternen, verspürt sie die unauslöschliche Verantwortlichkeit für ihre Handlungen. Diese ihr von außen hinzugetragene Festigkeit muß von einer äußeren Macht kommen, die wirklich existiert, und die wir Stoff oder Materie nennen. Der zweite Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit liegt in dem Tastgefühl. Schon in der Ilias*) heißt es:

„Wie man im Traum machtlos den Fliehenden strebt zu verfolgen,
Nicht hat dieser die Macht zu entfliehn, noch der zu verfolgen:
So konnt' er nicht haschen im Lauf, noch enteilete jener."

Das Druckgefühl im Traum ist unvollkommen.

Alle Bewegungen, bei denen wir Druck empfinden sollen, bringt der Traum unvollkommen zu stande, oder gar nicht. Das Druck- und Muskelgefühl ist eben nicht durch Phantasmen gut zu reproduzieren. Daraus erklärt sich, daß ein blinder Klaviervirtuos oft Musik im Traum hörte, wie er mir gesagt hat, selbst aber nicht spielte. Daraus erklärt sich die Flugbewegung im Traume, weil der mangelnde Druck auf die Sohle zu der Illusion veranlaßt, daß eine anderartige Ortsbewegung erfolgt ist. Daraus erklärt sich, daß man im Traum so oft sich nicht anständig gekleidet vorkommt, oder wenig bekleidet; man reproduziert nicht die Druckempfindung der Kleider am Leibe. Damit hängen, zum Teil wenigstens, die Träume zusammen, daß man nicht fertig wird und allerlei Verlegenheiten erlebt; damit hängt zusammen, daß man in der Regel nicht auf der Eisenbahn zu fahren träumen kann. Die kurzen, erschütternden, wenn auch geringen Stöße, lassen sich nicht träumen. Der Direktor der französischen Nordbahn sagte mir einst auf meine Anfrage: „Sonderbar! mit einem Ballon in die Luft bin ich im Traum gefahren, was ich in Wirklichkeit niemals gethan; dagegen, was ich in Wirklichkeit täglich thun muß, per Eisenbahn fahren, habe ich noch nie im Traum gethan." — Das Wiedererwachen würde auch nicht gut gelingen, wenn es nicht gewisse Empfindungen gäbe, die darüber keinen Zweifel lassen, daß sie der Welt des Traums nicht angehören können. Es erwecken zwar Laute und Lichteindrücke, aber ausgeschlossen ist nicht, daß sie erst Zuckungen, geringe Muskelbewegungen bewirken, die Druck und Muskelgefühl hervorrufen, so daß das Erwachen eigentlich immer durch den Gefühls-

Unterschied zwischen Wachen und Träumen als Beweis einer Erfahrungswelt.

*) Gesang XXII, V. 199.

sinn vermittelt wird. 1. Die ununterbrochene Festigkeit der Kausalität des ganzen Weltbildes in uns. — 2. Die Muskel-, Druck- und Tastgefühle an uns sind erfahrungsmäßig keine Traumprodukte. Es ist daher nicht ohne Einschränkung, daß man gelten lassen kann, was der Begründer der modernen Philosophie in seiner ewig denkwürdigen ersten Betrachtung über die Philosophie première sagt: je vois si manifestement, qu' il n'y a point d'indices certains, par où l'on puisse distinguer nettement la veille d'avec le sommeil *)! — Es gibt untrügliche Zeichen für das Wachen: geistig die Kontinuität, sinnlich das Gefühl. Aus der Erfahrung kenne ich demnach eine stoffliche Welt; ihre Existenz ist mir sicher, aber ihre Beschaffenheit unbekannt. Das Wesen des Stoffs ist mir gänzlich geheimnisvoll.

Das Wesen des Stoffes ein Geheimnis.

Cuvier sagt weiter a. a. O.:

Fortsetzung von Cuviers Ansichten

„Damit das Ich wahrnimmt, bedarf es einer ununterbrochenen Nervenverbindung zwischen dem äußeren Sinneswerkzeug und der zentralen Markmasse. Nur die Aenderungen in diesen Massen nimmt das Ich wahr, und es kann Sinnesempfindungen geben, die in hohem Grade wirklich stattfinden, die, sei es in der Nervenbahn oder in der Zentralmasse selbst entspringen, ohne Erregung des äußeren Sinnesorgans; das sind Träume, Visionen oder gewisse zufällige Sinnesempfindungen. . . .

„Unter Zentralmasse meinen wir einen Teil des Nervensystems, der in dem Maße enger begrenzt ist, als das Tier vollkommener ist. Im Menschen ist es nur ein beschränkter Teil des Gehirns, aber in den Reptilien ist es schon Gehirn und Rückenmark vollständig. . . . Die Ausdehnung ist noch größer in niederen Tieren.

„Die Perzeption durch das Ich bringt das Bild des Sinneseindrucks hervor. Die Ursache des Sinneseindrucks verlegen wir außer uns, und schaffen uns so die Idee von dem Gegenstande, das ihn hervorgebracht hat. Vermöge eines notwendigen Gesetzes unsrer Intelligenz sind alle Ideen körperlicher Gegenstände in Raum und in Zeit.

„Die von der Markmasse empfangenen Modifikationen hinterlassen darin Spuren, die sich reproduzieren, und rufen im Geiste die Bilder und Ideen zurück; das macht das Gedächtnis aus, ein körperliches Vermögen sehr veränderlicher Art nach Alter und Gesundheit.

---

*) „Ich sehe offenbar, daß es keine sicheren Kennzeichen gibt, um mit Gewißheit das Wachsein vom Schlafe zu unterscheiden."

„Die Ideen associieren sich nach Aehnlichkeit und Gleichzeitigkeit. Die Ordnung, der Umfang und das Bereitstehen dieser Association macht die Vollkommenheit des Gedächtnisses aus.

„Die Intelligenz (Einsicht) vermag die nebensächlichen Ideen von den Gegenständen zu trennen, und diejenigen, die identisch in mehreren Gegenständen angetroffen werden, zu einer allgemeinen Idee zu vereinigen, dessen Gegenstand sich nirgends findet und nicht als etwas Einzelnes der Vorstellung sich bietet. Das ist die Abstraktion.

„Da die Empfindungen mehr oder weniger angenehm oder unangenehm sind und demgemäß erstrebt oder vermieden werden, abstrahiert man aus ihnen Regeln für den Willen.

„Da die Folgen von Empfindungen angenehmer Art unangenehme sein können oder umgekehrt, so verändert das die abstrahierten Willensregeln (vermöge der Association von Empfindung und Folge) und das macht die Vorsicht.

„Die Anwendung der Regeln auf die allgemeinen (abstrakten) Ideen macht die Vernunft aus.

„Eine lebhafte Erinnerung der Empfindungen (primäre oder durch Association hinzugekommene) macht die Einbildungskraft aus.

„Ein bevorzugtes Wesen, der Mensch, kann seine allgemeinen Ideen (Vorstellungen) mit willkürlichen Zeichen (verkoppeln) associieren." — Das führt zur Sprache und Schrift.

„Die vollkommensten Tiere stehen intellektuell unendlich tief unter dem Menschen, doch ist es gewiß, daß ihre Intelligenz Verrichtungen vollführt derselben Art.

„Mit einem Wort, in den höheren Tieren bemerkt man einen Grad von Vernunft ... ungefähr wie bei Kindern, ehe sie haben sprechen gelernt.

„Aber in vielen Tieren gibt es ein von der Intelligenz unterschiedenes Vermögen, das man Instinkt nennt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Man kann sich anders keine klare Vorstellung vom Instinkt machen, als wenn man annimmt, daß es in ihrem Sensorium angeborene Bilder und Vorstellungen gibt, konstanter Natur ... eine Art Traum oder Vision.

„Der Instinkt hat kein sichtliches Merkmal im Bau des Tieres, aber die Intelligenz, so viel sich beobachten läßt, steht in einem festen Verhältnis zu der Größe des Gehirns, namentlich der Hemisphären."

Das ist die Cuviersche Ansicht. Offenbar trennt er das Gedächtnis als ein körperliches Vermögen von den andern Seelenvermögen.

Alle treten in Wirksamkeit in Veranlassung der von der Sinnlichkeit gebotenen Materialien, aber nach eigenen Gesetzen. Das Gedächtnis gibt den Stoff her, daran die Intelligenz als Abstraktionsvermögen arbeitet. Die sinnliche Empfindung bietet den Stoff, aus dem wieder die Intelligenz Willensregeln zieht. Die Willensregeln, angewandt auf die mit ihren Folgen zusammengefaßten Empfindungen, erzeugen die prudence, die Klugheitsregeln. Die Klugheitsregeln auf die allgemeinen Ideen, auf die Ideale angewendet, macht die Vernunft aus.

Im Menschen ist der Sitz der geistigen Thätigkeit zirkumskripter als in den Tieren, namentlich nur auf einen Teil der Hirnmasse beschränkt. Cuvier meinte vielleicht auf die Hemisphären.

Johannes Müller in seiner Physiologie beweiset zunächst, daß nur das Gehirn, und kein andrer Teil, Organ der Seele ist; ferner daß, da nur ein kleiner Teil der im Gehirn vorhandenen Impressionen von der Seele gleichzeitig übersehen werden kann, sie nicht das ganze Großhirn einnimmt. Er meint, wir wissen nicht das Geringste über den funktionellen Unterschied von grauer und weißer Hirnsubstanz.

Funktionen der grauen und weißen Hirnsubstanz.

Seit Joh. Müller haben anatomische Arbeiten und Vivisektionen doch mehr über die Funktionen der grauen und weißen Substanz gelehrt. Die graue Substanz ist gebildet von Protoplasmakörperchen, Nervenzellen, die durch Fäden in Nervenfasern übergehen. Eine graue Zelle sendet oft mehrere Fäden aus, die eine Verbindung herstellen mit mehreren Nervenfasern. Die Nervenfasern unter einander anastosieren nicht, sind aber nicht wie die Nerven außerhalb von Scheiden umschlossen. Weniger isoliert, ist zwischen ihnen eine gewisse Wechselwirkung, gleichsam durch Induktion, allerdings vorstellbar. Doch ihr Bau macht sie wesentlich zu Bahnen für die Zellen der grauen Substanz, die Stationen und Kreuzpunkte darstellen.

Der tierische Instinkt ist nicht von der Größe des Gehirns abhängig.

Es sei bemerkt, im Anschluß an Cuviers Bemerkung, daß niedere Tiere mit den überraschendsten Instinkten, z. B. Ameisen, kein, dem intelligenten Instinkt entsprechendes größeres Zentralhirn aufweisen. Es bedarf, kann man schließen, für die vererbte Intelligenz, als welche die Instinkte anzusehen sind, zwar immer der Nervenzellen, aber ohne sehr komplizierte Bahnen. Die menschliche Intelligenz dagegen bedarf vorzugsweise eines sehr entwickelten Systems von Verbindungen, nicht nur mit den der Außenwelt zugekehrten Sinnesapparaten, sondern

auch zur Verbindung der verschiedenen Gruppen grauer Substanz und ihrer Körnchen unter einander.

Vorausgesetzt, man würde ein Land betreten, dessen Bewohner für unsre Sinne nicht wahrnehmbar wären, darin wir aber eine unendliche Menge von Stationen und Verbindungswegen antreffen, so würden wir nicht zweifeln, daß die Wege zu Bewegungen bestimmt sind oder bestimmt waren. Mit derselben Sicherheit können wir behaupten, in den Nervenfasern des Gehirns bewegt sich ein unbekanntes Etwas, und läuft aus von Nervenzelle und zu Nervenzellen, oder zu Sinnes- und Bewegungsapparaten.

Ohnehin wissen wir, daß die Sinnesreize nach innen dringen, und daß die Zusammenziehung der willkürlichen Muskeln nach außen geht, nur so lange die Verbindungswege mit dem Gehirn nicht unterbrochen sind.

Aber bewegt sich nur ein Reiz von und zu einer ruhenden Seele, oder ist das, was wir Seele nennen, d. h. das sich selbst fühlende und bewegende mysteriöse Wesen, ohne welches alles unbegreiflich bleibt, nicht selbst ein Bewegtes? Vieles spricht dafür, daß es ein Seelenvehikel gibt, das selbst durch die Nervenbahnen fortschreiten kann, wenn auch die äußeren Reize gleichfalls von denselben Bahnen können fortgeleitet werden.

Schon Joh. Müller bemerkt, wie nur ein kleiner Teil der im Gehirn vorhandenen Impressionen von der Seele in einem Moment kann erfaßt werden. Käme es etwa auf den Einfallswinkel, unter welchem die Reize der Seele zugeführt werden, beim Erfassen derselben an, so müßte das Seelenvehikel bald auf den einen, bald auf den andern Reiz seine Oberfläche einstellen können; es müßte dieses Vehikel sich drehen oder in verschiedenen Richtungen ungleich sich spannen können.

Einseitige Seelenabsorption.

Die Vorstellung, die man von dem Seelenkörperchen sich macht, muß aber auch der Erfahrung genügen können, daß eine einseitige Absorption der Seelenthätigkeit möglich ist. Ein Gegenstand im Gesichtsfelde lockt die Aufmerksamkeit ab von den andern, obgleich auch sie im Gesichtsfelde; von Musik oder auch von Gedanken benommen, wird zuweilen nicht gesehen, was in der günstigsten Lage vor Augen tritt. Wenn man sich vorstellt, das Seelenkörperchen befindet sich auf einer Bahn, vor dem Kreuzpunkte, wo die Gesichtsreize zuströmen, wäre das verständlich. Ebenso sind die hypnotischen Erscheinungen zu erklären. Das Seelenkörperchen verliert die leichte Beweglichkeit. Nach Cuviers Ansicht bedarf es der schnellen Vergleichung und Verknüpfung

mannigfacher, in der Erinnerung aufbewahrter Eindrücke, um Begriffe, Willensregeln, Klugheit und Vernunft und Einbildungskraft zu erlangen. Wenn der Seelenkörper in einem Ort fixiert ist, verliert er mehr oder weniger diese Vermögen; er handelt ohne Kritik; jede Vorstellung, die in ihm durch Worte erregt wird, oder durch Vormachen, scheint ihm richtig, zwingend; die Willensanspannung aller Muskeln erscheint als Starrkrampf und kann nicht verändert werden.

Der in einem Ort fixierte Seelenkörper verliert die Beweglichkeit. — Der Hypnotismus wird dadurch erklärt.

Hypothese eines wandernden Seelenvehikels.

Die vollständige Abwesenheit einer dominierenden Region im Gehirn spricht besonders für ein im ganzen Gehirn wanderndes Seelenkörperchen. Wenn eine Nervenzelle der grauen Substanz selbst dieses Seelenkörperchen sein sollte, so hätte diese Zelle, nachdem sie in der Konkurrenz über ihresgleichen den Vorrang erlangt, auch sich äußerlich hervorragend entwickeln müssen, und eine solche Zelle fehlt, soweit die Forschung reicht. Unter der unendlichen Schar von Hirnkörperchen ist keines als Sitz der Seele zu bezeichnen. Aber ist die Seele nicht ein bloßes Thätigkeitszentrum, das von allen Zellen zusammen erzeugt wird, wie der Brennpunkt von allen Teilen eines Brennglases? Es ließen sich auch die Erfahrungen, die soeben durch ein bewegliches Seelenkörperchen verständlich gemacht werden sollten, dadurch erklären, daß die Leitungen zu dem Brennpunkte hin gestopft werden, in der Konkurrenz die kräftigeren übrig bleiben, andre gelähmt werden durch allerlei Umstände. Dann würde es keines eigenen, unsichtbaren Seelenkörperchens bedürfen, dessen Annahme recht widersinnig scheint. Die Kontinuität des Ichs könnte in beiden Hypothesen in derselben Weise erklärt werden. Es muß die Erscheinung durch Hinzutritt und Schwinden sich so fließend ändern, daß sie sich in je zwei Zeitmomenten, die sich folgen, noch als dieselbe weiß — wenn auch der Unterschied zwischen den weit auseinander liegenden Zeitmomenten zu groß ist, um sich als dasselbe Wesen anerkennen zu können. Das kann bei einer Lichterscheinung, wie z. B. der Regenbogen, ebenso eintreten, wie bei dem in der Eichel eingeschlossenen Keimling der Eiche; bei einer aus verschiedenen Komponenten hervorgehenden Resultante ebenso gut wie bei einem besonderen Körperchen.

Eine Zentralzelle ist als Sitz der Seele nicht gefunden worden.

Die Seele wird daher besser als ein Brennpunkt aufgefaßt.

Unüberwindliche Schwierigkeit der Seelentheorie.

Nur das bleibt eine unüberwindliche Schwierigkeit, daß die Seele das empfindende, bewegende, kombinierende Selbst sein soll. Ist sie eine bloße Resultante, so verlegt man die ganze Thätigkeit in die Komponenten, und gelangt zu einer ganzen Schar, die man weder als Einigungsort aller Empfindungen, noch weniger aber als den Sitz der Willenseinheit und des Selbstbewußtseins vorstellen kann. Es muß

die Resultante wieder aktiv gedacht werden und durch Reverberation die Komponenten beeinflussen.

So führt die materialistische Voraussetzung auf zwei doch unbegreifliche Vorstellungen:

1. Auf eine sich selbst perzipierende und dirigierende Bewegung,
2. auf ein in den Nervenbahnen umherlaufendes, oder aus den Nervenbahnen zusammenströmendes Seelchen.

Seelenerzeugung.

Die Schwierigkeit der Erzeugung neuer Seelen aus Teilen der vorhandenen beseelten Körper, von der Joh. Müller schon redet, kommt hinzu. Dabei ist freilich eine Verwechslung zu vermeiden. Die Erfahrung zeigt, daß aus einem organischen, aber gewiß unbeseelten Körperchen, wie der befruchtete Eikeim, dem ein Selbstgefühl nicht beigelegt werden kann, ein Leib heranwächst nach festen Gesetzen, in welchem auch die Hirnmasse, die materielle Vorbedingung der Seelenthätigkeit, sich aussondert und gestaltet. Man kann also dem befruchteten Keime Kräfte zuerkennen, die von Gestalt zu Gestalt weiter treiben und sich bilden, bis zuletzt im Menschen die Seelenthätigkeit sich entfaltet. Was aber nach den Gesetzen des Keims, unter der Einwirkung günstiger Umgebung, also als ein Produkt von innerer Kraft und äußerer Einwirkung, entstehen kann, das im ersten Keim als Vorbildchen sich fertig zu denken, ist nicht richtig. Die Seele ist ein Wachstumsprodukt und wie alle Wachstumsprodukte eine Reaktion zwischen inneren Dispositionen und äußeren Agentien. Wohl ist man berechtigt zu sprechen von einer eigenen Gestaltungsformel, die jedem organischen wachsenden Teilchen eigentümlich ist. Der Hauptsache nach waltet dieselbe Gestaltungsformel durch alle Teilchen desselben Organismus. Wenn sie sich nach den Regionen zu verschiedenen Funktionen verschiedengestaltig entwickeln und reproduzieren, so ist das durch Hemmungsvorgänge und einseitige Zufuhr von Zuwachsmaterialien zu erklären. Je vollkommener ein organisches Wesen ist, um so differenzierter sind seine Teile, um so komplizierter die Anforderungen an den Ort, in welchem das Gestaltungsgesetz vollständig zum Austrag gelangen kann. Des Menschen befruchteter Keim kann nicht an der Luft oder im Wasser die richtige Zufuhr erlangen, — nur das Keimbläschen im Ei und die Samenfädchen sind vor einer Verbildung beim Menschen bewahrt geblieben, die eine vollständige Entwickelung unmöglich macht. Alle andern Teile des Menschenkörpers, obgleich sie dasselbe Gestaltungsgesetz in sich tragen, können es unter den gegebenen Umständen nicht mehr voll bethätigen. Protoplasmakörperchen, so nennt man jetzt die wachsenden organischen Elemente. Zu ihrem

Die Seele ein Wachstumsprodukt.

wesentlichen Bestandteil gehören Substanzen, die der Chemiker in die Gruppen des Eiweißes ordnet. Wie es chemische Versuche bewiesen haben, lassen sich eine kaum übersehbare Anzahl von Eiweißarten nachweisen, und die Zusammensetzung ihrer Moleküle besteht aus einer überraschend großen Atomzahl von Kohlen-, Wasser-, Sauer- und Stickstoff, die eine unendliche Zahl von Kombinationen zulassen. Daher stimmt es sehr wohl dazu, wenn jeder Mensch ein individuell andres Gestaltungsgesetz in seinen Gliedern trägt und vererbt mit kleinen individuellen Abänderungen. Bei niederen, wenig differenzierten Wesen kann jede Zelle des Leibes sich vollständiger entwickeln, durch Sprossung, Teilung u. s. w. in Luft, Wasser oder Erde zu einem neuen vollständigen Wesen werden. Aber das alles bildet für die Seele doch nur den Boden, auf dem sie sich entwickelt. Es ist aber kein Grund, wegen der Zeugung, von einer Teilung der Seelen zu sprechen. Der Boden teilt sich, auf dem Seelen wachsen, nicht die Seelen teilen sich. Entstanden sie, so verschwanden sie auch. Der Stoff und die Kraft bleiben, wie wir wissen, in alle Ewigkeit erhalten. Aber eben deshalb hat ihr Bestand, der nicht vermehrt oder verändert werden kann, kein Leben, — kein interessantes Schicksal. Ob es in dieser Form oder jener besteht, es ist daran nichts zu gewinnen oder zu verlieren, eigentlich ein totes Kapital.

Stoff und Kraft unveränderlich in ihrer Summe.

Leben ist nur in den ewig sich ändernden Zusammensetzungen, in den ewig sich kausal bedingenden Relationen. Ohne die vorhergehende Aenderung wäre die folgende unmöglich gewesen; — keine Veränderung ist folgenlos, — keine ihrer Wirkungen kann ungeschehen gemacht werden. — Nicht in Stoff und Kraft ist daher ewiges Leben zu suchen, ewiger Fortschritt möglich, nur in der Ordnung. Die vollendete Weltordnung ist das höchste Ideal, die unendliche Aufgabe alles Daseins; die unvollendete Ordnung aber das Daseiende, ohne welches eine Aufgabe, ein Ideal nicht sein könnte.

Vollendung der Weltordnung ist Aufgabe alles Daseins.

Gott, Unsterblichkeit, Freiheit.

Nach dieser Vorbereitung kehren wir zurück zu den anfänglichen Fragen nach Gott, Unsterblichkeit und Freiheit.

Die Beziehungen in der Welt zwischen den Massen und Kräften sind das eigentliche Leben der Welt. Sie drängen einem Ideal in infinitum zu, das aufgegeben ist, aber nicht gegeben, eine Auf-

Das Ideal ist aufgegeben, nicht gegeben.

gabe, kein Datum. Wollte man dieses Ideal Gott nennen, so hätte man einen unfertigen Gott. —

Das Ideal — der unfertige Gott.

Man kann aber in diesen veränderlichen Relationen auch von Gesetzen sprechen, die unveränderlich sind, ganz abgesehen von ihrem Eintritt in die Welt. Die Fallgesetze könnten nicht eintreten z. B., wenn es nicht Stoffe gibt, die sich anziehen; aber sobald die letzteren gegeben, wirken die von Ewigkeit her festgesetzten Fallgesetze. Gab es einst, wie es scheint, auf der Erde auch keine Wesen mit Gehirn, so sind die Gesetze für den Hirnmechanismus doch nicht erst später entstanden, sondern von aller Zeit unabhängig.

In den veränderlichen Relationen sind unveränderliche Gesetze.

Könnte man nun den Komplex der Weltgesetze, die ewig und unveränderlich sind, wenngleich erst aktiv, sobald die Relationen, an denen sie Geltung bekommen, eintreten, Gott nennen?

Die Gottesidee fordert aber eigentlich die Verbindung beider vorstehenden Ideen. Man könnte füglich sagen: Gott ist das ewige Weltgesetz, das sich in dem Weltideal realisiert.

Einem solchen Gott sich zu fügen, ihm mit allen Kräften zu dienen und ihn daher zu lieben, wäre für den Menschen das Höchste und Schönste.

Vor allen Dingen ist aber ein solcher Gott unzweifelhaft vorhanden, er ist keine tote Abstraktion, da er das sich in ewigem Leben entwickelnde Weltideal in sich enthält.

Gott als Weltideal ist keine Abstraktion, er ist wirklich, — man kann ihm dienen als dem Höchsten.

Ihn als Schöpfer der unvermehrbaren Stoffkräfte anzusehen, folgt aber nicht aus dem Vorhergehenden und hat auch keine Bedeutung.

Kommen wir nun auf die Unsterblichkeit zu sprechen, so sieht es damit schlecht aus. Unter Fortleben des Individuums wird doch gemeiniglich der Fortbestand des selbstbewußten Lebens an irgend einer zirkumskripten Stelle in der Welt verstanden.

Das Fortleben des Individuums

Dazu ist nun ganz und gar keine Aussicht, ob ich die Seele als ein unendlich kleines Körperchen, oder als ein Produkt von Nervenströmen ansehe, die, in einem Sammelort sich kreuzend, das mysteriöse Gebilde, das seine Bewegungen selbst fühlt und regelt, hervorbringen. Alle Wirksamkeit dieser Ströme und Körperchen hört mit der Blutrieselung im Gehirn auf und nach dem Tode lösen sich die Nervenmassen auf, und können nicht irgendwo zu früherer Form und Zusammensetzung sich wieder vereinigen. Es gibt aber auch keinen Ort für die abgeschiedenen Seelen unter, auf oder über der Erde. Der

Transport der Seelen durch die Himmelsräume ist physisch nicht vorstellbar. Aus dem sterbenden Körper scheidet nichts! Die gemeine Unsterblichkeit war auch eine so schwache Idee, daß, als dagegen die Lehre von der Fleischesauferstehung auftrat, sie sich bescheiden zurückzog.

Die Wahrheit an der Unsterblichkeitsidee besteht nur darin, daß jedes selbstbewußte Individuum ein Stück in der Weltordnung ist. Von sich aus realisiert es, durch seine freie That, neue Zusammensetzungen nach ewigen Gesetzen für alle Folgezeit. Daher gehört in seinen Lebenskreis die unbegrenzte Zukunft. Das Fortleben seiner Werke, ob sie auch seinen Namen nicht tragen, ist seine Unsterblichkeit. In diesem Sinne ist Unsterblichkeit allen denjenigen Wesen beizulegen, die Freiheit haben; Freiheit aber haben Wesen, die durch willkürliche Handlungen in den Verlauf der Kausalreihen eingreifen.

Freiheit.

Was endlich die Freiheit betrifft, so erkenne man zunächst an, daß ohne sie weder das moralische, noch das physische Leben verständlich ist. Jenes mysteriöse Wesen, das seine Bewegungen fühlt und dirigiert, mußten wir annehmen, um das Hirnleben zu verstehen. Zweitens aber ist die Willensfreiheit die bewußte Thatsache unsres Inneren, die als einen trügerischen Schein zu behandeln nicht möglich ist, ohne den Gang der menschlichen Angelegenheiten in die äußerste Verwirrung zu bringen. Aber ein mysterium magnum liegt damit vor. Wie mein Wille es anfängt Arm und Bein zu heben? Durch Muskelzusammenziehungen. Wie macht er diese Zusammenziehungen? Durch ruhende Nervenfäden, in die Kraft geleitet wird. Von wo kommt die Kraft? Aus Nervenzellen. Woher nehmen die Nervenzellen die Kraft? Aus den chemischen Umsetzungen, die Spannkräfte zurücklassen. Wie können Spannkräfte der Nervenzellen zur Aktion kommen oder nicht, je nach meinem Willen? Da reißt der Mechanismus ab. Es muß nur anerkannt werden, daß hier eine Kausalverknüpfung der Art, wie bei der Mitteilung der Bewegung einer Billardkugel an die andre, nicht am Platz ist. Die Erfahrung verlangt an dieser Stelle eine Kraft, die Ursachen schafft, wie sie nicht vorhanden waren. Der Wille ist eine primäre, hinzutretende Ursache, und daher ist das Wesen auch dafür verantwortlich.

Nebenbei sei nochmals darauf hingewiesen, wie das organische Gestaltungsgesetz etwas ganz andres ist, als das Wesen, dem der Wille beizulegen ist; — gegenüber den Betrachtungen des Physiologen Joh. Müller über Vermehrung durch Teilung und gegenüber den Dogmen Schopenhauers. Teilchen von Vater und Mutter enthalten

das Gestaltungsgesetz, das allen diesen Teilchen einwohnt — aber Seelenthätigkeit, dazu der Wille gehört, wohnt nicht jedem Teil und nicht jedem Keimbläschen mit dem Samenfädchen bei.

Gott, Unsterblichkeit, Freiheit stehen fest in meiner Ueberzeugung, aber doch in sehr andrer Art, als man es sich gewöhnlich denkt.

Gott, Unsterblichkeit, Freiheit stehen bei Keyserling fest, wenn auch in abweichender Art.

---

13. Jan. — Gestern hielt Generalsuperintendent Schultz eine Predigt über den Text aus dem vierten Evangelium 9, 4: „Ich muß wirken, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann!" — Nach dem Tode hört das Wirken also auf. Im Leben nach dem Tode wird nicht mehr gesündigt und daher auch nicht mehr recht gethan. Alles Thun hat ein Ende. Der Wille, der da wirkt, ist nicht mehr! Ein Fortbestehen ohne wirklichen Willen, vergebens wird man das dem Menschen durch seliges Schauen von Gottes Antlitz und dergleichen als ein Leben begreiflich machen wollen. Ein Dasein ist es, kaum wie das einer Pflanze, mehr wie das eines nur mechanisch-chemischen Gesetzen gehorchenden toten Körpers. Die Erfahrungswissenschaften kennen den Willen nur in Tieren und den vernünftigen Willen nur im Menschen, als ein an Nervensubstanz gebundenes Dasein. Daher muß man wohl gestehen, diese leiten auf den reinen Atheismus. Denn ein Gott ohne Willen ist eben kein Gott. Auf andern Planeten Vernunftwesen anzunehmen, ist nach Analogie nicht unwahrscheinlich, aber zur Annahme eines wollenden Weltgeistes, dazu fehlt dem Menschen jede Analogie. Wille ohne Nervensubstanz ist der Erfahrung widersprechend.

Ohne Willen kein Leben.

Die Erfahrungswissenschaften leiten zum Atheismus.

Ein Gott ohne Wille ist kein Gott.

19. Jan. — Immer klarer und freier von der unwillkürlichen Heuchelei, die mit den Worten uns anklebt, suche ich meine Grundüberzeugungen zu formulieren:

Zusammenfassung.

1. Seele ist das mysteriöse, leibliche Gebilde in der Nervensubstanz, das seine eigenen Bewegungen wahrnimmt und regelt — das mysterium magnum corporis.
2. Die Seele bringt neue erste Ursachen in den Verlauf der Kausalreihen hinein — das ist die Voraussetzung, unter welcher allein die Rede sein kann von dem Dirigieren der eigenen Bewegungen und von der Verantwortlichkeit — d. h. von Freiheit und Sittlichkeit.

3. Die Unsterblichkeit der Seele bezieht sich nur auf die Unendlichkeit ihrer irdischen Nachwirkung.

4. Gott als Weltgesetz ist nur Relation zwischen den leiblichen Existenzen und als Streben der unvollkommenen Welt, das sich mehr und mehr verwirklicht, auch eigentlich nur eine Relation zwischen den sich folgenden Weltordnungen.

Summa. — Aus den Erfahrungswissenschaften ergibt sich die Freiheit, aber weder Gott noch Unsterblichkeit im gewöhnlichen Sinn.

Summa. Die bloßen Erfahrungswissenschaften lassen die Freiheit bestehen, aber Unsterblichkeit und Gott, so wie sie den Bedürfnissen entsprechend gewöhnlich vorgestellt und verstanden werden, lassen sich nicht durch dieselben beweisen.

---

18. Febr. — Ich lese gleichzeitig:

1. Kuno Fischers Kant II, eben in neuer Auflage erschienen, für mich ein alter Bekannter. Aber die neue Beprüfung und Beschauung alter Wahrheiten wirkt auf mich wohlthätig.

Unsterblichkeitslehre von Leo Schneider.

2. Leonhard Schneider, Unsterblichkeitsidee, 1883. Ich nehme es vor, um die Entwickelung der Unsterblichkeitsidee bei den Kirchenvätern und Scholastikern besser kennen zu lernen. Der Verfasser ist ein gläubiger, kirchlicher Katholik, aber von klarer Darstellung. Mit der Widerlegung des Materialismus und Naturalismus macht er es sich nicht schwer. Die schönen und treffenden Sprüche, die er bei Baader, Schelling, Hofmann, Fichte jun. u. s. w. findet, haben ihn selbst überredet, und auch er sucht mehr zu überreden, als mit Gründen zu widerlegen, und meint mit solchen Sprüchen den Sieg über die Gegner zu befestigen. Immer nimmt der Mensch auf diesem Gebiet seine Zuflucht zu energischen oder rhetorisch schönen Aussprüchen, die seine Absicht, Partei zu nehmen, außer Zweifel setzen, und ihm die Eigenschaften rauben, die man von einem habilen Zeugen verlangt. Wo Beweise zur Hand sind, wie in der Mathematik, trägt man sie schlicht vor; je einfacher sie dargestellt werden können, um so faßlicher erscheinen sie. Wo aber überredet werden soll, da muß das Wohlgefallen für die Behauptung errungen werden, und Rhetorik ist am Platz. Wohl möglich, daß die Unsterblichkeitsidee zu den Lehren gehört, für die bloß Ueberredung wirken kann; sie ist vielleicht eine Aufgabe der Kunst, nicht ein Problem der Wissenschaft. Das bekennt der Platonische Sokrates, wenn er schließlich im Phädon fabelt, um das schreiende Kind in uns einzulullen.

Die Unsterblichkeitslehre ist vielleicht weniger Problem der Wissenschaft als Aufgabe der Kunst.

Lotzes Psychologie.

16. März. — H. Lotze, Grundzüge der Psychologie, ist sehr bemerkenswert. Wie klar widerlegt doch § 61 die Vorstellung, es könnte

die Seele eine Resultante leiblicher Kräfte in derselben Art sein, wie aus zwei verschiedenen Bewegungen eine mittlere, einfache entsteht. Auch in der Mechanik bedarf es eines gemeinschaftlichen Angriffspunktes, der in der Diagonale der Kraftrichtungen bewegt wird. Die Resultante setzt das zu Treibende — also analog, die Seele voraus, und läßt deren Entstehung aus treibenden Kräften unerklärt.

Menschliche Produktionskraft.

Genies können nicht gezüchtet werden. In dieser Beziehung besteht kein Fortschritt in der Menschheit.

25. März. — Nach Grundsätzen lassen sich Regeln fortbilden und überliefern, durch Uebung Fertigkeiten bis zur Meisterschaft steigern, aber die hervorbringende Kraft ist und bleibt persönliche Eigentümlichkeit. Daher bleiben in der Kunst die Genies Phänomene, die von keiner Schule können gezüchtet werden, und ihre Schöpfungen veralten nicht. Die produktive Phantasie oder schöpferische Einbildungskraft ist aus Grundsätzen nicht abzuleiten und durch Fertigkeiten nie zu ersetzen. Ein Vorwärtskommen der Menschheit in dieser Kraft ist ebenso wenig zu erkennen, wie etwa in der Muskelkraft. Zu allen Zeiten gibt es Einzelne von überraschender Kraft, aber daß man es den Athleten des Altertums in der Gegenwart zuvorthut, ist nicht wahrzunehmen. Und dennoch, auch für die Kunstwerke von ewigem Werte gibt es eine geschichtliche Stellung und Folge. Vielleicht ist es aber mehr eine Naturgeschichte, eine Geschichte der Schöpfung, die sich durch Vererbung und Auslese des Passendsten vervollkommnet. Ein regelmäßiges Vorrücken der Menschheit ist mehr und mehr zu Tage getreten im Naturwissen und den damit zusammenhängenden Erfindungen. Dieses langsame aber stete Vorrücken hat die Wunder der Religion im Weltlauf vollständig überwunden, alle Erkenntnis durch übernatürliche oder außernatürliche Eingebungen an Fruchtbarkeit übertroffen und die Spitzführung der menschlichen Kultur eingenommen. Daneben machen sich die künstlerischen und halbkünstlerischen (Historie) Produktionen, wie Entladungen von Kräften, zu Zeiten, wo ein Uebermaß davon in der menschlichen Gesellschaft sich angesammelt hat.

Im Naturwissen ist die Menschheit vorgerückt.

Lotze s. 16. März.

18. Mai. — Ich komme zurück auf das, was ich den 16. März, zustimmend zu Lotzes Grundzügen der Psychologie, gegen die Erklärung der Seele als einer Resultante von Kräften gesagt habe. Stoff und Kraft gibt es, aber obgleich nie das eine ohne das andre, doch ohne sich gegenseitig hervorzubringen. Ein Stäubchen Stoff kann aus Kräften nie entstehen, noch in Kräften sich auflösen. Eine Kraft kann durch die Materie wandern, aber sich nicht durch die Materie in der That mindern und vermehren. Kann es nun nicht eine dynamische Hypothese über die Natur der Seele geben? Etwas muß sie denn

Ist die Seele eine dynamische Hypothese?

doch sein. Ist sie nicht materiell, so ist sie eine Dynamis. Eine bloße Relation, wie z. B. die Fallgesetze und andre Naturgesetze, die bloß Geltung haben, aber kein Dasein, kann die Seele nicht sein, wenn sie überhaupt vorhanden ist. — Du Bois-Reymond hat nachgewiesen in den Empfindungsnerven und in den motorischen Nerven anders gerichtete elektrische Strömungen. Die elektrischen Kräfte müssen in dem Gehirn irgend eine Art von Knotenpunkten bilden, die auf ganz unbegreifliche Weise befähigt sind, die Oscillationen ihres dynamischen Gleichgewichts selbst zu empfinden, daher auch vorzustellen und zu beeinflussen oder zu dirigieren. Von tausend Knotenpunkten ist einer der kräftigste und absorbiert die Empfindung, Vorstellung und Wollung aller andern Punkte. Er ist das Selbst, im Kampf um den Vorrang mit den andern Knotenpunkten dazu geworden. Alle sind sie zu einem System verbunden und wenig kann darin geändert werden, ohne zugleich in dem Hauptknotenpunkt oder dem Selbst, das labile Gleichgewicht der Spannungen abzuändern. — Die Seele wäre ein Kraftkomplex, gebunden an Nervensubstanz, der in andre Kräfte sich umsetzt, sobald die Bedingungen, namentlich die Blutberieselung der Nervensubstanz, andre werden. An ein Fortbestehen einer solchen Kraftseele, als Selbst, nach dem Tode, wäre nicht zu denken. Diesem selbstischen Gelüste zu entsagen fordert die wahre Religion. Was ist in der That in der Welt des Fortschritts, des Besseren fähig? Nicht das ewig sich Gleichbleibende, die Kräfte und Stoffe, die von Ewigkeit her im Quantum dieselben gewesen sind. Nur die gegenseitige Lagerung und Ordnung ist das Besserungsfähige, das zur größeren Vervollkommnung Aufsteigende.

Du Bois-Reymond weiset elektrische Strömungen im Gehirn nach.

Die Seele als ein Kraftkomplex gedacht.

Nicht Kraft und Stoff, nur ihre Lagerung und Ordnung ist des Fortschritts fähig.

Aufgabe der wahrhaft edlen Seele.

Die wahrhaft edle Seele hat für sich nicht zu sorgen. Von sich weiß sie, daß sie nur eine Kombination des ewig Daseienden an Stoff und Kraft darstellt, die nach kurzer Zeit zergeht. Das Selbst ist kein Ding an sich und kann gar nicht Zweck des Strebens sein. Es ist ein Phänomen, das andern Zielen dient. Der Selbstzweck liegt nur in der Weltordnung. Nur insoweit die Seele diese liebt, ihr dient, ihre Verbesserung begreift, erfüllt sie den Zweck ihres Daseins. Sie muß sich dem Gesetz, der Ordnung zum Bessern widmen, dann erst erfüllt sie in Wahrheit ihre Aufgabe.

29. Mai. — Noch ist zum Vorstehenden zu bemerken, daß sich auf diese Weise begreift, wie im Gehirn kein einheitliches, übermächtiges Organ angetroffen wird. Die Zellen des Gehirns

sehen einander gleich. Aber ihre Anordnung ist der Art, daß in der Selbstzelle durch Induktion die Spannungen in den andern Zellen eine Einwirkung üben. Bis diese Einwirkung erfolgt, ist alles unbewußt. Da finde ich die Bedeutung des Hartmannschen Unbewußten. Spannungen in den untergeordneten Zellen! Sie können allmählich zur Wirkung kommen auf das Kräftegleichgewicht der Selbstzelle. Latente Spannung ist gleich permanenter Bebung. Fließen diese Bebungen ab, oder setzen sie sich um, so verlieren sie von ihrer Kraft. Schwächung der Triebe durch das Bewußtsein ist möglich.

Die Bedeutung des Unbewußten von Hartmann.

Philosophie (1883).

26. Mai (1884). — Wahrnehmen, Denken und Wollen — diese einheitliche aber dreifältige Funktion — ist die Seelenthätigkeit. Das unmittelbar Wahrgenommene ist eine Selbstbewegung, zu der das Nichtselbst Ursache. Bewegung setzt Raum und Zeit, und Wahrnehmung Kausalität. Diese Kategorien sind daher in dem Selbst wirklich und ebenso in dem Nichtselbst. Aus der Erfahrung werden nur die Grenzen innerhalb dieser Kategorien erkannt, — als leere Formen müssen die Seelenfunktionen darüber disponieren schon bei der Erfahrung. — Sehe ich rot, sobald ein so gefärbter Gegenstand mir vorgehalten wird, und hört die Wahrnehmung auf, sobald der Gegenstand fortgenommen wird, so habe ich ein unendlich wiederholbares Experiment und kann den induktiven sicheren Schluß darauf gründen, daß das Rot durch den Gegenstand in meiner Empfindung hervorgebracht wird. — Das Sehen operierter Blindgeborner führt nicht bloß durch Betasten zu der Erkenntnis der räumlichen körperlichen Verhältnisse, sondern auch durch Verdeckung und Wiedererscheinen erkennt man, was ferner liegt, und was näher. Die Raumvorstellung ist zunächst ohne Grenzen, und läßt die Vorstellung des Hintereinander stets zu.

Seelenthätigkeit ist: Wahrnehmen, Denken, Wollen.

6. Juli. — Gelesen habe ich von Dr. K. Laßwitz*): Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit, all-

S. dazu pag. 152. Preisschrift von Dr. Laßwitz über Kants Lehre von der Idealität von Raum und Zeit.

*) Das Erscheinbare muß den Vorbedingungen aller Erscheinung entsprechen. Diese Vorbedingung findet sich im menschlichen, tierischen und jedem empirischen Intellekt. Außerhalb des Intellekts existieren Potenzen, davon aber in die

gemein verständlich dargestellt. Diese Schrift hat nach Urteil der Philosophieprofessoren: Laas in Straßburg, Wundt und Heinze in Leipzig, den ersten Preis gewonnen von 1000 Gulden österreichisch, den Herr Julius Gillis in Petersburg (1880) für die beste Schrift dieser Art ausgesetzt hat. Herr Gillis wollte durch Popularisierung dieser Lehre dem sich ausbreitenden Materialismus entgegenwirken. Bei dieser Gelegenheit überzeuge ich mich von neuem, daß sich ein bedeutungsvoller und entscheidender Fehler in die Kantsche Lehre von Zeit und Raum eingeschlichen hat.

Fehler Kants in der Raum- und Zeitlehre.

Bewiesen hat Kant, daß der Raum nicht eine Abstraktion aus der Erfahrung ist, weil er eine Bedingung der Erfahrung ist, von andern zum Teil gleichfalls unwiderleglichen Gründen zu schweigen.

Vergleich, um zu veranschaulichen, wie etwas in der Erfahrung hervortritt, aber nicht aus ihr herrührt.

Wie man es sich vorstellen kann, daß etwas in der Erfahrung hervortritt, aber nicht aus der Erfahrung herrührt, mag hier aus einem Vergleich erläutert werden. Blaues Lackmuspapier wird rot, wenn Säuren darauf einwirken. Die Säure ist aber eben deshalb durchaus nicht rot. Die Anlage, rot zu werden, liegt vielmehr im Papier. Ebenso was der Mensch anschaut, ist räumlich wegen seiner Anlagen. Diese waren aber nicht als Raumvorstellung vor aller Anschauung fertig. Als Reaktion auf die Erfahrung treten sie hervor. Sie sind ein Produkt der Erfahrung, darin zwei Faktoren, der Erfahrende und das was erfahren wird, zusammenwirken. Behauptet man, der Raum a priori ist im Geiste, so kann es mißverstanden werden. Es ist dann, als sagte man, das Lackmuspapier war rot vor der Säurewirkung! Gegenstände, die auf den Geist einwirken, bringen die Raumvorstellungen hervor, nicht durch Abstraktion, sondern durch transscendentale Kausalität. Ueber die Gegenstände selbst erfahren wir dabei nichts, und ebensowenig über den Geist. Nur so viel steht fest, daß die Raumvorstellung als allgemeine Anschauungsform im Geist entstanden ist. Ob aber der Gegenstand selbst nicht gleichfalls räumliche Ausdehnung haben kann? das ist aus Mißverständnis und mittels Trugschlüssen bestritten worden. Ehe dafür die

---

Erscheinung nur treten kann diejenige Wirkung, die zu den Vorbedingungen der Erscheinung paßt. Der Intellekt ist halbwegs wie ein Sieb, der aus der Außenwelt nur zur Erscheinung oder Wahrnehmung bringen kann, was Zeit, Raum und Kausalität hat. Die Erscheinungen müssen, wie Kant entdeckt hat, den Sinnes- und Verstandesgesetzen entsprechen, aber sie bezeichnen die bekannten und erkennbaren Eigenschaften der Dinge. Ich und Ding an sich haben außer der Erscheinung, außer der Reaktion aufeinander, überhaupt keine Qualität, sondern nur Virtualität."

Beweise beigebracht werden, ist aber erforderlich, daß man eine Vorstellung untersucht, über welche die Denker, Kant nicht ausgeschlossen, wegen der in der Mathematik brauchbaren Routine zu leicht hinweggegangen sind*).

Begriff der Grenze.

Grenzen. Wo das eine aufhört und das andre beginnt, da gibt es eine Grenze. Aber die Grenze enthält nicht den minimsten Teil von dem einen oder andern. Z. B. die Grenze zwischen der Fensterscheibe und der sie umgebenden Luft ist weder von Glas noch von Luft. Wenn ich die Anschauungsform des Raumes zur Disposition habe, so kann ich sehr wohl, etwa durch den Widerstand, den mir ein Körper leistet, die Vorstellung einer Grenze in den Raum hineinverlegen, oder wenn ich in andrer Weise Qualitäten im Raume wahrnehme, die irgendwo aufhören oder anfangen. Aber wenn ich alle diese Erfahrungen nicht habe, von dem, was den Raum erfüllt, wie komme ich zu der Vorstellung einer Grenze im Raum? — Ein unendliches, gleichartiges Kontinuum widerspricht vollständig der Mög-

---

*) Vergleiche Helmholtz: Physiol. Optik 1867, Schluß des § 26, pag. 441 bis 456. — Anerkannt ist von Helmholtz, daß die allgemeine Raumanschauung eine ursprüngliche Form unsres Vorstellens ist — nicht aber spezielle Raumanschauungen. Es hätte aber verdient hervorgehoben zu werden, daß die Prädisposition zur Raumanschauung nicht, wie Kant voraussetzt, auch Grenzen liefert. Grenzen sind keine Räume:

1. Eine Fläche zwischen different ausgefüllten Räumen begreift absolut nichts von der Ausfüllung, also auch nichts vom Raum in sich. Kant irrte, wenn er in seinen Prolegomena (Ausgabe von B. Erdmann) Fläche einen Raum nannte.
2. Die Fläche, als Körpergrenze, ist beweglich, nicht der Raum, der nicht hingelangen kann, wo er noch nicht gewesen, noch die Stelle, wo er sich befindet, verlassen.
3. Zusatz von Fläche mehrt den Raum nicht, was doch geschehen müßte, wenn Fläche ein Raum wäre.
4. Flächen und Linien können ohne Ende als Abstrakta von wachsenden Körpern zunehmen, den Raum aber nie teilen, d. h. sie sind nicht ohne Grenzen wie der Raum.

Kant hat also nicht unterschieden zwischen den beiden Bedeutungen, in denen das Wort Raum gebraucht wird: einmal bedeutet es den körperlosen Raum, darin alles Anschauliche versetzt wird, — das andre Mal die vom Körper durch Absonderung zu gewinnende leere Gestalt. Der körperlose Raum liefert weder Grenzen noch Richtungen, — er bekommt sie erst durch die (leeren) Körpergestalten.

Mathematik ist von zwingender Kraft, nicht weil sie gänzlich a priori, sondern weil sie mit vollständig übersichtlichen und einfachen, von Körpern in der Erfahrung abstrahierten und idealisierten Elementen konstruierend, zu Ergebnissen gelangt, die in stets wiederholbarer Erfahrung (Experiment) sich richtig erweisen.

Unterschied zwischen dem unbegrenzten unbeweglichen Raum und den Körperräumen.

lichkeit der Grenze! denn die Grenze kann sich nur finden, wo das Kontinuum aufhört, und das kann in der transscendentalen Raumform nie geschehen. Wir sprechen wohl von aneinander stoßenden Räumen, aber diese möglicherweise stoßenden, im Raume beweglichen Räume sind ganz etwas andres, als der allgemeine Raum. Es sind Körper in abstracto! an denen von dem Körper nur die Gestalt geblieben. Wollen wir diese Körperräume Gestalten nennen und niemals mit dem eigentlichen unbeweglichen Raume verwechseln, so werden wir uns von allen, den Raum betreffenden Antinomien, aus denen bewiesen werden sollte, daß die Gegenstände räumlich nicht real sein könnten, leicht befreien. Da man den Raum niemals wegdenken kann (denn was soll bleiben, wo er nicht mehr ist? bliebe da nicht Raum, so hätte er da nie sein können, — bliebe aber dort Raum, so hat er sich nicht fortbewegt), so kommt auch Bewegung nur den Gestalten zu. Die Gestalt ist umgrenzt und umfaßt ein Raumerfüllendes, davon man absehen kann. Sie ist das Verhalten des Raumerfüllenden einzig und allein in räumlicher Beziehung. Sie ist eine Abstraktion, die ohne Rest durch die räumlichen Beziehungen erschöpft werden kann. Die Gestalt eines Würfels z. B. läßt sich nach allen ihren Qualitäten durch räumliche Beziehungen ergründen. Deshalb ist die Mathematik a priori sicher, wie Kant es lehrte. Der Raum ist a priori dem Geiste eingewachsen, und wenn ich von den Körpern die räumlichen Beziehungen allein übrig lasse, durch Abstraktion, so liefern sie mir das Rohmaterial zu beliebigen Konstruktionen im Raum. Insoweit sie nur räumlich erscheinen, wohnt diesen Konstruktionen die aprioristische Sicherheit bei. Aber zu ihrer Bildung bedurfte es der Erfahrung. Obwohl daher die Raumlehre Sicherheit hat, wie a priori, so kann sie doch nicht zu stande kommen ohne Grenzen. Grenzen sind aber Abstrakta aus der Erfahrung:

Der (unbewegliche) Raum ist a priori, wie Kant mit Recht bewiesen.

1. weil sie nicht Bedingung sind der Raum- und Zeitvorstellungen,
2. weil sie hinweggedacht werden können,
3. weil sie nur Verhältnisse von Raumerfüllendem oder von Ereignissen bezeichnen.

In andern Worten: Nicht der Raum, sondern Körper haben Grenzen, daher Raum und Ort verschieden.

Die Zeit hat keine Grenzen, sondern nur die Ereignisse, daher Zeit und Frist verschieden.

Anhang*).

3. Aug. 1883. — Die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung für Dinge zu halten, die unabhängig von der Wahrnehmung vorhanden sind und von ihnen zu glauben, daß sie so beschaffen sind, wie wir sie bei sorgfältiger Prüfung wahrnehmen, ist die natürliche, in der gewöhnlichen Erfahrung sich allgemein aufdrängende Auffassung.

Dagegen hat das, nach den letzten Gründen spürende Nachdenken der Philosophen schwerwiegende Bedenken aufgestellt, und über das Bemühen, mich mit ihnen auseinander zu setzen, ist der Abend meines Lebens herangebrochen.

Ich glaube nicht zu vielen andern Ergebnissen gekommen zu sein, als diejenigen sind, zu denen anerkannte Denker in unsrer Zeit gelangt sind, unter denen ich lieber die großen Physiologen und Physiker, wie einen Helmholtz, einen Du Bois-Reymond nennen möchte, als die neukantischen Philosophen, die mir der Wahrheit gleichfalls nahe gekommen scheinen. Aber die philosophische Ausdrucksweise verleitet leichter zu gewissen Undeutlichkeiten und Irrungen.

Ein Verhältnis, dessen Bedeutung eine nicht geringe sein dürfte, habe ich dennoch in den Schriften der Zeitgenossen nicht so bestimmt erfaßt gesehen, wie es mir selbst entgegengetreten ist, und das mir eigentlich den Weg aus dem Labyrinthe gewiesen hat.

Es ist das Verhältnis der Grenzen in Raum und Zeit: So einfach die Abstraktion von Körpern und von Begebenheiten einer gewissen Dauer zu der Vorstellung von Grenzen führt, so wenig findet sich in der bloßen Kategorie des Raumes und der Zeit, die für alle empirische Anschauung von Räumen und Zeiten eine Vorbedingung ist, irgend etwas von einer Grenze. Die Berührungsfläche zwischen Körpern enthält weder etwas von dem Raum, den diese Körper ausfüllen, noch leeren Raum zwischen ihnen, sondern wird nur aus der empirischen Thatsache abstrahiert, daß die Eigenschaften oder Körper, die einen zirkumskripten Raum einnehmen, aufhören — der Raum selbst aber nicht. Mit der Zeit ist es nicht anders. Gegenwart ist eine Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft, die sich durch die Ereignisse, durch den Zeitinhalt unterscheiden.

*) Obiges Fragment fand sich unter den Papieren meines Vaters.
Anm. d. Herausgeberin.

In der ganz leeren Zeit gibt es eine solche unterscheidbare Grenze, eine Gegenwart nicht. Wenn die Mathematik mit Räumen, mit Zeiten und mit Einheiten (Zahlen), die aus abgegrenzten Teilen bestehen, operiert, so hat sie in die aprioristische Ausdehnung und Dauer ohne Grenzen, hineingetragen, was nur aus begrenzten Körpern und Begebenheiten, wie sie in der Erfahrung gegeben sind, abstrahiert werden konnte. Sie ist (also) nicht eine vollkommen a priori zu deduzierende und zu konstruierende Wissenschaft, sondern eine solche, die mit Elementen, die aus der Erfahrung allein abstrahiert werden können, die ursprünglichen Anschauungskategorien in Verbindung bringt. Der Raum und die Zeit, allgemein, widersprechen geradezu der Begrenzung und Orientierung, es sind keine Objekte der Anschauung, sondern nur ideale Möglichkeiten, die an der Anschauung erst Realität erlangen.

6. Sept.*) — Einige Zeit haben mich wieder die Grundlagen der Kantischen Philosophie beschäftigt. Es steckt große Wahrheit, aber auch große Uebertreibung darin und es gelingt mir nicht, ganz damit fertig zu werden. Ich ahne, daß es außer der empirischen Realität, eine transscendentale, nach Kant, eigentlich nicht gibt. In der transscendentalen Welt gibt es nur leitende Ideen. Kant behauptet für Zeit und Raum empirische Realität „ob wir zwar die transscendentale Idealität derselben, d. i., daß er nichts sei, annehmen“.... Ist nun nicht alle Realität empirisch und alle Idealität ohne Realität!? d. h. nichts! — Sollte es sich aber nicht so verhalten können, daß wir, zeiträumliche Geschöpfe, ebenso wie die Wesen außer uns die zeiträumliche Grundlage intellektuell und materiell zu eigen haben? — Wäre Vorstellen eine umgesetzte Bebung oder Spannkraft in Hirnzellen, so ist es notwendig wie jede Bewegung, auch zeiträumlich und zwar a priori. Das behindert vielleicht, daß es auch eine zeiträumliche Realität gibt, die transscendental ist und in der sich der Widerspruch zwischen der Unendlichkeit und der Endlichkeit, den freien Anfängen (ersten Ursachen, Willen) und der kontinuirlichen Kausalität nicht findet, den die empirische Realität nicht beseitigen kann. Der empirische Raum ist unbeweglich, nicht elastisch, d. h. zusammenziehbar und ausdehnungsfähig. Die Materie, wenn sie den Raum ganz einnehmen soll, behält keinen Raum zur Kompression, zur Verdichtung; füllt sie den Raum nicht, so füllt sie wenigstens kleinste Räume mit Atomen, die selbst nicht kompressibel,

Wir haben die zeiträumlichen Grundlagen intellektuell und materiell zu eigen.

Ist leerer Raum möglich?

*) Aus den Personalia 1883 II.

aber einander näher treten könnten. Was ist aber in den unerfüllten Zwischenräumen? Wäre es wieder Stoff, so hat er wieder Poren und schließlich so fort bis zu unerfüllten Poren. Aber der Raum ohne Stoff, der leere Raum, ist er noch real, kann er wahrgenommen werden? Ich nehme lieber Teilchen von Materie an von veränderlichem Volumen.

Religion und physiologische Psychologie (1884).

13. Febr. — Wer ehrlich und klar denkt, muß schließlich gestehen, daß ein Gegensatz besteht zwischen Kausalität und Willen. Geschieht nichts ohne ganz aus- oder zureichende Gründe (Vorbedingungen), so gibt es keinen Willen; — Wille muß zu der Vorbedingung etwas hinzubringen, was er selbst schaffen oder ausschließen kann. — Indes: ein andres ist ein Widerspruch im Denken zwischen Gedanken, — oder ein Widerspruch zwischen so heterogenen Funktionen, wie Denken und Fühlen. Niemand wundert sich, daß gehandelt wird, ganz anders als gedacht. Das Denken gilt in Gedanken, — das Handeln in der Wirklichkeit. Der Wille ist in derselben Art von Gedanken zu unterscheiden. Er begleitet das Handeln der Nervenwesen, — er gehört zur Realität. Der Idee nach sollte er gar nicht sein, und die ideale Welt oder abstrakte Welt versteht nur den Determinismus. Es kann nicht etwas frei und unfrei, in demselben Akt und absolut gedacht werden, — aber wohl unfrei gedacht und frei gefühlt werden; — hell und dunkel schließen sich aus, aber nicht hell und rauh.

Ein andres ist Widerspruch zwischen Gedanken oder zwischen Gefühl und Denken.

Das Christentum der Kirche konnte nicht anders in Hellas und Rom sich festsetzen, als durch Niederwerfen der Kunstwerke. Wenn jetzt die Wunder zu Pergamon, der Tempel in Olympia und die Meisterwerke in Rom unversehrt wieder erständen, wer steht dafür, daß ihnen nur die Begeisterung der Künstler, nicht auch die Anbetung und der Wunderglauben des Volks wieder zufallen würden? Als die historische Tradition aber ununterbrochen ihnen zur Seite stand, wie sollte da der Neusemitismus ihnen gegenüber sich anders für sicher halten, als durch Terror und Zerstörung.

Christentum und klassische Kunst.

26. Febr. — Durchblättert man das neue, wohl sauber und deutlich verfaßte Buch von Eduard Pressensé, „Die Ursprünge“,

„Die Ursprünge“ von Pressensé.

deutsche autorisierte Ausgabe, so erschrickt man über die Vielheit der Auseinandersetzungen mit menschlichen Ansichten, die sich unbegrenzt vermehrt haben, und eben deshalb nie vollständig gegeben werden konnten. Es ist kein Grund zu der Annahme, daß jetzt eine Grenze in dieser Beziehung aufgefunden ist. Der Versuch, die einfachsten Grundwahrheiten zu ermitteln aus den haltbar verbliebenen Resten der Systeme und Ansichten der Philosophen, — aus dem Gange dieser Ansichten, — kann nie abschließen und enthält in sich selbst keine Sicherheit zur Unterscheidung zwischen Irrtum und Wahrheiten. Doch was am meisten von diesem Wege abschreckt, ist die Verwickelung. Soll aus der Erfahrung, der geistigen und sinnlichen, erkannt werden, was existiert, so muß es einen direkten Weg geben. Die Erfahrungen selbst müssen darauf führen, nicht die Ansichten über Erfahrungen, die zwar aus der Erfahrung gebildet sind, aber möglicherweise gleich Traumgebilden, durch Verbindungen, die *keine Gültigkeit* für andre und keinen Bestand für das Selbst haben.

Aus der Vielheit der Ansichten läßt sich die Wahrheit schwer ermitteln.

26. April. — Aus der von Major v. Maltitz verfaßten Lebensbeschreibung des Grafen Wrangel geht hervor, daß sein steifer, kirchlicher Glaube in aller Einfachheit, ihm ein großer Halt gewesen. Hängt die Festigkeit des Charakters nicht zusammen mit der Zuversicht auf ein künftiges Leben? Die Türken sind fest. — Aber der Schiffbruch des Glaubens ist nicht abzuwenden. Es muß die Evolution, als das Uebriggebliebene, alles ersetzen. — Der Mensch hat keine höhere Aufgabe, als die Menschheit zu fördern, und die unendliche Zukunft der Menschheit kann allein ihn richtig leiten. Die Vergangenheit kann lehren, die *Zukunft aber soll leiten.* Selbst die Kenntnisse von der Sternenwelt haben für den Menschen nur menschheitlichen Wert. Was Kopernikus und Newton erkannten, haben sie für die Menschheit erkannt und das gab ihnen die Weihe, — nicht irgend eine Art von Selbstzweck kann das thun. Aber, so schwer es mag geworden sein, sich von der Vorstellung los zu machen, daß sich die Welt um die Erde dreht, *so schwer wird es den transscendenten und doch liebenden Gott zu ersetzen,* durch die höhere Daseinsform der Menschheit, zu der wir alle nolens volens unsern Beitrag liefern, durch Gegnerschaft oder Mithilfe, durch Aufreizung oder Zustimmung. Gut und Böse unterscheiden sich eben durch nichts andres. Was in unbegrenzter Dauer der Menschheit förderlich bleibt, das ist gut.

Leben Wrangels von v. Maltitz.

Glaubens- und Charakterfestigkeit.

Es bleibt schwer, den transscendenten Gott zu ersetzen durch die höhere Daseinsform der Menschheit.

3. Mai. — Dreierlei war der Glaube über die Zukunft des menschlichen Einzelwesens, — der Mosaische, der Apokalyptische, der Platonische. Mosaisch kann die Ewigkeit nur dem Ewigen zukommen, —

Dreierlei Zukunftsglaube:
1. Mosaischer.
2. Apokalyptischer.
3. Platonischer.

daher nicht dem Menschen, der vor seiner Zeugung nicht war; nur sein Same und Name sind seine Zukunft, sein Lohn und seine Strafe. — Der apokalyptische Glaube, den der Koran recht exklusiv beibehalten, ist von der materiellen Auferstehung der Verstorbenen durchdrungen. — Der Platonische glaubt an eine abtrennbare Seele des menschlichen Leibes, die ewig gewesen und ewig bleiben wird.

Aus dem apokalyptischen und dem Platonischen Glauben bereitete die christliche Kirche eine Mischung, die den barbarisierten Völkern Europas einige Zeit behagt hat.

Aber in allen Schichten der Gesellschaft verspürt man, wie sie der ganzen Frage entwachsen ist. Nur wenige sind es, die sich noch ernstlich damit plagen, — gleichsam zurückbleibend in dem schon verlassenen Schauspielhause, die noch immer dem Zauberspiel, trotz seiner einförmigen Wiederholung, zuschauen. .

Eines aber ist von der Erfahrung festgestellt. Auf Erden sind die Hirntiere zur Herrschaft berufen. In derselben Familie haben die Arten der Vorwelt kleineren Hirnraum. Im Durchschnitt haben auch die Verbrecher kleinere Gehirne, trotz der einzelnen Ausnahmen. Die Menschen, oder was ihre Stelle einnehmen wird nach Millionen von Jahren, werden größere Gehirne haben und besser denken, fühlen und handeln als jetzt. Nur soll man nicht meinen, von Sokrates bis Kant sei viel Zeit verflossen. Zu den Perioden der Geologie gehalten, ist es nur ein Augenblick; die Fortbildung des Gehirns läßt sich da noch nicht bemessen.

Zukunfts-Entwickelung der Hirnwesen.

16. Juli. — Für den Realisten ist die Weltordnung nicht eine vollendete, sondern ein jeder hat an seinem Teil sie weiterzubilden, wirkend und duldend. Die absolut vollendete Weltordnung, ebenso wie der absolute Weltordner, in Wirklichkeit genommen, machen alle Existenz unbegreiflich, besonders das Leiden. Nur als Aufgabe ist die Weltordnung und der Weltordner begreiflich und sympathisch; als absolute Realität ist es ein wesenloses und widersinniges Abstraktum.

27. Aug.*) — Die Weltordnung für Menschen ist die höchste Aufgabe des menschlichen Lebens, der menschheitliche Kosmos, so zu sagen..

Die Ordnung ist um so vollständiger, je weniger einförmig ihr Inhalt. Der einförmige Inhalt läßt die Bestandteile in Bezug auf ihre Zusammenordnung unterschiedslos. Die höchste Ordnung beherrscht

*) Diese erste Fassung der Weltordnung wird vom Verfasser als zu digressiv verworfen, doch habe ich alles beibehalten. Anm. d. Herausgeberin.

dagegen jeden kleinsten Bestandteil und weiset ihm seine ganz bestimmte Stelle an. Die höchste Verschiedenheit und die größte Abhängigkeit zwischen dem Ganzen und jedem seiner Teile macht die höchste Weltordnung, auch in Betreff der Menschheit.

Wenn die Aufgabe richtig sein soll, so muß aus der Geschichte einleuchten, daß die Entwickelung in der That ihrer Lösung näher bringt.

Begriff der Ordnung.

30. Aug. — Um Unklarheit auszuschließen, ist zunächst nötig, zu erklären, was Ordnung bedeutet. Sie bezeichnet die Verteilung eines zusammengefaßten Mehrfachen, dem Raum oder der Zeit oder dem Range nach. Es kann vielerlei Ordnungen derselben Gegenstände geben. Was berechtigt da, die eine für vollkommener zu halten als die andre? Die Punkte in einer Fläche sind z. B. nicht so vollkommen geordnet, wie in einem Kreise. In der Fläche können sie sehr verschiedene Stellungen einnehmen, im Kreise dagegen ist der Ort jedes Punktes bestimmt und jeder Punkt bedingt wieder das Ganze. Unter den verschiedenen Kurven würde ein Unterschied zu machen sein nach der Einförmigkeit. Der Punkt im Kreise mit dem einen Mittelpunkt und Radius, wäre unvollkommener geordnet als in der Ellipse, wo die Brennpunkte, die verschiedenen Axen u. s. w. hinzukommen. Die höhere Differenzierung und zugleich vollständigere Bedingtheit des Mehrfachen untereinander und im Verhältnis zum Ganzen macht die vollkommenere Ordnung. Die Formel heiße:

Es gibt vielerlei Ordnungen.

Fläche und Kreis.

Unsre Aufgabe ist: die Ordnung unter den Menschen zu vervollkommnen.

> Die Ordnung unter den Menschen zu vervollkommnen, dafür leben und sterben wir. Eine höhere Aufgabe hat weder der Einzelne noch die Gesellschaft.

Zweite Fassung der Weltordnung.

31. Aug. — Ordnung bezeichnet eine bestimmte Art der Verteilung eines Mehrfachen, dem Raume oder der Zeit oder dem Range nach. Je vollständiger der Ort jedes Teils bestimmt ist, um so vollständiger die Ordnung; je unterschiedener die Teile sind, um so unersetzlicher sind sie, um so weniger können sie einander vertreten und sind daher für das Ganze unentbehrlicher.

Dritte Fassung der Weltordnung.

Je verschiedener die Bestandteile, je bestimmter und notwendiger ihr Zusammenhang, desto vollkommener ist ihre Ordnung. In diesem Sinne haben die Menschen für die vollkommene Ordnung zu einander und zu dem Ganzen der Menschheit zu leben und zu sterben. Eine höhere Aufgabe gibt es weder für den Einzelnen noch für die Menschheit.

Thiasologie wäre das richtig gebildete Wort für Soziallehre, statt der gebräuchlich gewordenen Soziologie. Thiasos = Verein, oft durch

Weihen gebildeter Verein oder mit religiösen und philosophischen Zwecken, — aber auch geselliger Verein.

Coenologie — richtig statt Soziologie — handelt es sich aber um exklusive Gesellschaften, besonders mit Weihen und Geheimlehren, dann ist Thiasologie der richtige Kunstausdruck.

2. Sept. — Immer noch finde ich die rechte Form, meine vorstehenden Ansichten auszusprechen, nicht! Versuche ich es noch einmal, einfach und mit Vermeidung aller langweiligen Demonstrationen.

Vierte Fassung der Weltordnung. Siehe 27., 30. und 31. August.

Ordnung der Menschen und für die Menschen, eine höhere Aufgabe gibt es weder für den Einzelnen, noch für die Menschheit. Man könnte diese Ordnung den menschlichen Kosmos nennen.

Diese Fassung des obersten Zweckes alles menschlichen Daseins ist sozial.

Andre Fassungen sind egoistisch und, soweit sie in Gegensatz treten zur Ordnung, falsch.

Eudämonismus.

Da ist zunächst der Eudämonismus. Die Lust, im niederen Sinne, ist die Aufhebung eines Leides und ohne ihr Gegenteil nicht vorhanden; daher als oberstes ethisches Prinzip eine Nullität; auch ist die Menschheit darin nie vorwärts gekommen. Hat man ja nicht ohne Grund das Leben der Nomaden als das glücklichste gepriesen. Wird aber unter Lust auch die höhere Beseligung verstanden, die denjenigen ergreift, der seine Bestrebungen und Handlungen dem Dienste der höheren menschheitlichen Ordnung gewidmet hat, so ist ihr Begriff so sehr erweitert, daß sie das Ordnungsprinzip umfaßt. Der Gegensatz hört auf, aber das Lustprinzip ist nur beschränkt in Geltung. Die Lust an dem Finden der Wahrheit, an dem Erkennen der allgemeinen Legalität, an dem Ueben der allgemeinen Gerechtigkeit, an dem Fördern des allgemeinen Wohls ist eben nicht mehr egoistisch und wechselnd, — sondern sozial und dauernd. Zum Teil ist es die unendliche oder doch dauerndere Natur solcher Ziele in der Vorstellung, die in das vergängliche Leben des Einzelmenschen Ruhe und Wohlgefühl bringt.

Kein Fortschreiten der Menschheit im Glücksgefühl.

Kants oberstes ethisches Prinzip: Die Maxime Deines Handelns muß sich zur allgemeinen Gesetzgebung eignen, — gefunden aus der Analyse der erfahrungsmäßigen Vorstellung von Gut und Böse — ist richtig, aber nur einseitig. Es ist die Bestrebung für die allgemeine Legalität niemals anders als gut, — aber nicht das einzige Gut. Es kann in verschiedenen Gesellschaften die Legalität eine strenge und vollständige sein, und dennoch ist die Ordnung

Kants oberstes ethisches Prinzip ist richtig, aber einseitig.

der einen Gesellschaft viel höher und daher vorzüglicher als die der andern. Immerhin ist aber der Kantische Grundsatz aufrecht zu halten gegenüber den Einwendungen, z. B. wie sie Herm. Lotze in den Grundzügen der praktischen Philosophie (Vorlesungsdiktate) neuerdings ausgesprochen hat. Ist ja doch die dauerndere, höhere Ordnung unter Menschen das hervor zu bringende Gut, ob mit oder ohne Genuß, ob mit oder ohne Erkenntnis seitens des Einzelnen. Lotze bemerkt: Dann müßte eine theoretische und nicht allgemein zuzumuthende Arbeit dem Entschluß stets voran gehen; — aber der Entschluß kann automatisch zu stande kommen, wenn auch die Erkenntnis, auf welche Maxime er eigentlich sich zurückführen läßt, Arbeit verlangt.

Der Kantische Grundsatz gegenüber Lotze.

Wenn ferner Lotze bemerkt, sobald es auf das Resultat des Handelns gar nicht ankommt, könnte man z. B. als allgemeine Maxime aufstellen: Jedem das Seinige zu nehmen, — wenn auch Unordnung und Unglück die Folge wäre, — so wird Kant mißverstanden. Zur allgemeinen Gesetzgebung eignet sich in Kantischem Sinne nicht, was Unordnung und Unglück hervorbringt. Das war eine Voraussetzung bei Kant, ohne welche von einem „sich eignen" gar keine Rede sein konnte. Lotze hat aber freilich damit auf eine Lücke in der Kantschen Ethik hingewiesen. Welches ist die höhere, allgemein anzustrebende Menschenordnung? Dieser Frage kann man nicht ausweichen. Kant antwortet: Ein Reich der Zwecke, darin jedes Glied Oberhaupt und Unterthan zugleich, frei und Selbstzweck ist.

Die Lücke in Kants Ethik.

Herbart hat geltend gemacht, daß das sittliche Prinzip zum Handeln unmittelbar klar und mit bestimmtem Inhalt erfüllt sein muß, nicht wie bei Kant, eine bloße Formel. — Dieser Inhalt, gestehe man zu, ist notwendig, aber nicht notwendig ist es, ihn aus philosophischen Ideen abzuleiten. Er ergibt sich aus der Erfahrung. Aus der Summe der Erfahrungen, die jeder einzelne hinter sich hat, entsteht — unwillkürlich und unvermeidlich, gleich einem Traumbilde, — ein Selbstideal, ein den Menschen stets begleitendes Schattenbild*). Der Herbartsche Versuch, den Inhalt dieses Ideals aus der ganzen Anzahl möglicher Relationen zwischen verschiedenen Willen zu erkennen, ist ein Bestreben, Erfahrung durch Spekulation zu ersetzen, das stets mißglückt, und für dessen Gelingen auch die Notwendigkeit gar nicht zu erweisen ist. Was not thut, ist, einen

Das der Erfahrung entlehnte Selbstideal.

*) Dieses Selbstideal war nach Keyserling die Grundlage des Gewissens, die Untreue gegen dasselbe Ursache der Gewissensangst.

Grundsatz zu gewinnen, zur Klassifizierung der verschiedenen Selbstideale, von denen die einen den Vorzug verdienen oder als höhere Stufen anzusehen sind.

Lotzes Einwendung gegen die Unabhängigkeit der Sittlichkeit des Handelns von dem Erfolge, ist insofern begründet, als es überall darauf ankommt, ob das Handeln für das menschheitliche Leben zerstörend oder erhaltend, erweiternd oder beschränkend ist. Dagegen ist die Bedingtheit von dem egoistischen Erfolge nicht zuzugestehen. Der Kreuzestod Christi ist egoistisch eine Thorheit, — sozial die höchste Sittlichkeit, und in der allumfassenden Vorstellung des Einzelmenschen, vielleicht eben deshalb das höchste Glück.

Kreuzestod Jesu egoistisch eine Thorheit, sozial höchste Sittlichkeit.

Da Lotze schließlich die egoistische Lust mit Recht als ethisches Prinzip verwirft, aber für die sittliche Graduation des Lustgefühls nur die Stimme des Gewissens anruft und wegen der verwickelten Verhältnisse, in die das Handeln meist versetzt, die Stimme des Gewissens in Konflikt mit sich selbst kommt, so fehlt eigentlich jeder ethische Grundsatz bei Lotze. Die Lebenserfahrung soll angeben, wie die größtmögliche Summe des Guten im menschlichen Leben zu verwirklichen ist! Indes gewinnt Lotze aus der Betrachtung der einfachen sittlichen Ideale dennoch als oberstes Prinzip der Sittlichkeit: das Wohlwollen — und versteht darunter die Disposition, die Glückseligkeit andrer zu erzeugen, — nicht die eigene.

Lotzes oberstes Prinzip: das Wohlwollen.

Was Lotze über die Freiheit des Willens sagt (drittes Kapitel), ist sehr lesenswert. Die Freiheit des Willens bedeutet, daß er nicht nur äußerlich unabhängig ist, sondern auch durch die früheren innerlichen Zustände nicht erzwungen, — auch daß er nicht bloß naturgemäß ist, d. h. der inneren Natur des Subjekts gemäß, sondern daß er durch die Beschaffenheit des Subjekts nicht schon notwendig so und nicht anders ist.

Lotzes Definition des freien Willens bemerkenswert.

Ein Wille, der frei ist, äußerlich und innerlich, ist nur sich selbst Ursache und daher nicht begreiflich; es ist ein schöpferischer Akt. Er beweiset, falls er im Nervenleben der Tiere und des Menschen vorkommt, daß es in der Welt ein Etwas gibt, frei von den Denkgesetzen; wie Kant es gesagt hat, einen intelligiblen Charakter, der in unbegreiflicher Weise wirkt.

20. Nov. — Durchgelesen Freud und Leid des Menschengeschlechts von G. H. Schneider, Dr. phil. — um zu betrachten, wie sich die Moral u. s. w. in den Köpfen darstellt, die mit den modernen Spencer-Darwinistischen Ideen operieren. — Es kommt zu Vorschriften der Geschicklichkeit und Regeln der Klugheit, um sich gesund zu erhalten

Freud und Leid von Schneider.

und gesunde Kinder zu haben und dergl. — zu Grundsätzen der Tugend kommt es nicht. Schließlich wird ein Versuch gemacht auch über die Bitterkeit des Todes zu beruhigen. Da findet sich nichts andres als die Fortsetzung in Same und Name, — also die althebräische Lehre, die als christliche, aus purer Heuchelei gepriesen wird. — Aber ob die Vortrefflichkeit meiner Nachkommen mich erfreut oder ihre Niederträchtigkeit mich betrübt, — der Tod macht allen Vorempfindungen und Nachempfindungen ein Ende. Die unbegrenzte Möglichkeit zu empfinden, was gewesen und was sein wird, muß der Sterbende nach allem, was sinnlich wahrgenommen und gedacht werden kann, verlieren, und es ist thöricht, ihn durch Anpreisung dessen, was er nicht behalten soll, ergötzen zu wollen. In der Erfahrungswelt heißt es, sich bescheiden. Das Leben kann nur entstehen und getragen werden unter der Voraussetzung, daß es zu Ende geht. Es ist wie ein Licht, das nicht leuchten kann, ohne zu verbrennen. Vergebens ist der Versuch, die Notwendigkeit und ihre Härte zu vertuschen. Was kann den auf dem Schlachtfelde zu Tode verwundeten Krieger trösten? Ob aus seinem Leibe Würmer entstehen oder Engel, das kann ihm die Aussicht für eine Zeit, da er nicht mehr sein wird, weder verderben, noch verschönern. Im festen Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben und zu thun, bis das Auge gebrochen, — was auch die Folgen, — darin wird er mehr finden als in den Vorspiegelungen des späteren Lebens dieser Welt. Wenn aber dieses Verhalten des sterbenden Kriegers Thatsache ist, so ist es auch nicht recht aus dem Leben dieser Welt zu begreifen. Es ist eine Thatsache, die auf die Notwendigkeit hinweiset, die menschlichen erhabenen Gefühle entweder gar nicht zu erklären, oder sie durch eine unbegreifliche Welt der Ideen zu erklären. Das Pflichtgefühl fordert Freiheit, — das Liebesgefühl fordert zur Einigung der ganzen Welt Einen Gott; — der Verstand weiset die Unmöglichkeit auf, dergleichen in der Erfahrung zu denken. So bleibt nur übrig eine Ideenwelt, eine intelligible Welt nach Kant, — anzuerkennen, die nicht zu erkennen ist. Als Idee ist die individuelle Fortdauer gleichfalls gefühlsmäßig. Materiell ausgedrückt: Das Nervensystem hat seine besonderen Fasern nicht nur für Bewegung und Empfindung, sondern auch für den Verstand, die zwar alle im psychischen Zentrum zusammenkommen und sich beeinflussen, aber so wenig aus der bloßen Bewegungsfaser eine Empfindung direkt bewirkt wird, ebensowenig kann das Gefühl einen Vorgang der Verständnisfasern direkt vollbringen und umgekehrt. Pflicht, Fortleben nach dem Tode des Individuums, Gott sind

Das Leben ohne Tod undenkbar.

Der sterbende Soldat findet nur Trost im Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben.

Diese Thatsache ist nicht aus dem Leben dieser Welt erklärbar.

Verschiedenheit der Nervenfasern für Gefühl und Verstand.

Pflicht, Unsterblichkeit, Gott sind Gefühls-

Gefühlsideen, die auf die Verstandesfasern direkt nicht einwirken können. Der Verstand kann solchen Ideen keine Wahrheit zuschreiben, aber ihre Wirksamkeit auf das Gefühl und vermittels desselben auf die Wirklichkeit bleibt*).

Ideen, die nicht auf die Verstandesfasern einwirken — aber auf die Wirklichkeit.

Philosophie und physiologische Psychologie (1885).

Kants Definitionen.

17. Jan. — Kants Definitionen sind mir immer nützliche Pfadfinder! Selbstliebe, so sagt er, ist Wohlwollen, — Arroganz — Wohlgefallen am Selbst, zumal in der Uebertreibung. Ich finde, daß in diesem Sinne Arroganz auf eine kaum glaubliche Weise die Zuleitungen von Erkenntnissen behindert. Die betreffenden Kanäle werden so enge, daß die drei Sätze eines logischen Schlusses nicht mehr in ununterbrochener Folge durchgehen können. Die Logik kann nicht Abhilfe schaffen und die Arroganz wird durch den Anblick ihrer Absurdität gereizter und weniger nachgiebig. Die Sittlichkeit wäre das Gegenmittel gegen die Arroganz. Aber die ist nicht gut anzudemonstrieren. Das Wohlgefallen am Selbst muß vielleicht eingeschläfert werden und die Zuleitung unterdessen schnell ausgenutzt werden. Die Wahrheit zu erkennen, muß als Pflicht angesehen werden, wenn sie auch der Arroganz, wie alle Pflicht, unangenehm, schmerzlich sein muß.

Arroganz hindert die Erkenntnis.

Der freie Wille nach Kants Kritik der reinen Vernunft.

Kant hat in der kritischen Beleuchtung der Analytik der reinen Vernunft über die Schwierigkeiten, den Willen frei zu glauben, das Tiefsinnigste geschrieben, was je von Philosophen darüber gesagt worden ist. Aber in dem Abschnitt von den Triebfedern der praktischen Vernunft bekennt er: „Denn wie ein Gesetz für sich ein unmittelbarer Bestimmungsgrund des Willens sein könne, das ist ein für die menschliche Vernunft unauflösliches Problem und mit dem einerlei, wie ein freier Wille möglich sei.“ Was die Vorgänge im Gemüte sein würden, wenn es einen freien Willen gibt, kann aber untersucht werden. — So viel Motive den Willen auch verlocken, sie können keine Naturnotwendigkeit für ihn abgeben. Es ist also in der Vergangenheit die Macht der Gründe niemals zureichend für den

Keyserlings Definition des freien Willens.

*) Siehe Vorrede.

Willensentschluß. Zu allen ersinnlichen Motiven muß ein Moment hinzukommen, um den Willensentschluß zu vollenden. Dieses Hinzukommende ist der Wille, oder Willensentschluß selbst, den nichts der Zeit nach Vorhergehendes zwingen kann, ein Kernchen Freiheit inmitten der Naturnotwendigkeit.

Seelentheorie.

Die moderne Schule muß das Denken erst erklären.

Sammlung der Bewegung im Gehirn der höheren Tiere.

Immer wieder das Du Bois-Reymondsche Problem.

11. Juli. — Descartes ging vom Denken aus. Aber das Denken ist nicht so einfach zu erklären und zu erzeugen. Es ist die Krone der Schöpfung, nicht die Grundlage. Die moderne realistische Schule muß ausgehen von der für die eigenen Bewegungen empfindlichen Substanz. In solchen Ganglienkörnchen, denen mehr zugeleitet wird an Energie, als fortgeleitet wird, entsteht und erhält sich ein molekulares Beben, und das ist als das materielle Korrelat der Empfindung hypothetisch anzunehmen. In Hirntieren stockt die Bewegung in der Hirnmasse ganz anders, als in den Ganglien des Bauchmarks und des Schlundnervenringes der Insekten. Die Empfindung fließt bei den Insekten durch die Leitungen weiter, ohne sich viel zu sammeln. Stehende Wellen, aus denen ein zentraler Wellenberg oder höchster Wellenkegel resultiert, beeinflußt von der Gesamtheit der Wellen und auf deren Gleichgewicht seinerseits einwirkend, das wäre das passende Gleichnis. Wie aber die Fähigkeit in der Nervensubstanz sich bilden kann, nicht nur fremde Bewegungen, sondern die eigenen Regungen wahrzunehmen? Wie ein Etwas entsteht, dem die Bewegungen zu Empfindungen werden? Das ist das unauflösliche, von Du Bois-Reymond betonte Problem.

Abendgedanken.

11. Aug. — Zu welcher Tageszeit neige ich besonders zum Philosophieren? Wenn die Müdigkeit von den Wahrnehmungen und Geschäften gekommen; vor dem Schlaf sammelt man sich zum Gebet, und ebenso schweifen die Gedanken herum in Gebieten der Abstraktion vor dem Einschlafen. Ist das aber nicht ein Zeichen, daß das Quälen mit durchaus unlöslichen Problemen, auf Gebieten, wo es nur leere Begriffe, ohne mögliche Erscheinungen gibt, einen relativen Schwächezustand andeutet? Ist das Philosophieren über gewisse Fragen nicht eine Drehkrankheit? Das Experimentieren ist viel umständlicher, und erfordert viel größere Umsicht als das einseitige und unthätige Spekulieren.

Untersuchung des Glücks.

22. Aug. — Kant: „Glückseligkeitszustand eines vernünftigen Wesens, dem alles nach Wunsch und Willen geht.“

Dieses angenommen, gehört vorab zur Glückseligkeit Wunsch und Wille. Der Apathische kann nicht glückselig sein. Je heftiger Wunsch und Wille, um so mehr kann man glückselig sein; — aber kann man es bleiben? Da steht es verschiedentlich um die Begierden. Auf Hunger folgt Sättigung und Widerwille gegen Speise. Das Verlangen nach dem andern Geschlecht fällt weg, sobald es Erfüllung gefunden. Vielleicht gibt es nur eine Art Begierde, die wahrhaft und anhaltend glücklich machen kann, — die Wißbegierde! Wohl gibt es Personen, die da denken, — ob auch getäuscht und belogen, wenn ich nur beglückt bin! Betrügt mich, aber macht mich glücklich, rufen sie ihren Freunden zu. Aber andre, über die der Geist der Wahrhaftigkeit gekommen, können es ihnen nicht nachthun. Was Wahrhaftigkeit ist, nicht das zu wissen, aber fort und fort zu erfahren, ist das einzige Glück, dessen sie fähig sind. Der Rest, so herrlich und schön es auch sei, thut es nicht. Liebe und Ehre und Reichtum machen einen geringeren Eindruck auf solche Personen. Diese behindern nicht auf lange, daß sie sich gelangweilt fühlen. Langeweile ist aber ein Unglück, das zum Schlechten zwingt. — Automatische Beschäftigung, die man gewohnt ist als nützlich anzusehen, wirkt wohl auch gut gegen die Langeweile. Den Eltern muß man raten: gebt euren Kindern nicht die Zeit sich zu langweilen, und sie werden glücklich sein, und nicht auf schlechte Gedanken verfallen.

Was bringt die dramatische Kombination im Traum hervor?

19. Sept. — Ein seltsamer Traum, darin mir ein, Marie geheißenes Kind, im Stadtgetriebe verloren geht, mit lange sich fortspinnenden Bemühungen es wieder zu finden, veranlaßt mich darüber nachzudenken, wie die dramatische, ergreifend kombinierte Ordnung, die der Traum vorspiegelt, zu stande kommen kann? So viel mag angenommen werden, daß in den Kernen der Hirnganglien sich Anordnungen oder Spannkräfte vorfinden, die äußere Gegenstände und Vorgänge dem Ich-Kern darstellen, sobald sie zu dem Ich-Kern gelangen, — keine andern Elemente können im Traume vorkommen, als solche, die früher in die Ganglienkerne unter Vermittelung des Ich-Kerns geraten sind; — diese in den Ganglien steckenden Elemente werden, wenn die Leitungen frei sind, wie im Schlaf, wo keine frischen kräftigeren Eindrücke sie besetzt halten, sich zu dem Ich-Kern hindrängen; — die kräftigeren werden die schwächeren verdrängen; — aber eine Abfolge der Elemente, so daß aus den vorhergehenden die folgenden zu entstehen oder sich ihnen anzupassen scheinen, folgt nicht aus der bloßen Ueberlegenheit an Energie eines Elements über das andre. Man könnte sich vorstellen, daß der Eintritt eines Elements

in den Ich-Kern die Zuleitung eines andern Elements ermöglicht; nicht die Energie im Ganglienkern, sondern die auswählende Anziehung des Ich-Kerns würde entscheiden, in welcher Folge die Elemente ins Bewußtsein, in den Ich-Kern treten. Von dem Willen unabhängige Gesetze der Association und kausalen Kombination würden dann die Abfolge der Traumerscheinungen im Ich-Kern bestimmen. Der Ich-Kern hätte etwa eine gewissermaßen kaleidoskopische Struktur, infolgedessen die Elemente dramatisch geordnet werden; — oder nur die in das Drama passenden Elemente werden in den Ich-Kern aus den Ganglienkernen hineingezogen, — oder von den unabsehbar zahlreichen, möglichen Kombinationen der in den Ganglienkernen steckenden Elemente erfüllen nur diejenigen, die in einer gewissen Ordnung sich befinden und sich folgen, die Bedingungen, um Zugang zu finden zum Ich-Kern oder zum Bewußtsein. Da sind drei verschiedene Hypothesen ausgesprochen. 1. Die Elemente aus den Ganglienkernen stürzen sich mit Gewalt an die Thore des Ichs, — und werden an den Thoren geordnet und die unbrauchbaren vernichtet; 2. die Elemente aus den Ganglienkernen treffen in allen möglichen Kombinationen ohne Ordnung zwar aufeinander, aber weiter hin zu den Thoren des Ichs werden nur die in gewisser Ordnung versetzten Elemente geleitet; 3. das in das Ich erst gelangende Ganglienelement bewirkt in dem Ich, daß ein besonders geartetes andres Ganglienelement angezogen wird. — Nur bei der dritten Hypothese ist das tumultuarische, unterschiedslose Andrängen der in den Ganglien steckenden Bilder (wie auf einer phonographischen Platte, aus der eine vor Jahren gehaltene Rede wieder reproduziert werden kann) vermieden. Sie verdient entschieden den Vorzug. Wunderbar und überraschend bleibt aber die unbewußt associierende oder, allgemeiner gesagt, verknüpfende Abänderung des Ichs. Jedes eintretende Bild erwirkt in ihm, daß von den unzähligen andern Bildern nur ein besonderes folgen kann! —

Drei Hypothesen.

Ueberſterbliche Fortdauer des Individuums.

1. Okt. — Nicht die Philosophie hat das Problem von der übersterblichen Fortdauer des Individuums gelöst, aber wohl die Naturforschung durch das Eindringen in die Geheimnisse der Zeugung. Die Frage nach dem übersterblichen Leben wäre nicht entstanden, wenn die Menschen nicht gestorben wären. Sie sterben aber nicht, so lange die leibliche Fortgestaltung nach ihrem individuellen Wesen ununterbrochen weiter geht. Teile vom Menschenleibe gehen verloren, sämtliche Bestandteile des Kindes sind vermöge des Stoffwechsels lange aus dem Leibe des Greises verschwunden, — aber derselbe Mensch blieb; —

d. h. das Gestaltungsgesetz, das mit dem Kinde zur Welt kam, hat nicht aufgehört, eine fortlaufende Reihe darzustellen.

... Das Gehirn und Rückenmark mit allen seinen Leistungen ist das Geistesorgan. Ein denkendes Wesen aus Platinafäden z. B. kann kein denkender Naturforscher für möglich halten....

Das Unbewußte.

1. Nov. — Interessant sind die hypnotischen Experimente in Leipzig. ... Die Krampfzustände sind bewirkt durch vorangehende Vorstellungen und sind von längerer Fortdauer als diese Vorstellungen. Daß Vorstellungen physische Spuren hinterlassen, die gelegentlich wieder zu Vorstellungen werden und führen, ist wohl nichts Neues, aber nicht zu oft und zu deutlich zu wiederholen. Ich glaube, man könnte damit einen guten Teil „unbewußten Wesens" der Seele verabschieden.

Rückblick.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

31. Dezember.

31. Dez. — Philosophisch habe ich mich sehr bestärkt in der Ansicht, die Kant widerlegt zu haben glaubte. Ich bin von der Konformität der Dinge an sich mit ihrer Erscheinung mehr überzeugt. Die Freiheit verlege ich nicht in eine sogenannte intelligible Welt, sondern in die Gegenwart, die zeitlos, als Grenze zwischen jetzt und einst, aufzufassen ist. Bei allen moralischen Handlungen ist in der Vergangenheit die Ursachreihe nicht ganz zureichend. Hinzu muß die simultane Zustimmung kommen und die ist alle Zeit frei, — da sie gar nicht eine Zeit, sondern eine Grenze ist. Sie hört aber auf frei zu sein, sobald es geschehen, sobald die Gegenwart von der Vergangenheit aufgesogen ist....

Gedanken über Leiden und Sterben.

1882—1884.

Mir hat die pathetische Rede, in dem Plutus des Aristophanes, mit der die Armut von den Menschen Abschied nimmt, seiner Zeit Eindruck gemacht. Sollte aber der Tod sich auf einige Jahrzehnte von den Menschen verabschieden, mit weit schmerzlicheren Empfindungen müßten die Weisen unter uns die Abschiedsstunde ausfüllen. So hart und ungerecht mir der Tod in der einzelnen Erscheinung vorkommt, so wohlthätig und versöhnend gilt er mir als Institution. Ein Sold der Sünde, so heißt es, und ist doch der Lohn auch des schönsten und reichsten Erdenlebens!

Eine solche Betrachtung beweist mir, daß für das irdische Zusammenleben der Menschen sowie aller Organismen der natürliche Tod eine Wohlthat ist. Was für den Einzelnen grausam und ungerecht, ist für die Vielheit oder Gemeinschaft eine Notwendigkeit. Das Begreifen, das Empfinden dieses Nutzens für die Gemeinschaft, erhebt dann den Menschen über die niederen Geschöpfe. Ein jeder kann sterben in Liebe und aus Liebe für die unendliche Fortsetzung und Gemeinschaft der Menschen.

Der Tod, wenn er unter entsetzlichen Leiden Monate hindurch erwartet wird, ist ein qualifizierter. In einer vernünftigen Weltordnung würde er abgeschafft sein, gleich den qualifizierten Todesstrafen in unsern Kriminalgesetzen. Aber es ist eben die Weltordnung nicht fertig für den Realisten, und ein jeder hat die Freude und das Leid, so viel an ihm ist, an der Vervollkommnung zu wirken und zu dulden.

Der Sterbende wird von einer nie für ihn dagewesenen Empfindung ergriffen, — das geistige Bewußtsein hört plötzlich auf. Es ist kein Entschlummern, kein Uebergang in ein Traumleben, sondern die Wirklichkeit in ihrem tiefsten Ernst. Ein nie Empfundenes ergreift den Menschen, er weiß, die Stunde ist gekommen.

Die Verstandeskräfte nehmen ab, das Gedächtnis wird lückenhaft, bei langem Kranksein, — nur die Liebe verläßt den Menschen nicht.

Die verwickelten religiösen und philosophischen Vorstellungen sind ein Luxus, den sich der Gesunde erlauben kann. Von dem Kranken fallen sie ab und scheinen ihm gleichgültig.

Aufzeichnungen aus den Jahren 1884—1886 mit einzelnen Zusätzen aus Briefen.

Mit dem Tode, im Einzelfall, sich auszusöhnen, ist nun einmal dem Menschen unmöglich, so sehr der Tod mir auch als Institution notwendig erscheint und das Leben ohne ihn unerträglich. —

9. Juni. — Hypnotisierende Kultushandlungen, wie sie die katholischen Kirchen anwenden, erzeugen oft überschwengliche Empfindungen. Wahnglückseligkeit! — aber sie verschönert das Leben! Ideale übrigens sind kein bloßer Wahn. Willensfreiheit ist für den Verstand, der sie nicht begreift, ein Ideal, und dennoch für die Empfindung sehr real. Gesteht man dieses eine Ideal zu, so haben auch der ideale Gott, die ideale Unsterblichkeit Anspruch, auf ihre praktische Bedeutung geprüft zu werden. Treibt man es weiter, — zu der durch äußerliche Kultushandlungen zu erlangenden Seligkeit, kann man wohl versucht sein mit dem sterbenden Talbot Schillers auszurufen: Unsinn, du siegst! —

Vor einem Jahre starb die ausgezeichnete Gräfin Lise L. in Samara, wo sie sich ganz in den Schoß der (griechisch-katholischen) Kirche geflüchtet hatte, am Brustkrebs. Noch nach dem Todeskampf, der viele Wochen ihrem wirklichen Tode voranging, schrieb sie nicht nur über ihre leiblichen entsetzlichen Plagen, sondern auch über das Entsetzen vor dem Tode, den sie nie als einen Ruhebringer oder als Uebergang zu einem glückseligen Leben sich vorstellen konnte. Da war das Temperament stärker, als die übrigens ja auch von höllischen Schreckbildern begleiteten Dogmen der Kirche.

---

11. Okt. — Die Kirche bietet Tröstungen gegen die Schrecknisse der Hölle, die sie erfunden und die sie verbreitet hat, — den Qualen der Wirklichkeit gegenüber ist sie ohnmächtig. Von ihren Tröstungen wird gesprochen in hergebrachter Uebertreibung, von ihren Schrecknissen, dieser Zuthat zu den menschlichen Leiden, wird geschwiegen. Nur die Liebe zu der Ordnung der Menschen, die das Leben auf Erden fortsetzen, zu einer Ordnung, für die wir selbst

thätig eingetreten sind, — eine Liebe, die sich immer aufrichtiger und umfassender entfaltet, — die Liebe zu Mann und Weib, — zu Kind und Volk, — die übertragen wird auf ideale Göttlichkeit, wie auf den Sammelpunkt, — diese Liebe kann begleiten bis in die Torturen des Sterbens und kann lindern.

Aber noch haben die Menschen kein Vertrauen zur Wahrheit in Bezug auf ihre Glückseligkeit. Immer denken sie, es ist der Wahn, der beglückt, und würde sich die Wahrheit nicht bei allen mechanischen Verrichtungen als die nützlichere Magd erweisen, man würde ihr vollends den Rücken wenden und dem Morphiumrausch anheimfallen. Ich aber weiß, die Wahrheit wird bestehen und wachsen, und ihre ernsten Diener brauchen kein andres persönliches Mittel.

26. Nov. — Wozu, wozu solche Leiden? seufzen die Menschen wie Hiob schon vor Jahrtausenden, und finden die Antwort nicht, wenn sie einen moralischen Schöpfer an den Anfang der Zeiten hindenken. Eher geht es, wenn man ihn, als die zu realisierende Idee, an das Ende der Zeiten versetzt. Aber eigentlich ist er eine Idee in der, von aller Zeit unabhängigen intelligiblen Welt Kants, — anzuerkennen, aber nicht zu erkennen, wie das schon der Resignation eines Hiob zu Grunde liegt. Fatalismus stärkt den Charakter, weil man dem Unvermeidlichen gegenüber keine Versuchung empfinden kann, den Ort zu wechseln oder die Umstände zu ändern; von dorther kommt Ruhe ins Gemüt.

Man muß oft stille halten, wie ein Soldat auf der Wache, mit zerschlagener Seele, — da man gar nicht helfen kann.

---

13. Dez. — Die quälerischen Todesstrafen werden nach Maßgabe der Zivilisation unter den Völkern abgeschafft, aber die Natur ist eine barbarische Macht; viel hat ihr der Mensch abgerungen, mit ihren eigenen Kräften, gegen ihren Verlauf. Doch von Sittlichkeit ist sie, ohne das Eingreifen des Menschen, nicht beeinflußt. Ihr Urheber läßt sich auffassen als der Jehova des Alten Testaments „mit den furchtbaren Vorstellungen der Macht und des Racheeifers" (Kant); nicht als der liebende Vater der Christen, oder „als der gerechte Spender der Glückseligkeit, nach Maßgabe der Sittlichkeit" (Kant).

Die Sittlichkeit kommt zu stande aus der Natur, da der Mensch mit allen seinen Kräften zur Natur im weiteren Sinne gehört; aber aus der Sittlichkeit die Natur abzuleiten, ist eine falsche Umkehrung.

So hat denn auch die Theosophie mit Recht ein Auskunftsmittel angewandt, nämlich die Vorstellung einer erst vollkommenen, dann aber von einem abgefallenen Geiste verdorbenen Schöpfung. Die Welt ist zu verderbt, um einem vollkommenen Urheber zugeschrieben zu werden. — Dennoch ist es konsequenter, sie als den ungeschaffenen, ewigen Urgrund anzuerkennen, aus dem sich das Bessere, Vollkommenere, in unbegrenzter Zukunft herausarbeitet. —

Der Tod ist uns allen gleichmäßig beschieden, aber ungleichmäßig sind die Torturen dazu. . . . . Unbarmherzige Notwendigkeit herrscht in der physischen Welt und ich kann nicht anders, als sie für ganz abgetrennt von der sittlichen Welt ansehen. Ihre letzten Ziele, denen die physische Welt näher kommt, ohne je sie zu erreichen, mögen zusammenstimmen mit der moralischen Welt. Ihre Ausgangspunkte sind aber ganz ohne Moral, und ihr Weg ist Unendlichkeit. In der idealen Welt und in der Lossagung von jenem Egoismus, der sich selbst für die Hauptsache oder für die einzig interessante Sache in der Welt hält, mag der Einzelne Trost suchen und finden; nicht aber in der Irrlehre, daß es kein Uebel gibt.

---

12. Febr. 1885*). Die Qualen ertragen, denen man nicht abhelfen kann, anders kann man ja nicht. Aber sie hat es gethan, ohne Murren, in Demut gegen Gott und in Liebe und in Freundlichkeit gegen die Menschen, immer geläuterter, bis zum letzten Atemzuge, möchte man sagen, — und das ist schön gewesen. Es bleibt wahr am Sterbebett, was Paulus gesagt hat: Die Liebe verfällt nimmer, . . . wenn auch Erkennen vergehen wird.

Für den aber, der zuschaut und aus ganzer Seele lindern möchte und helfen, steht es anders. Seine Resignation, gegenüber Leiden, die er körperlich nicht fühlen kann, hat keine Schmerzen des Leibes zu überwinden; sie wäre eine mißverständliche, vielleicht in der That eine Erstarrung, die nicht zu billigen ist. Wenn er gar sich anschickte, wie die vermeintlichen Freunde Hiobs, mit Vermahnungen in den Leidenden zu dringen, mit dem Versuch, ihm die Liebe Gottes und Gerechtigkeit aus seinen Qualen zu demonstrieren, — wohl verdiente Strafen in den Leiden nachweisen zu wollen, — dann höhnte er die Unglücklichen. Helfen, in möglichst voller Besonnenheit, und wenn es aus ist, seine Ohnmacht, seine Unwissenheit bekennen, mit unerschütterlichem Vertrauen zu dem Ewigen, der es zum

*) Gräfin Zénéide Keyserling starb in Raikül den 11. Febr. 1885.

Besseren führt, auf Wegen, die nicht zu erkennen sind, — das ist das Einzige, glaube ich, was dem Menschen zu thun übrig bleibt, der zuschauen muß, wie derjenige, der ihm in Liebe verbunden ist, gefoltert wird bis in den Tod.

13. Okt. 1885. — Meine Tochter teilt mir mit, daß die Baronesse Editha von Rhaden*) den 9. d. M. gestorben, — den 12., gestern in Peterhof beigesetzt worden ist. Anders ist es, den Tod der Lieben zu erwarten, anders ihn zu wissen. Den Menschen wird man nie wiedersehen, wie es auch mit seiner Seele wird. Des Menschen Leben ohne Tod wäre unerträglich, das habe ich mir oft gesagt; aber das Leid der Lebenden ist deshalb nicht geringer. Mit Ergebung zu tragen, und, so viel man vermag, die Weihe des Schönen um das Grab und das Andenken der Geliebten zu verbreiten, das ist bei ihrem Tod der zu empfehlende Grundsatz; — die Trostgründe kämpfen mit Voraussetzungen, die kein Vernünftiger mehr festhält, wenn sie sagen: der Verstorbene leidet nicht mehr, — oder überschreiten den verständigen Sinn, wenn es heißt: gönnt ihm die Ruhe, — ebenso als wenn man vermahnte, den Mond in seiner Bahn nicht zu stören, — oder endlich, sie dienen der Unwahrheit, wenn versichert wird: auf Wiedersehen. — Was ein Wiederfinden sein soll in einem Dasein ohne Nervensubstanz, versteht kein Mensch, aber so viel wissen wir, daß nur bildlich von einem Sehen dann gesprochen wird. Vereint werden wir sein in dem gleichen und schließlich nicht nur unvermeidlichen, sondern auch für das Leben der Menschen als unersetzliches Gut zu ersehnenden Ende aller irdischen Freuden und Leiden, aber diese Gleichheit nach dem Tode ein Sehen, ein Fühlen zu nennen, ist nur ein Gleichnis. Der Trost ist und bleibt hohl — nur Poesie mit Ergebung ist Halt, denn auch die Religion, soweit sie kein Aberglaube, ist dichterische Erhebung und nicht Erkenntnis.

Editha Rhaden hat mit der Geduld eines Engels still gelitten und keine schmerzstillenden Mittel gewollt, um klaren Geistes zu sterben.

Die ewige Ruhe steht uns allen bevor, zu einer Zeit, die wir im voraus als die rechte nicht erkennen, die aber doch die rechte sein dürfte. Bis dahin ist das Gefühl, hier auf Erden zu vereinsamen, schwer. . . . Man soll aber der ungewissen Zukunft entgegengehen, mit Vertrauen auf Gott, . . . und mit sehr wehmütigen, aber doch vom Lichte der Ewigkeit verklärten Erinnerungen.

---

*) Hofdame und langjährige Mitarbeiterin der Großfürstin Helene.

Philosophie und Religion (1886).

9. Mai. — Gute Systematik fordert die Klarheit auch der allgemeinen Weltanschauung. Ohne strenge Terminologie ist scharfe Systematik nicht zu begründen. Organisch, Organismus, was ist nicht alles mit diesem Ausdruck bedacht worden! Daher wäre es klarer von Generationswesen, statt von organischen Wesen zu reden; — d. h. Wesen, die von früheren Generationen ähnlicher Wesen stammen und anders gar nicht zu stande kommen. Sehr verschieden davon ist die Welt der stofflichen Verbindungen, der chemischen und mechanischen. Sie haben keine Vorfahren. Wenn nun unterschieden werden Wesen mit Vorfahren — oder Gegenstände ohne Vorfahren, so kann die Frage aufgeworfen werden, zu welchen dieser, die ganze Welt umfassenden Klassen Gott wohl gehören könnte. Für eine rein stoffliche Verbindung ihn zu halten, ist der roheste Fetischismus; ihm Vorfahren zuzuteilen, ist heidnisch. Gibt es einen Gott, so muß es etwas geben, das weder eine bloße stoffliche Verbindung ist, wie alles materielle Dasein, noch lebendig in dem Sinne der organischen Wesen.

Generationswesen statt Organismen.

Mit der abstrakten Kraft kommt man deshalb nicht weiter, weil sie doch nichts weiter ist, als das materiell Bewegende; alle Substanz ist ja bewegt, und alle Bewegung ist substanziell. Kraft und Substanz gesondert gibt es nur in der menschlichen Gedankenfolge; ihnen kommt selbständige Realität nicht zu. Die ruhende Substanz, sobald die Ruhe mehr als ein Relatives sein soll, ist sich selbst widersprechend. Denn die Beweglichkeit unterscheidet den Stoff vom bloßen Raum, und ist nicht vorzustellen ohne Zusammenhang. Bewegt sich eines, so verdrängt es das andre und endlich erschüttert es das Universum.

Kraft und Substanz sind gesondert nur durch das Denken.

Beweglichkeit unterscheidet den Stoff vom Raum.

Aber eben daraus folgt die bisher nicht recht gewürdigte Verschiedenheit zwischen Materie und Raum. Die Materie muß Zustände haben geringerer und größerer Ausdehnung, d. h. nicht bloß durch Dispersion ihrer Atome, sondern durch Enger- oder Weiterwerden der Atome selbst, ob man immer ihre Bahnen, ihre Drehungen für die unterscheidenden Charaktere der im Grunde gleichartigen Substanz ansieht, oder ob man die qualitative Einheitlichkeit des Beweglichen als unnütze Hypothese verwirft. Der Raum selbst ist erstens unbeweglich, zweitens unelastisch, drittens unendlich teilbar; in diesen drei Punkten gilt von der Materie das Gegenteil.

Verschiedenheit von Raum und Materie.

Wohin gehören nun aber die Grenzen im Raum? Da sie ganz ohne Zweifel hinweggedacht werden können von dem Orte, an dem sie sich befinden, auch kompressibel sind, insofern sie sich zusammenschieben lassen, so sind es gewiß Abstrakta aus der Wahrnehmung des Stoffes und nicht Konstruktionen a priori. A posteriori lassen sie sich in den Raum verlegen, aber aus dem grenzenlosen Raume nicht gewinnen. Sie dürften daher auch nicht teilbar ins Unendliche sein. Die Mathematik, als Lehre von den Grenzen im Raum und in der Zeit ist nicht ganz a priori. Der Raum, der als Bedingung jeder Erfahrung vorab jeder äußeren Wahrnehmung muß beigegeben werden, ist unbestimmt seinen Dimensionen nach, und widerspricht seiner Natur nach jeder Grenze.

Zeitgrenzen.

Was vom Raum gilt, das ist man gewohnt, auch in seiner Art in der Zeit wiederzufinden. In der Zeit haben die Geschehnisse Grenzen; oder, da es nur eine allgemeine Zeit gibt, Geschehnisse markieren den einen Moment zwischen Zukunft und Vergangenheit. Was zwischen dem Ende des einen und dem Beginne des andern unmittelbar folgenden Vorganges liegt, ist eine Zeitgrenze, aber kein Zeitmoment. Die Zeitgrenze ist nicht teilbar, sie ist nicht dehnbar, sie ist nicht versetzbar. Sie ist merkwürdigerweise in den beiden letzteren Beziehungen dem aprioristischen Raum verwandter, als der empirischen Raumgrenze. So scheint es, daß die Dauer das Abstrakte ist, die zeitlose Zeitgrenze aber das aprioristische Element! Scheint eine schwierige Frage.

Der Fatalismus widerspricht nicht der Moral in Praxis.

23. Juni. — Man hält sich nicht gegenwärtig, wie die Lehre vom freien Wollen zur Moral in der Praxis sich verhält. Menschen und Sekten, die sich zur strengsten Prädestinationslehre, zum starren Fatalismus bekennen, sind doch feste Charaktere und streng redliche Menschen gewesen. Behauptet man doch, daß die Religion Mohammeds zur Festigung des Charakters Vorzüge hat vor dem weicheren Christentum. Alle Unklarheit schwindet, wenn man die Freiheit und das Dasein Gottes für pure Illusionen erklärt, — aber es schwindet auch Liebe und Würde!

26. Juni. — Ist alles notwendig, was geschieht, wegen des Vorherigen, — so ist auch notwendig die Vorstellung, daß man es anders hätte machen sollen, wenn auch vergeblich für das Handeln. Theoretisch kann die Vorstellung Wert haben. Sie könnte zur Erkenntnis dienen, nicht zur Leitung. Es muß geschehen und es muß

erkannt werden, das gehört zu dem Uhrwerk. Es muß zugerechnet werden und die Frage, warum der Verbrecher bestraft wird, hat dieselbe Antwort zu erfahren, wie diejenige, warum der Verbrecher die That nicht hat ungeschehen lassen. Zwang zur Strafe, zur Erkenntnis, zum Verbrechen, — Zwang überall! Aber Freude an nichts und Trauer um nichts. Es kommt was kommen soll, und die stumpfeste Gleichgiltigkeit wäre das Rechte. Bleibt absurd!

10. Juli. — . . . . Mit der Willensfreiheit bin ich ins Klare. Erstens bedeutet es, daß die Handlung vermittelst eines selbstbewußten Willens, wenn auch eines deterministisch bedingten Willens, zu stande kommt. Wo dieser Wille als Mittel eintritt, ist nicht bloß Mechanismus; — zweitens aber gehört die Gegenwart nicht zur Zeit, — und daher ist ein Körnchen freier Wille mit Verantwortung bei menschlichen Handlungen dabei. Der folgenschwere Irrtum, den die Philosophen begangen haben, indem sie die Gegenwart für eine Zeit und die Grenzen für einen Raum gehalten haben, machte lange die Sache dunkel. Weder Zeit noch Raum können zeitliche oder räumliche Grenzen haben; diese Grenzen gehören den Vorgängen und den Stoffen an. Die Vorgänge und Stoffe sind begrenzbar, — Zeit und Raum nicht, — Zeit und Raum sind ins Unendliche teilbar, die Vorgänge und der Stoff nicht, — Veränderungen betreffen den Inhalt von Zeit und Raum, nicht die letzteren selbst; mögen auch die Ursachen in der Vergangenheit ziemlich zureichend sein für das, was geschieht; — ganz und immer brauchen sie es nicht zu sein. Daher die menschliche Verantwortlichkeit. Nämlich ein Moment menschlichen Willens, das gar nicht in der Zeit, sondern nur auf der Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft eingreift, wirkt mit!

Keyserlings Klarheit hinsichtlich des Willens.

Der Irrtum der Philosophen in Bezug auf die Grenzen in Raum und Zeit bewirkte die Unklarheit.

13. Juli. — Zieht man das Verhältnis der Religionsphilosophie zu den Naturwissenschaften in Betracht, so ist es vielleicht nutzlich, wenn ich vorab bemerke, wie es eine naturwissenschaftliche Disziplin gibt und, wie ich glaube, nur eine, die für den Optimismus zeugt, soweit die Erfahrung reicht. Das ist die Paläontologie, mit dem Aufdecken der Thatsache, daß es blumentragende Gewächse gibt, erst in den geologisch nicht weit zurückreichenden Erdperioden, und vernünftige „Vorfahrenwesen" (wie ich gern die Gesamtheit der Organismen in Gegensatz zu der unorganischen Welt bezeichne) in geologischer Zeitrechnung, so zu sagen, erst seit gestern gegeben hat. Daß aber diese Wesen höher zu stellen sind, als die ungeheure Menge der Vorstufen, daran ist nicht mit Recht ein Zweifel möglich. Nun glaube

Religionsphilosophie und Naturwissenschaft

ich, daß der Optimismus das eigentlich Bleibende und Wesentliche in der Religiosität und in den Kulturreligionen sein dürfte. Der Pessimismus muß, denke ich, irreligiöse Resultate liefern. — Koincidenzen zwischen Naturwissenschaft und Religionsphilosophie in den Resultaten sind möglich und, wie mir scheint, wirklich. Aber die Wege bleiben getrennt. Die Hypothese in den Naturwissenschaften ist doch etwas sehr Verschiedenes von der Prämisse der Philosophen und gar von den Dogmen der Religionen. Die naturwissenschaftliche Hypothese ist provisorisch und heuristisch; führt sie zu Entdeckungen von neuen Zusammenhängen in der Welt, so ist sie fruchtbar, — aber will doch nie unumstößlich gelten, wie eine axiomatische Prämisse. Der Philosoph muß erklären, der Naturforscher versagt sich diesem Drange, wo er nicht weiß; — der Religionsgründer muß verurteilen den, der nicht glaubt; — der Naturforscher zu glauben, in dem Sinne des Religionsstifters, verbieten! Ich denke, man darf den gar nicht zu verwischenden Gegensatz in den Methoden tapfer eingestehen, — womit Uebereinstimmung in einzelnen Ergebnissen sehr wohl zusammen bestehen kann. Von einer freiwirkenden Kausalität z. B. erfährt der Naturforscher natürlich gar nichts, was aber die andern Wege, ihre Existenz zu konstatieren, nicht verschließt.

Gedanken während eines Spazierganges.

14. Juli. — Spazierend sehe ich die Gesichter auf ihren Gemütsausdruck oder auf ihre Empfindung an. Wo die Kinder sich tummeln, ist Heiterkeit, hie und da mit Weinen, doch das recht selten. Lust sehe ich noch in den Mienen frischer Frauen und Männer, die freien können und gefreit werden können. Die es nicht können, aus Schwäche, Entsagung oder Alter, die ergötzen sich nur noch wehmütig in liebevoller Teilnahme oder sie sind nicht mehr zu ergötzen und wandeln in tiefem Ernst oder in Gleichgültigkeit. Wie ist es aber in der Auferstehung? I. Ev. 22, 30 — II. Ev. 12, 25? Da gibt es keine Kinder und keine Geschlechtsliebe. Ein solches Dasein kann der Mensch als ein glückliches sich gar nicht vorstellen. Ihm muß es ein thörichtes Traumbild scheinen, wenn man eine Glückseligkeit ihm verheißt, wo er keine Kinder haben kann und nicht lieben! Es ist eine Rückkehr in das unorganische Reich. Die Steine drücken auf einander, aber das macht ihnen nicht Leid, nicht Freud. —

Der Katholizismus und die Frau.

16. Juli. — Der römische Katholizismus ist politisch allen Religionsverbänden an Einsicht überlegen. Er hat zuerst erkannt, wie die Frage nach der Erziehungsreligion in gemischten Ehen

entscheidend ist. Ist sie dem freien Willen der Eltern überlassen, so gibt es Toleranz, — ohne dieselbe keine. Döllingers Studie „über die einflußreichste Frau in Frankreich", über die Maintenon, belehrt, wie eine christliche Kirche zu fanatischer Herrschaft inmitten der lockersten Sitten, vielleicht gerade mit Benutzung derselben, gelangen kann. Die christlichen Kirchen finden in der Regel blinden Glauben und Gehorsam leichter und mehr bei Frauen, als bei Männern. Sie müssen daher den „Frauenreiz" ausnutzen, zur Beeinflussung der Männer, — bloße Sittenstrenge thut es nicht. Die Frau zwingt den Mann, der Geistliche (zumal der unverheiratete) zwingt die Frau, — die Hierarchie (bei uns zu Zeiten auch der Gendarm) zwingt den Geistlichen, so ist die Kette fertig. Christliches Priestertum und Weiblichkeit haben einen Bund zur Förderung gegenseitiger Herrschaft geschlossen. Wo das Weib im Harem, oder sonst gedrückt ist, kommt es dazu nicht. Das Christentum befreite das Weib, und wenn es ihm wieder dient, zahlt es eine Dankesschuld. —

Der protestantischen Kirche fehlt die Hierarchie und Disziplin im Kampfe mit der katholischen. Ich sagte mir, selbst die Geistlichkeit unter den Evangelischen sehnt sich nach der Bequemlichkeit der Autorität, — los von allen Mühseligkeiten der Wahrhaftigkeit. Hilf dir selbst, sonst kannst du nicht gut werden, sagt im wesentlichen die evangelische Kirche, — die andre sagt, sei ruhig, ich mache es für dich. Aber es ist Wahn, — wenn auch oft poetischer Wahn. Nicht daß ich meine, ohne Wahn durchzukommen, aber er muß unabsichtlich sein.

Entgeistigung des Luthertums.

14. Sept. 1886*). — Der Uebertritt vieler Esten und Schweden von Worms zur griechisch-russischen Kirche bezeuget die Entgeistigung des Luthertums. Seine Kraft beruhte in der Wahrhaftigkeit, und das ist eine Aufgabe zweiter Ordnung für die Kirchenherren und mit zu viel Denken und Zeitaufwand verbunden für die Kirchenlaien. Ein Luther konnte die Laien mit seiner Wahrhaftigkeit fortreißen, aber das ließ nach, sobald das offizielle Luthertum hierarchischen Zwecken die Ueberzeugung unterordnete, und starre Lehren an Stelle der freigeistigen Hingebung vertrat. Frei kann man nur sein, nach Maßgabe des eigenen Verständnisses der menschlichen Beziehungen und willigen Gehorchens der besseren Erkenntnis gegenüber. Dieses Ver-

*) Um den Stoff nicht zu zertrennen, steht die Betrachtung vom 14. September an dieser Stelle. Anm. d. Herausgeberin.

ständnis ist der Gemeinde verloren gegangen, weil die Führer nicht frei sein können, wie Luther es gewesen. Aber jeder Abfall vom Protestantismus ist auch ein Rückschritt in Betreff der Freiheit. Die katholischen Kirchen fordern sie nicht und fördern sie auch nicht. Im Besitz der Wahrheit, das müssen die Protestanten sagen, sind sie selbst nicht, aber sie haben danach zu trachten wie Paulus; und sollten daher die Berechtigung der subjektiven Wahrhaftigkeit, ja, der Pflicht dazu, verfechten bis in den Tod. Die Staatschristen und Hierarchen unter den Protestanten sind aber von diesen Grundsätzen abgefallen und haben den Protestantismus entgeistigt. In seiner gegenwärtigen Form ist er für Rom zu einer traditionell noch zusammenhaltenden Größe geworden, die aber nicht mehr gefährlich ist, und die, sich selbst überlassen, der Auflösung verfällt. Ganz anders steht dem römischen Katholizismus entgegen die russisch-griechische Kirche, und Rom ist klug genug, um vielleicht den Protestantismus als Hilfsvolk und harmloseren Nachbar zu schonen.

Pflicht der Wahrhaftigkeit.

---

20. Juli. — Der Gang des menschlichen Glaubens im Großen zeigt doch eine Bewegung zu Atheismus und zum Unglauben an ein Fortleben oder Wiederleben nach dem Tode; — aber sehr unregelmäßig. Spekulativ sind die Chinesen und Buddhisten früh dazu gekommen. In Rom bekennt sich ein Plinius Secundus dazu und es hat in der Kaiserzeit Viele ähnlicher Richtung gegeben. Jetzt erhebt sich in Frankreich der Atheismus recht allgemein und öffentlich. Geheimer Unglaube an ein Fortleben Verstorbener scheint mir bei allen Gebildeten, Frauen und Männern, verbreitet; — die meisten sind ganz indifferent in dieser Beziehung. Die antike Welt mit ihrem wissenschaftlichen Unglauben und unendlichem, besonders weiblichen Aberglauben, fiel zusammen vor der Begeisterung des jungen Christentums. Jetzt hat aber der Unglaube andre Waffen. Die Naturwissenschaften, besonders in ihrer Anwendung, haben mehr geleistet, als die Wundermänner geträumt. Es ist nicht möglich, daß unsre Wissenschaft wieder zusammenbricht unter der Feindschaft einer religiösen Sekte.

Atheismus Frankreichs.

Indifferentismus der Gebildeten.

In der Rundschau las ich einen Artikel von Du Bois-Reymond vom Oktober 1883 über die Humboldtdenkmäler. Er ist tief wahr, aber wie ich ihn auffasse, nicht ohne Wehmut. Die Notwendig-

Du Bois-Reymond.

keit, die strenge Naturwissenschaft zu scheiden von allen Reizen der Phantasie, ist mehr und mehr hervorgetreten.

---

19. Aug. — Erkenntnißmäßige Vorstellungen über die Weltbildung, — an Stelle der biblischen Genesis.

Genesis der Weltbildung.

Von jeher, im grenzenlosen Raum, besteht bewegter Stoff; — Stoff und Bewegung in unveränderlichem Quantum, in veränderlicher Verbindung.

Stoff und Bewegung.

Stoffe ohne Bewegungen (Bebungen) sind nicht, — ebensowenig Bewegung ohne Stoff. — Das Licht, da es durch den Weltenraum sich fortpflanzt als eine Art von Bewegung, beweiset, daß der Weltenraum von einem Stoff, dem Aether, erfüllt ist. Nur als Träger von Bewegungen ist der Aether wahrnehmbar.

Jede Bewegung im erfüllten Raum eines Stoffteilchens ändert die Bewegung in anstoßenden Teilchen ins Unendliche, und das begründet allgemeine Abhängigkeit und Zusammenhang in der Welt.

Die Bewegungen oder Energien, die als Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus durch den Weltäther sich fortsetzen, bringen Bewegungen hervor der schweren Körperteile, und es ist möglich sich vorzustellen, daß die Bewegungen der schweren Körper sich von jeher vermehrt haben auf Kosten der Aetherbebungen. Man kann sich anfänglich einen überhitzten Weltnebel vorstellen, aus dem allmählich die Wärme in Bewegung übergeht und die schwereren Körper sich verdichten und in ungeheuerer Bewegung Bahnen durchlaufen. Es ballen sich zusammen Fixsternsysteme und die Fixsterne ballen sich wieder zu Planetensystemen, — die Planeten bilden Trabanten, — alles durch Zusammenziehung und Uebergang eines Teils Wärme in Bewegung.

Gibt es nur einen Stoff, aus dem sich die andern zusammensetzen, — gibt es nur eine Kraft, die sich in verschiedene Kräfte umsetzt?

Weltgestaltung.

22. August.

Erste Fassung.

1. Von jeher ist die Welt.

   Erläuterung. Die Schöpfung aus Nichts ist ein Ungedanke für unsre Zeit. Dann bedarf es auch keines Schöpfers aus Nichts. Gott kann als Weltordner gedacht werden.

2. Die Welt besteht aus Bewegtem.

   Erläuterung. Die Bewegung hat entweder Veränderung der Lage zur Folge, oder sie besteht in Bebungen kleinster Teilchen in bleibender Lage.

3. Das Bewegte stellt Stoff und Kraft vor.
4. Die Summe der Kraft in der Welt ist von jeher sich gleich geblieben; ebenso die Summe des Stoffs.
5. Die Ordnung und die Beziehungen von Stoff und Kraft in der Welt sind in stetiger Veränderung von jeher begriffen.
6. Verbindungen und Beziehungen je fester und je Verschiedeneres sie verknüpfen, um so schwerer sind sie auflöslich.

---

24. August.

Zweite Fassung.

1. Aus Bewegtem besteht die körperliche Welt.
2. Denken unterscheidet in Bewegtem, Stoff und Kraft.
3. In der körperlichen Welt ist die Summe der Kraft und des Stoffs von jeher sich gleich geblieben.
4. Die Beziehungen und Verbindungen zwischen den Teilen der Stoffe und der Kräfte sind in stetiger Veränderung begriffen.
5. Die schwerer störbaren oder auflöslichen Verbindungen und Beziehungen überdauern die andern, und nehmen zu in der Welt.

Pro memoria III.

Zu diesem Teil fehlt eine Einleitung von meines Vaters Hand.

Religion und Moral (1887).

Darwins religiöser Standpunkt.

Darwins Lebensskizze im ersten Novemberheft der Revue d. d. M. von Varigny nach dem dreibändigen Werk „Leben und Briefe Ch. Darwins", von dessen Sohne Francis herausgegeben, schildert den sanften und weichen Charakter dieses Parteimannes der alten Weltanschauung, eines Gegners der Vivisektionen! und bespricht schließlich seine religiösen Ansichten, — die ebenso, wie der berühmte Naturforscher Karl von Baer von sich sagte, bei ihm nicht fertig geworden sind! Atheist will er nicht sein, kann aber dieser Folgerung kaum entgehen, — Christ ist er nicht, — das wird entschieden ausgesprochen, — aber Deist wollte er bleiben und darunter wird er gerechnet. Er ist von der größeren Erhabenheit eines solchen Schöpfers überzeugt, der den Stoff so schuf, daß mit Notwendigkeit aus ihm sich bildete jene zum Teil noch unbegriffene äußerst zweckdienliche Einrichtung, die wir in der Natur bewundernd entdecken*). Aber wenn die Zweckdienlichkeit aus dem Stoff entstehen mußte, durch Ausscheidung alles weniger Passenden, wozu bedarf es da noch der Annahme einer intelligenten Ursache vor dem Stoff? zumal diese Intelligenz, nachdem der Stoff einmal vorhanden ist, zu nichts mehr zu gebrauchen ist. Wird in dieser Weise die schöpferische Intelligenz in Ruhestand versetzt, sei es auch in der ehrenhaftesten Weise, so ist ihre vollständige Beseitigung auf der Schwelle. Wie durch Nichtgebrauch Organe, bis auf bedeutungslose Reste verkümmern, so auch menschliche Vorstellungen. Die Gottesidee hat in Rudimenten bei Darwin sich erhalten, da er einst auf dem Wege war ein Geistlicher zu werden, umsomehr, als er zu transscendenten Untersuchungen nie sich gedrängt fühlte, und er eine Revision der ihm in jungen Jahren zugeführten Vorstellungen übersinnlicher Art, niemals vorgenommen haben dürfte. Vollständig etwas zu durchdenken, über die Grenzen

Darwin ein Gegner der Vivisektion.

*) Siehe Darwinismus S. 138.

seiner Versuche (Experimente), oder der möglichen Versuche hinaus, das war nun einmal nicht das Geschäft dieses großen Naturforschers. So erklärt sich auch, daß er bei der Frage der Vivisektion nur den Gefühlen seines sanften Herzens folgt. Daß die wissenschaftliche oder lernbegierige Vivisektion an einem Naturforscher von Darwins Bedeutung einen Widersacher, statt eines Fürsprechers finden konnte, ist geschehen, weil sein Mitgefühl in diesem Punkt nicht überdacht war, Zeit und Lust dazu hatten ihm gefehlt. Wer aber die Kantische Metaphysik der Sitten einmal in sich aufgenommen hat, weiß, wie nur der Wille, und nicht Lust oder Schmerzgefühl, den sittlichen Wert einer Handlung bestimmt. Nicht die Qualen machen die Behandlung eines Tieres zu einer unsittlichen, sondern nur die Absicht, daran sich zu weiden. Stiergefechte und Hahnenkämpfe und oft auch Jagd, sind unsittlich, — aber die Lernbegier, wenn sie auch irrt, bleibt eine sittliche Bestrebung.

Keyserlings Verteidigung der Vivisektion.

6. Mai. — Professor Strümpell bestätigt mir, daß die Stoa die für das praktische Leben nachhaltigste und verbreitetste Philosophie gewesen ist; selbst die Lehre Epikurs steht zurück. Kant ist Ethiker für wenige nur gewesen. Die moderne Philosophie hat überhaupt eine bloß theoretische Bedeutung. — Ich denke, das Christentum hat die Lebensführung exklusiv beansprucht; die lateinische Kirche versank in Unwissenheit, Byzanz übte Feindseligkeit gegenüber der alten Philosophie; — bis sie endlich auch in Athen aufhörte, als die Rhetorenschulen aufgehoben wurden. Der antike Tempeldienst verbreitete Aberglauben und forderte Achtung, — ließ aber die Philosophen für Moral sorgen. Christentum und Islam erkennen keine Moral außerhalb der kirchlichen Heilslehren.

Moral, Philosophie und Kirche.

---

27. April. — Du mußt gut sein! Klug sein, schön — gesund — reich sein u. dgl. ist zu wünschen, aber man muß nicht. — Was ist gut? sagt der Widerpart. — Das wirst du schon erfahren, wo es not thut, passe nur auf. Die philosophischen Klügeleien voraus würden dich nur noch mehr verwirren.

Also das sollte dein Gebet sein, abends und morgens zum Ewigen: ich möchte, ich will, ich muß gut sein!

Dann wird dir aufgehen, was eigentlich das Gebet bedeutet. Es ist Selbstvermahnung, und die bedürfen wir in unsrer Schwäche täglich und stündlich! Weder den Ewigen werden unsre Gebete umstimmen, noch ist es bloß zu eigenem Vergnügen. Ernste Selbstvermahnung, das soll das Gebet sein.

Bedeutung des Gebets.

Glaubens- und Tugendgebet.

Die Religionslehrer haben das mit dem Gut-Sein nicht recht gewürdigt. Du sollst glauben, du mußt glauben, du mußt die andern glauben machen, das stellen sie voran, — und das ist falsch. Der Naturforscher muß sogar zu glauben verbieten, so wenig hat diese Empfehlung Anspruch allgemein gültig zu sein. Du mußt gut sein, das fordert die Wahrhaftigkeit, die Gerechtigkeit. Du mußt glauben, das fordert aber das Interesse. Dann wirst du Trost haben, dann wirst du glücklich sein, dann werden andre dich ehren, dir helfen folgen, wohlthun u. dgl.

Der Himmel und die Himmelfahrt.

14. Mai. — Der Himmel ist dem Auge eine erhebende Pracht, den Gedanken eine unergründliche Gesetzlichkeit, dem Gefühl ein Gleichnis allumfassender, unbegrenzter Ruhe und Seligkeit. Wie das Meer, vom Lande gesehen, immer erfreut, so der Himmel von der Erde gesehen. Das wird anders, je höher über der Erde man sich erhebt. Mehr und mehr kommt man in eine Kälte und Leere, die das Organische ausschließen und wo die Vorbedingungen alles menschlichen Empfindens und Denkens fehlen. Der physische Himmel, so viel ist gewiß, muß dem Menschen als der entsetzlichste und unmöglichste Wohnort erscheinen. Dante versetzte Judas in Eis und das schien ihm der qualvollste Höllenort. Er hätte ihn in den Himmel versetzen können, wenn ihm dessen physische Beschaffenheit bekannt gewesen wäre. Wie kommt es nun, daß die Gebildeten sich nicht offen lossagen von dem Glauben an die Himmelfahrtssage? Dieser, durch die Apostelgeschichte, der unsichersten aller neutestamentlichen Bestandteile, eingeführten, und von da in die Schlußworte des zweiten und dritten Evangeliums nachträglich aufgenommenen Ueberlieferung? Gedankenlosigkeit, Zurückhaltung von gefährlicher Ergründung, Verlogenheit, wo der Wahn andrer uns nützlicher scheint als ihre Aufklärung, die erwirken es wohl alle zusammen. Wie soll man sich aber dem Kinde gegenüber verhalten? Ist man wahrhaftig,. so muß man ihm sagen, man kannte damals den physischen Himmel nicht und fand deshalb keinen passenderen Abschluß für den Wandel des Auferstandenen, als die Auffahrt. Aber sie hat sich nur auf Gleichnisreden zu einem wirklichen Geschehen in der Sage heranbilden können. In der That ist sie unmöglich und zwecklos. Oder man kann sagen: glaubt, aber denkt nicht. Oder man kann in Widerspruch mit der Absicht des Erzählers in der Apostelgeschichte, sagen: Himmel sei gar nicht physisch zu verstehen — es sei nur ein Gleichnis und bedeute ewige selige Ruhe. Es kommt die Zeit und ist schon näher gerückt, wo die Hüllen, ob sie schön sind oder vorteilhaft, fallen müssen, und die Wahrhaftig-

keit wird den Sieg erringen. Eine Zeit der Wunder, die alle menschliche Fassungskraft übersteigen, für die Vergangenheit anzunehmen, geht nicht mehr. — Eine Religion der Wahrhaftigkeit muß befreit werden von allen Vorstellungen, die als physisch unmöglich, als wiedervernünftig und als sittlich zwecklos von den Menschen mit der Zeit erkannt worden sind.

Stein, von Seeley.

9. Juli. — Stein, von Professor Seeley, dreibändig, von Lehmann übersetzt, ausgelesen. Die Betrachtungen am Schluß des Werks, über Steins Verhältnis zur Religion, geben mir zu denken, und mit Bismarcks Verhalten zu vergleichen. „Den Vortrab meiner Zweifel, der sich zu weit hinaus wagt, rufe ich zurück!" — so antwortete mir Bismarck, als er Gesandter war, auf die Frage, wie er seinen radikalen Unglauben jüngerer Jahre los geworden sei. Die Zweifel werden nicht bekämpft und besiegt, aber still gemacht durch heroischen Willen. Auf dem Gebiete der Religion wird die Ermittelung sicherer Wahrheiten für unmöglich gehalten und das Festhalten der Vorstellungen, die sich in der Erfahrung für die menschliche Gesellschaft als zuträglich und haltbar durch Jahrhunderte erwiesen haben, für notwendig. Leben nach dem Tode in einer besseren Welt, — Vorsehung, die schließlich alles zum Besten wendet, — Offenbarung, ein die Pflichterfüllung gebietender Gott, — das sind Dogmen, die Zuversicht in politischer Verzweiflung oder Not verleihen; — diese sind unbedingt notwendig. Die soll man nicht erschüttern und nicht zu verhöhnen gestatten. Aber sich viel beschäftigen mit dem Inhalt und der Möglichkeit dieser in der That nebelhaften Vorstellungen, ist eine Krankheit, in die solche Menschen verfallen, die in der Welt nichts andres zu thun haben, als unnützen Grübeleien sich hinzugeben. In den Stürmen dieser Welt, den Anfeindungen der Feinde gegenüber, Liebe zu seinem Volke, Zuversicht zu einer gegen alle zeitliche Beunruhigung festen Position zu bewahren, — dazu genügen die vagen Vorstellungen besser, als die schlechte Wirklichkeit, auf die sich die menschliche Forschung beschränkt sieht. Sie verleihen Weihe dem Gefühle und fortreißende Poesie dem Ausdruck — So ungefähr ist die Gesinnung dieser, tief sittlichen Männer großer Politik, in religiöser Beziehung. Wären es Chinesen, wären es Türken, — wären es Juden von Geburt, nie würden sie Christen werden aus Ueberzeugung. Sie sind aber von den Vorfahren her feste Christen nicht nur, sondern auch feste Protestanten, da sie aus Ueberzeugung anders zu sein nicht vermögen. Die

Steins und Bismarcks Verhalten zur Religion.

Vorfahren sind eine unabänderliche Thatsache, Ueberzeugungen können wechseln. — Sowohl der Freiherr von Stein als Bismarck sind streng nationale Männer, keine Menschheitsschwärmer; — auch in der Religion sind es keine Universalisten, die nach den ewigen Wahrheiten, nach dem für alle Zeiten Richtigen ringen. Katholizismus, Protestantismus, für ihre Bestrebungen macht das nur in der Verwaltung Unterschiede, mit denen man rechnen muß.

Bismarck und Stein als streng nationale Männer sind konservativ in Bezug auf die überlieferte Religion.

Bei aller Verehrung und Freundschaft für diese Männer muß man dennoch gestehen, daß ihnen eine Religion nicht genügen könnte, die Ernst macht mit dem Worte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Daß die Moral aus der Not mit derselben Notwendigkeit entsteht, wie aus dem Gefälle die Richtung des Flusses, ist überhaupt eine Lehre der neuesten Zeit. Die genannten Männer können sich nur eine geoffenbarte Sittlichkeit vorstellen. Stein und Bismarck sind Männer dieser Welt, die zur Regierung dieser Welt und zur poetischen Weihe ihres eigenen Lebens Formeln gebrauchen, die auf einem ihnen ganz fremden Boden entstanden sind, die aber an poetischem Schwunge unerreicht geblieben, und durch das Alter eine bewährte Achtung gewonnen haben, die sich nicht erfinden läßt!

Das Höchste auf Erden.

8. Juli. — Ein Nichts in der Ewigkeit, doch ein wollendes — ein Punkt in der Menschheit, aber ein bestimmender! Größeres, als einen die menschheitliche Richtung mitbestimmenden und wollenden Punkt, gibt es auf Erden nicht. Nur muß der Mensch den Glauben an seinen Willen nicht verlieren. Der Fatalismus ist viel zu stark in den Religionsvorstellungen vertreten.

Berechtigung und Gefahr des Spieltriebes.

Denke man sich eine Welt ohne Sexualität. Ohne die Spannung zwischen Mann und Weib, kein Leben, kein Ideal. Liebreiz muß vor und neben der Familienbildung auch einen Spielraum haben, um nicht das Leben zu unerfreulich ernst zu machen.

Spielt man ja auch mit dem Ewigen! So lange man nicht vergißt, daß es ein Spiel ist, mag es gehen. Anders kann man sich oft mit dem Ewigen gar nicht beschäftigen, und es wird vergessen. Aber wenn die Gebilde der religiösen Poesie Andern mit Strafen aufgezwungen werden sollen, wird das Spiel mit dem Ewigen eine Schändlichkeit.

Agnosis und Atheismus.

18. Aug. — Agnosis! Verbirgt sich nicht unter der Benennung „Agnostiker", die sich Darwin beizulegen einigermaßen bereit schien,

eine Dosis Kleinmütigkeit oder gar Heuchelei? Man wird, wenn man sich für einen Atheisten erklärt, noch immer für die Mehrzahl der Menschen ein Greuel — kein Verbrecher gilt für so ruchlos als der Gottlose. Ist es aber denn meine Schuld, wenn es ein solch persönliches Wesen, wie die Mehrzahl unter der Benennung Gott in verschwommener Weise sich denkt, nicht geben sollte? Wenn unter demselben Namen verstanden wird, der ununterbrochene Zusammenhang aller Dinge in der Welt, das Band, das alles zusammenhält, so ist damit ein Unpersönliches gedacht, das nicht denken, nicht empfinden, nicht lieben kann. Das ist ja aber keineswegs, was Gott genannt wird. Bekenne ich denn nicht, bloß um zu täuschen? Damit man mich in Ruhe läßt, damit man mir das Vertrauen nicht entzieht? Hier, wo die rücksichtslose Wahrhaftigkeit gilt, also keine Winkelzüge. So wie es auf der Erde keine Vorstellung von Gott gab, so lange der Mensch nicht vorhanden war, so würde die Vorstellung mit der Menschheit wieder verschwinden. Das Dasein eines höchsten Wesens, das denken und lieben kann, läßt sich aus der Thatsache, daß die Menschen ein solches sich vorstellen, weder beweisen, noch widerlegen. Die abstrakte Vorstellung eines höchsten Wesens, das nicht lieben, nicht leiden, nicht sich freuen kann, ist zu nichts zu gebrauchen, weder zum Verständnis der äußeren Vorgänge, noch zur Sittlichkeit in den Handlungen. Es ist vielmehr im Widerspruch mit allem Fortschritt, mit allem Interesse an dem Fortbestehen der Welt. Das allervollkommenste Wesen hat das Allervollkommenste geschaffen, und es wäre Thorheit, noch Besseres erwarten oder fördern zu wollen. Alles wahrhaft Ergreifende knüpft sich an Veränderungen zum Guten oder zum Schlimmen. Das ewig Unveränderliche, Vollendete, ohne Entstehen und Vergehen, ist eine Fiktion ohne jeden Reiz. Gestehe man, in Wirklichkeit gibt es nur veränderliche Beziehungen, die alle Dinge in Verhältnis zu einander versetzen, mit fortschreitender Vollkommenheit. Daran kann selbst der Mensch mit seiner kleinen Macht und in seiner minimen Sphäre wirksam sich beteiligen. Die reale Welt ist zur Vervollkommnung in infinitum bestimmt, aber vollkommen ist sie nicht. Der jeweilige Weltzusammenhang, der durch Persistenz des Passenden sich mechanisch vervollkommnet in infinitum, ist nicht vollkommen, er ringt danach, es zu werden. Die Menschen ringen nach Vervollkommnung ihres Daseins und den Tag, wo dieser Trieb nicht mehr sein sollte, hat die Menschheit keine Daseinsberechtigung weiter. — Von den drei Axiomen des Rationalismus ist nur eines unerschütterlich für mein Nachdenken geblieben; es hat sich immer fester und

Der unpersönliche Gott, ist es ein Gott?

Der abstrakte Gott ist zu nichts zu gebrauchen.

Das ewig Unveränderliche kennt keinen Fortschritt.

Daseinsberechtigung gibt nur der Trieb zur Vervollkommnung.

Befestigung der Vorstellung der Willensfreiheit in Keyserling durch die Korrektur der Zeit- und Raumvorstellungen.

sicherer ausgeprägt. Die Willensfreiheit hat in der Gegenwart eine unbestreitbare Möglichkeit und Berechtigung gewonnen, seitdem ich weiß, daß es eine Verwechselung gewesen, die Grenze einer Begebenheit für eine Zeit zu halten. Eine Verwechselung ist es gewesen zu sagen, die Freiheit, da sie in der Zeit unmöglich ist, ist auch in der Gegenwart unmöglich. Die Gegenwart ist eben keine Zeit, sondern eine Zeitgrenze. Der persönliche Gott, die individuelle Unsterblichkeit sind bloße Forderungen des Gemüts, wenn auch gebieterische. Die Moralität ist von ihnen ganz unabhängig. Welche Stellung ich, dieser Ueberzeugung nach, zur christlichen Religion und zu einer der christlichen Kirchen einzunehmen habe, darüber ein andres Mal.

Was heißt Christkirche?

20. Aug. — Christkirche, was heißt das? Jegliche Gemeinschaft zur Weihe durch das ewige Wesen, die entstanden ist im Anschluß an die Vorstellungen, die in den Kirchen vergangener Zeit sich eingefunden haben. Sekten können und konnten sich abzweigen durch einseitige oder gegenseitige Fortbildung von Vorstellungen, durch fremdartige Beimischung oder Anbequemung, durch herrschsüchtiges Parteiinteresse. So lange sie aber doch nur Derivate aus den christlichen Kirchen der Vergangenheit sind, kommt ihnen die Bezeichnung christlich zu.

Weshalb der Begriff der Christkirche nicht eng zu fassen ist.

Viel enger die Christkirche zu fassen, ist man oft versucht, in der Absicht, nichts Böses als christlich gelten zu lassen. Das Christentum Christi wird in Gegensatz gebracht mit dem viel mehr verweltlichten Christentum der Kirchen. Aber das Unhaltbare dieser engen Auffassung verrät sich in ihren Konsequenzen. Ueberall mußten sich die Kirchen den Umständen anbequemen, mit den neuerworbenen physischen Kenntnissen sich abfinden, die in den verschwommenen Vorstellungen enthaltenen Widersprüche durch neue Spekulationen zu überwinden versuchen. Eine Kirche Christi hat es nicht gegeben, und wie die Religion Christi eigentlich gewesen, darüber sich zu einigen ist unmöglich. Evangelien und Episteln, Apostelgeschichte und Offenbarung reichen dazu nicht aus und enthalten so viel Unklares oder anscheinend Widersprechendes, daß es eine Thorheit wäre, volle Uebereinstimmung auf diesen Grund hin erzwingen zu wollen. Es bleibt nichts übrig, als den verschiedenartigsten kirchlichen Gemeinschaften willig zuzugestehen, daß sie christlich sind. Dazu sind dann nicht nur die beiden großen katholischen Kirchen zu rechnen und die hauptsächlichsten Arten der Reformationskirchen, auch die zum Teil von der Sittlichkeit abkommenden Sekten, als da sind Mormonen, Selbstverstümmler u. s. w., sind nur in feindlicher Absicht als nicht christlich mit Unrecht geschmäht

worden. Die Lehren *einer* Art christlichen Kirche können in ihrer Fortbildung auf Irrwege geraten sein, sie können fremdartige Beimischungen in sich aufgenommen haben; — getrübt, verworren, verdorben mag man sie nennen. Aber als christlich muß man sie gelten lassen, so lange man richtig urteilen will.

Kann ich zu einer christlichen Kirche in diesem weiten Sinne mich rechnen, ohne jede Spur von täuschendem Scheinwesen, in voller Wahrhaftigkeit? Das ist die Frage, die derjenige sich zu stellen hat, der mit den Ergebnissen der Naturforschung und der Geschichtsforschung unsrer Zeit nicht unbekannt geblieben ist. Und wenn ich die Möglichkeit bejahe, daß ich noch ein Christ sein kann, wie muß die christliche Kirche beschaffen sein, zu der ich mich zu rechnen vermag?

Kann ein mit den Resultaten der wissenschaftlichen Forschungen Bekannter sich zu der Christkirche im weiten Sinn bekennen?

Einer Kirche beizutreten, die das Wesen in ein traditionelles Bekenntnis verlegt, vermag ich mit Wahrhaftigkeit nicht. Sollte ich mich für einen Augenblick dazu überreden können, so lange ich dem Fortschritt in meinen Erkenntnissen mich nicht verschließe, bin ich nicht sicher, dabei zu bleiben. Erkenntnis ist die höhere Instanz, vor der jedes Bekenntnis sich muß prüfen lassen und beugen.

Die katholischen Kirchen behaupten zwar über diese Schwierigkeit den Laien hinweg zu helfen. Die Kirche glaubt und besitzt einen Gnadenschatz, mit dem sie in vollkommenster Weise für den Einzelnen eintreten kann. Nur an diese wunderwirkende Macht der Kirche zu glauben, ihrer geistlichen Führung sich blindlings anzuvertrauen, das genügt.

Die katholische Kirche kämpft mit weltlichen Mitteln.

An die Wunderkraft der Kirche zu glauben, das ist aber das gerade, was ich am wenigsten zu glauben im stande bin. Auch die katholischen Kirchen haben ein Glaubensbekenntnis, und dadurch, daß sie es der Prüfung der Laien entziehen, wird es nicht glaubhafter. Ihre Geschichte beweiset, daß sie mit den Mitteln menschlicher Bosheit gekämpft und zuweilen gesiegt haben, daß sie aber mit der angeblich himmlischen Macht nichts ausrichteten. Verfolgungssucht, bis zur Anwendung der grimmigsten Torturen und der Hinrichtung durch lebendig Verbrennen, haben diese Kirchen geübt. Von ihnen fühle ich mich geschieden für immer.

Die negativen großen Verdienste der christlichen Religionen.

22. Aug. — Mit dem was die Religionen behaupten und aufstellen, ist aber ihr Verdienst nicht erschöpft. Das, was sie bestreiten und abschaffen, ist von nicht *geringerem Wert*. Nur werden diese *negativen Verdienste* naturgemäß übersehen und verkannt, sobald nichts mehr zu bestreiten und abzuschaffen übrig ist. Gegen die zu

den ärgsten Mißbräuchen und bis zu unerträglichem Geistesdruck getriebene römische Hierarchie erhob sich der Protestantismus. In Ländern, die ganz protestantisch wurden, gab es keine römische Hierarchie mehr. Der Kampf nach dieser Seite war nicht mehr angebracht: Man begann unter Protestanten über die Lehrbegriffe sich zu entzweien. So hat auch das Christentum dem antiken Götterkultus gegenüber ein ungeheures Verdienst gehabt, das unserm Bewußtsein nicht immer gegenwärtig ist. Verhinderte die Mythologie der Griechen und Römer auch keineswegs die Fortbildung der Philosophie, so betraf das nur die obersten Intelligenzen. Die Götter waren zu schön, um wegen rationalistischer Tendenzen von ihnen zu lassen. Sie waren patriotisch und schmeichelten dem Nationalgefühl. Erst das Christentum erlangte die Macht und den fanatischen Haß, um mit der Abgötterei, mit dem Tempelkultus nebst seinen Kunstwerken und Mysterien aufzuräumen. Wir ahnen kaum, welcher Abgrund von abergläubischen Verirrungen und entsittlichenden Betrügereien für immer geschlossen wurde. Die universelle Menschlichkeit wurde gefühlt und erhob über die Schranken von Volk und Staat. Der Rückschritt in dieser Beziehung droht von neuem und es ist zeitgemäß an die Bedeutung des Christentums immer wieder zu erinnern. Ja, zunächst in dieser negativen Beziehung fühle ich mich vollständig als ein Zugehöriger der Christkirche — und zwar um so mehr, je freier die Kirche von diesen heidnischen Tendenzen sich gehalten hat. In Byzanz, in Rom wurde, sobald das Heidentum als christenfeindliche Macht jede Bedeutung verloren hatte, den Neigungen der Menge und den Vorteilen der Priesterschaft zu Dienst, viel wieder zugelassen. Gott war wieder von heiligen Scharen umgeben, in Bildern versinnlicht, mit Gepränge in Tempeln und Umzügen gefeiert, mit Opfern beschwichtigt, gegen Kalamitäten zu Hilfe gebeten. Es war nicht mehr ein Geist, den man nur im Geiste und in der Wahrheit anbeten soll.

Der Protestantismus.

Verdienst der Christkirche um die Abschaffung des antiken Götterkultus und seiner abergläubischen Verirrungen.

Fortschritt durch das Fallen der nationalen Schranken. Der Rückschritt in dieser Beziehung in der modernen Zeit.

Die Kirchen haben in ihren Bekenntnissen von der Personifikation Gottes nicht loskommen können. Sie brauchen einen Gott, der lieben und hassen, lohnen und strafen kann, von dem Gutes sich erschmeicheln läßt, der gereizt werden kann, wenn man ihn vernachlässigt u. dgl. m. Man sinkt damit zurück in die Vorstellungen des Heidentums und tiefer, da die Schönheit fehlt, die dem Kronion eines Phidias Macht über das menschliche Gemüt verlieh.

Ich bedarf also zunächst einer Kirche, die eine reinere Fassung der Vorstellung vom Ewigen nicht ausschließt.

Ewiges Wesen. Ewiges Wesen, das ist erkannt, kommt zu: dem Stoff oder dem Beweglichen, dessen Quantum unveränderlich ist, — kommt ebenso zu: dem Bewegenden, der Kraft oder der Energie, deren Summe in der Welt sich gleichfalls als ein Unveränderliches erwiesen hat. Veränderlich ist nur die Ordnung und Verteilung von Kraft und Stoff, aber wieder nach unveränderlichen Gesetzen. Das heißt aber nicht so viel, als hätten diese Gesetze eine selbständige Existenz. Wenn etwas fällt, so gelten die Fallgesetze. Man darf die Fallgesetze nicht personifizieren, da sie nur bestimmen, welcher Art die Bewegungen zwischen beweglichen Wesen sind. Wo kein Bewegliches, gelten auch keine Fallgesetze, — sie geben nur relative Vorstellungen.

An diesen Zubehörungen des ewigen Wesens kann nichts verloren und nichts gewonnen werden, und insofern sind sie dem Menschen gleichgültig.

Nur die Ordnung ist veränderlich und nur wo der freie Wille ansetzt, wird die Welt interessant. Anders steht es um die Ordnung und Verteilung der Grundlagen des Ewigen. Die sind ewiger Veränderung unterworfen und in verschiedenen Richtungen. Gewisse Richtungen stören oder vernichten einander. Treffen sie den menschlichen Willen, so kann dieser sich dadurch behindert oder befördert finden. Hier erst setzt Wertschätzung ein. Insoweit der menschliche Wille frei ist, kann er in Uebereinstimmung sich fühlen oder im Gegensatz. Die Welt interessiert. Sie kann sich harmonisch in ihren Teilen und zu mir fortbilden oder im Gegensatz. Da kann der Mensch mitthun — er kann sich verpflichtet fühlen oder nicht.

Berechtigung des Optimismus. Diese ewige Richtung beseitigt die unhaltbaren Kombinationen; die harmonischeren überleben. Die Erfahrung auf Erden, in Geologie und Geschichte, bestätigen den theoretischen Optimismus. Das Vertrauen ist also wohl begründet, daß schließlich das Gute in der fortgesetzten Richtung obsiegen muß.

Harmonie des Menschenwillens mit dem ewigen Wesen. Das ist ein ewiges Wesen dieser Welt, das man lieben, anbeten und dem man dienen kann. Je naturgemäßer ich meinen Willen lenke, um so sicherer bin ich meiner persönlichen Harmonie. Das Ideal, zu dem die ewigen Veränderungen der Welt hinsteuern, liegt in unerreichbarer Ferne — die Vollkommenheit würde die Bewegung, das Leben, unnütz oder schädlich machen. Aber die Richtung liegt vor. Um im Gemüt die Kraft zu beleben, mit der der Menschenwille folgt und sich unterwirft, dazu hilft die Versenkung in Betrachtung des Ewigen, das Gebet, die Erkenntnis. Je tiefer ich erkenne, welches die naturgemäßeste Lebensführung für mich ist, je strenger ich

Die Vollkommenheit würde das Leben unnütz machen.

mich an diese Erkenntnis binde, um so sicherer bin ich der Harmonie mit dem ewigen Wesen. Außerdem bedarf aber das Gemüt noch einen unfaßbaren Gott!

Bedürfnis des unfaßbaren Gottes.

Welche Kirche wird eine solche Auffassung des ewigen Wesens nicht verdammen, und denjenigen, der sie bekennt, nicht als einen Gottlosen aus ihrer Gemeinschaft verdammen?

Nur eine protestantische Kirche wird diese Fassung des Ewigen annehmen.

Nur eine protestantische Kirche, die ihre Aufgabe darin sieht, das Menschenleben mit der Weihe des ewigen Wesens zu veredeln und zu verschönern — keineswegs aber darin, die menschlichen Gedanken in der Bewegung und Fortentwickelung durch Bekenntnisformeln zu stören und zurückzuhalten. Die Intoleranz, die Verfolgungssucht muß eine solche Kirche hassen, verdammen, mit allen Waffen unterdrücken. Selbst aber muß sie Freiheit lassen, das ewige Wesen sich zu denken, wie ein jeder mag.

Die Kirche muß die Intoleranz mit den Waffen des Geistes bekämpfen.

Die Intoleranz bekämpfen, die abgöttischen und abergläubischen Verirrungen schonungslos widerlegen, aber nicht verfolgen — das ist eine delikate Aufgabe. Den Kampf mit den Waffen des Geistes muß die Kirche fördern, aber den Kampf mit den weltlichen Vorteilen und Nachteilen, mit Drohungen und Versprechungen, soll sie verurteilen.

Die Freikirche in Breslau.

23. Aug. — Gerade, während ich mich mit diesen Erwägungen beschäftige, kommt eine Antwort. Die Revalsche Zeitung, die gestern kam, brachte den Bescheid zur Kenntnis, den das Petersburger Generalkonsistorium auf Anfrage dem Ministerio des Innern darüber erteilt hat, ob Juden, die sich einer christlichen Freikirche in Breslau angeschlossen haben, für Christen zu halten sind? Nein, lautet die Antwort, weil die von Herrn Bieder vertretene Gemeinde ein Bekenntnis nicht hat, — laut den eingezogenen Nachrichten. Ich dagegen sage: ja, — weil sie in dem negativen Teil, gegenüber dem Mosaismus mit seiner Gesetzesgerechtigkeit und gegenüber dem Heidentum mit seinen Opfern vor Götterstatuen, auch gegenüber dem Mohammedanismus mit seiner Unduldsamkeit, christlich ist und weil sie ein Derivat der früheren christlichen Kirche geblieben; — endlich auch aus dem Neuen Testament hauptsächlich die Weihe zu allen Feiern bezieht. —

Das ewige Wesen nach Keyserling, das man lieben soll und anbeten im Geiste der Wahrhaftigkeit.

Ich erkenne ein ewiges Wesen, das alles zum Besten wendet, und dem sich anzuschließen in menschlichen Dingen die höchste Aufgabe und die Seligkeit der Menschen ist. Die Vollkommenheit ist Ziel, das Streben dahin Wirklichkeit. Zubehörungen des Ewigen sind aller Stoff, alle Kräfte und der unendliche Zusammenhang aller Dinge — die sind gegeben. Die Vervollkommnung dieses Zu-

sammenhanges ist *aufgegeben*. Diese Aufgabe ist ein Teil des ewigen Wesens, das die Menschen lieben sollen. Die ihn anbeten, sollen ihn anbeten *im Geiste der Wahrhaftigkeit*. (IV. Ev. 4, 24: Πνεῦμα ὁ Θεός, καὶ τοὺς προσκυνοῦντας αὐτὸν ἐν πνεύματι ἀληθείας προσκυνεῖν δεῖ. „Geist ist Gott, und die ihn anbeten, im Geiste der Wahrhaftigkeit sollen sie anbeten.") Der Geist der Wahrhaftigkeit ist in aufgezwungenen, formulierten Bekenntnissen nicht zu finden. Daher erstes Gebot: Duldung.

Existenz, die dem Denken vorangeht.

24. Aug. — Wie schwer dem Menschen verständlich Existenz, die dem Denken vorangeht! Die Erfahrung lehrt, daß der Mensch aus nicht denkenden Partikelchen beider Geschlechter, oft ohne, zuweilen gegen den Willen seiner Erzeuger entsteht. Er ist keineswegs ein geplantes Werk und die Erzeuger kennen seine Konstruktion nicht. Der erhabene Gedanke bildete nicht den niederen Stoff, sondern aus dem Stoff erhebt sich der Gedanke.

Weitere Spekulation führt in die Irre, nur die Liebe führt zu Gott.

25. Aug. — Aber weitere Spekulationen führen in die Irre und im Kreise. Der eigentliche Gott ist *nicht erkennbar*, nur *die Liebe hat ihn und fühlt ihn*, *als eine Herzensnotwendigkeit*. — Das Ewige dieser Welt, die Personifikation der Weltgesetze, des Weltfortschritts, führt nicht hinaus über das sinnliche Dasein. Wer aber sich darauf beschränken will, verfällt konsequent dem Atheismus, einer seelenlosen Ewigkeit. Es bleibt im wesentlichen bei der Lehre Kants! Gott, *Fortdauer des Individuums*, *Willensfreiheit* sind *Gemütsforderungen* des gesunden Menschen; — die letztere ist in der zeitlichen Gegenwart auch *empirisch*, nicht *rein transscendent*.

Gott und individuelle Unsterblichkeit bleiben berechtigte Gemütsforderungen.

29. Sept. — (Aus Personalia.) Gestern beantwortete ich den letzten Brief des Professors Strümpell und nun erst leuchtete mir aus seinem Briefe der Satz hervor: „Auch das habe ich erfahren, daß bei unruhigem Gemüte das Denken nicht bloß abgeschwächt, sondern gleichsam auch verwirrt wird, und es entstehen Zweifel, wo vorher keine waren, und das Vertrauen auf die Befähigung und Leistungsfähigkeit des Denkens wird geringer." — Es könnte aber dieser Zweifel berechtigt sein, denn erst das Alter bringt die Resignation auch denjenigen Philosophen, die über Kant mit jugendlichem Drange hinausgegangen sind, einzugestehen, daß die wissenschaftlichen Gründe, z. B. für die Existenz Gottes, nicht zwingend sind. Pascal wußte das freilich und noch dazu, daß wenn sie stichhaltig wären, sie gar nicht denjenigen Wert hätten, den man ihnen gern beimißt. Was man verlangt, ist einen liebenden Gott, und diese pathetische Seite Gottes

widerspricht der strikten Methode, die z. B. die Wiederkehr eines Himmelskörpers vorausberechnet. Das Alter hört endlich auf sich mit den Unlöslichkeiten zu plagen; es wird aber auch mehr zum Materialismus hingezogen.

---

5. Okt. — Die Pflege der Ehrfurcht vor dem Göttlichen mehrere tausend Jahre lang, hat es unheimlich gemacht, sich zum Atheismus zu bekennen. Ob er wahr ist, mit Gleichmut zu prüfen, ist eine Verwegenheit, die höchst selten einzelnen Menschen beigewohnt hat. Unterdes haben sich aber die Waffen für den Atheismus gewaltig geschärft. Gründe der reinen Vernunft für die Existenz Gottes sind von Kant tödlich getroffen. Ihm blieb aber der Himmel über dem Menschen und das Sittengesetz im Herzen, um für die praktische Vernunft, mit ihrem Uebergewicht im Vergleich zur reinen Vernunft, Gott festzuhalten. Seitdem die erstaunlich sinnreich berechneten Einrichtungen und Vorrichtungen dieser Welt, sei es am gestirnten Himmel oder im Bau der organischen Wesen, eine mögliche wissenschaftliche Erklärung gefunden haben, durch die vergleichsweise größere Haltbarkeit, unter Vergehen der weniger geratenen, materiellen Kombinationen im Laufe der unendlichen Zeit, hat der sogenannte physiko-theologische Beweis vom Dasein Gottes viel an seiner Wirkung auf das Gefühl verloren.

Schwächung des physiko-theologischen Beweises vom Dasein Gottes durch die moderne Wissenschaft.

Andrerseits, nachdem einmal Kant gezeigt hatte, daß die Moralität entweder eine autonome sein muß, oder überhaupt gar nicht sein kann, ist es doch nicht unbedenklich, sie festigen zu wollen, indem man sie auf Gebote Gottes stützt. Die Notwendigkeit des Zusammenlebens, auch so verworfener Menschen, wie es die meuternde Mannschaft der Bounty, die auf der Insel Pitcairn im Stillen Ocean sich ansiedelte, gewesen ist, erzwingt in einigen Generationen musterhaftes, tugendhaftes Verhalten, ohne Gesetze, denen ein göttlicher Ursprung angedichtet worden*). Unzweifelhaft wird das für die ganze Menschheit

Auch die Moralität entwickelt sich durch Auslese des Zweckmäßigeren.

---

*) In der Revue d. d. M. habe ich gestern mit Vergnügen einen Artikel von Varigny über einige Inseln des Stillen Meeres gelesen. Die Meuterer des Schiffs Bounty siedelten sich auf der von allen Schiffsrouten abgelegenen Insel Pitcairn an, und raubten sich Weiber von andern Inseln. Sie lebten zügellos und rieben sich auf bis auf einen, durch die Not tugendhaft gewordenen Rest. Diese Uebriggebliebenen prosperierten, und nach vielen Jahren wurde hier ein sehr wohlgestalteter und sehr gesitteter Stamm entdeckt. England bot ihnen die Norfolkinsel an, die, bisher durch böse Verbrecher beschickt, in schrecklichem Rufe stand. Die Nachkommen der Bounty-Meuterer haben auch diese jetzt in eine herrliche Insel

sich ebenso vollziehen, sobald der Zusammenhang zwischen den Menschen allgemein ebenso groß geworden sein wird als zwischen den Bewohnern der Pitcairninsel. Rapid wächst dieser Zusammenhang und dringt in das Innere der Festlande weiter von Jahr zu Jahr. Sollte es auch Hunderttausende von Jahren währen, diese Bewegung muß einst dahin gelangen, zwischen allen Erdbewohnern einen ähnlichen Zusammenhang zu schaffen, wie zwischen denen der kleinen Insel im Ocean. Dann aber wird auch die Moralität in ähnlicher Weise, als eine Notwendigkeit für das Leben, aller Gemüter sich bemächtigt haben. Die religiöse Frömmigkeit hat überall sich als eine gebrechliche Krücke für die Sittlichkeit in Einzelfällen erwiesen, und weder Herr O......., noch viele andre, die ausgezeichnet schienen durch Religiosität, haben sich im Geschäftsleben reell erwiesen, noch haben die bigotten Könige, wie die Ludwige in Frankreich, ihren sinnlichen Gelüsten eine für die Menschheit heilsame Richtung gegeben.

Wachsender Zusammenhang der Menschheit.

Bigotte Könige Frankreichs.

Es wäre nicht ein Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit, wenn gegenwärtig ein Schriftsteller die Katastrophe seines Romans in einen Besuch verlegte, den seine Heldin einer der Atheistenversammlungen in London oder in Paris sollte gemacht haben. Von sehr lebhaftem Geist, wird sie von der Lebhaftigkeit der Lehren schnell ergriffen und von ihrem mutigen Herzen bewogen, zu bekennen und anzuwenden, was sie für wahr hält. Bis dahin lebte sie unerschüttert in den Gebräuchen und Lehren, mit denen sie aufgewachsen war. Gott hatte Gefallen, wie es ihr vorgestellt war, an der Unschuld, er hatte verboten, sich dem Manne ihrer Liebe anders hinzugeben, als in der Ehe. Nun aber wird ihr plötzlich klar, wie es mit dieser Vorstellung, der die Menschen göttliches Wesen beigelegt haben, von jeher beschaffen gewesen ist. In Asien dachte man sich einen König, aber ohne menschliche Schranken, als Gott. Gutes und Böses hing von seiner unbegreiflichen Gunst oder von seinem Einfall ab. Ihm gegenüber hört alle Vernunft auf, und in unerschütterlicher Ehrfurcht vor ihm zu ersterben, ist die einzige oberste Regel. Der zornige, unduldsame Zebaoth, — der Allah, — sie tragen das tyrannische Gepräge des asiatischen Herrschers. Bei den Griechen kommt es anders. Die menschliche Schönheit, auf das höchste gesteigert, das ist göttliches

Entwurf Keyserlings zu einem religiösen Roman.

---

mit gesitteten Bewohnern verwandelt. Sie leben nur nach traditionell gewordener Ordnung, ohne geschriebene Gesetze; die Häuser sind ohne Verschluß, der Diebstahl unbekannt. Die Not lehrt, ohne Inspiration höherer Wesen. Was zum Vorteil der Gemeinschaft dient und diese fördert, ist gut, — nicht aber, was den Neigungen des einzelnen entspricht.

Wesen, — in vielen Göttern nach verschiedenen Seiten hin verkörpert, — und zu oberst von der alles bewältigenden Erhabenheit Kronions beherrscht. — Dazu brachte das Christentum die Liebe. Gott wurde der liebende Vater, der Freude und Schmerz empfindet über den Gehorsam oder über die Unfolgsamkeit der Kinder, der ihnen ein unerschöpflicher Wohlthäter, aber auch ein unversöhnlicher Strafrichter sein kann. Besonders das Johanneische Evangelium und die Johanneischen Briefe haben ausgesprochen, Gott ist die Liebe. Eine sanfte, schmelzende Empfindung sollte alle Menschen zu einander mit geschwisterlicher Gesinnung erfüllen. Erbauliche Vorstellungen! aber keine von ihnen hat sich in der Erfahrung als wahrhaftig erwiesen und noch viel weniger durch wissenschaftliche Gründe gefestigt. Die Götter der Griechen sind als Abgötter aus den menschlichen Vorstellungen verbannt worden, und der Gott der Asiaten ist, zu einem Teil, den Christen ein Greuel geworden. Die Brüderlichkeit und die Gütergemeinschaft hat sich als undurchführbar und als feindselig gegen die Fortbildung und Gerechtigkeit unter den Menschen erwiesen. — Gut, heißt es, alle diese Vorstellungen von Gott treffen sein Wesen ganz unvollkommen. Er ist anders; kein Mensch begreift ihn. Wie er ist, kann niemand wissen, niemand sagen. Aber liegt darin nicht das Geständniß, daß jeder Inhalt, den wir dieser Vorstellung beilegen könnten, widerspruchsvoll, unwahr ist? Gott ist eine Vorstellung ohne Inhalt, — an ihn zu glauben, ist eine Uebereilung. Bis man ihm einen angemessenen Inhalt wird geschaffen haben, sind der Glaube und der Unglaube an ihn beide vollständig leer. S'il n'est pas*, il faut l'inventer, konnte der weltkluge, um Wahrhaftigkeit weniger, als um sein Wohlbehagen bekümmerte Voltaire witzeln. Aber er könnte es nicht, wenn er eingesehen hätte, daß Gott weder zur Weltordnung, noch zur Tugend von Nutzen sein kann. Es bleibt nichts übrig, als Gott in ehrenvollen Ruhestand zu versetzen, ihn, so zu sagen, mit Uniform zu entlassen*).

Nachdem die Heldin dergleichen angehört, ist sie empört über die Unwissenheit, über die geistige Knechtschaft, in der man sie bisher gehalten, den herrschenden Klassen und Lebensaltern zu Nutz. Fort wirft sie alle Bedenken, die sie bisher zurück gehalten. Ihre Lebensjahre zu genießen, den Rest aber außer acht zu lassen, wird ihre Lebensregel.

Eine solche Umwandlung ihrer Lebensführung wäre nicht möglich gewesen, wenn sie von Hause aus in den ernsten Grundsätzen

---

*) Sprichwörtliche Redensart in Rußland.

wissenschaftlicher Forschung und sittlicher Gemeinschaft erzogen worden wäre. Sie wüßte, daß eine rein menschliche Aufgabe, die Familienbildung, die erhabenste und beglückendste Aufgabe des Weibes ist. Sie hat darin die Vorempfindung der ganzen Zukunft des Menschengeschlechts, und es ist ein Irrtum, wenn sie glaubt, glücklich, würdig sein zu können, ohne sich darum zu kümmern, was nach ihr sein wird. Wäre es nicht besser gewesen, sie in voller Wahrhaftigkeit zu erziehen, anstatt ihre Jugend mit dichterischen Wahngebilden, mit thörichten Hoffnungen und kindischer Angst, um Seligkeit und Höllenqualen zu erfüllen.

Familienbildung höchste Aufgabe des Weibes.

Aber dennoch! ohne Gott fehlt dem inneren Menschen, wie es mir scheint, die Ruhe, der Abschluß. Da muß doch eine andre Vorstellung möglichen Inhalt für Gott schaffen. Das unerreichbar ferne Ziel der Menschheit, des Weltganzen, das ist die Vorstellung, zu der man gelangen soll. Gott ist nicht der sinnliche Macher, aber der geistige Pol der ganzen Welt, die mehr und mehr zur Vollendung strebt. Naturgemäßes Leben zum Gedeihen der Menschheit als Ganzes, das ist die einzig wahrhaft göttliche Aufgabe des Menschen.

Ohne Gott fehlt dem Menschen Ruhe und Abschluß. Gott muß das Ziel sein, dem man zustrebt, siehe den „werdenden Gott" 31. Juli 1880.

Persönlichkeit, das ist eine höchst beschränkte Form des menschlichen Daseins und des tierischen ebenfalls. Es ist ganz unmotiviert, sie als Forderung für alles, oder für das All aufzufassen. In der Erscheinungswelt, wo unser Denken und Fühlen beschlossen ist, sehen wir erfahrungsmäßig, Persönlichkeit, ein Selbst, mit der Existenz eines Nervensystems verbunden. So einfach auch die Seele den Philosophen geschienen hat, sie hat zur Vorbedingung ein System von Nervenkernen und Nervenfäden, von Haltpunkten und Leitungen. Ohne Bewegungsmöglichkeit in diesem Apparat, keine Seele, kein Selbst. Je unvollkommener die Haltepunkte sind, um so dunkler das Selbstgefühl. Das große Gehirn des Menschen ermöglicht sein unbegrenztes Selbstgefühl, — verführt ihn aber auch dazu, dasselbe für eine Vorbedingung Gottes und der Welt zu halten, — wie es, in der That, eine Vorbedingung für sein Ichgefühl ist. Aber auch dieses Ich realisiert sich erst in einer unendlichen Vielheit von Ichs, davon der einzelne ein Vorgefühl, eine Vorfreude haben kann, das aber kein reales Gesamt-Ich aufweisen kann. Ebensowenig bedarf das Weltziel, das Gott ist, eines realen Gesamt-Ichs. Das ideale Gesamt-Ich der Menschheit, der Welt, — das ist der, die Lebensführung jedes einzelnen zum Guten, zur Seligkeit lenkende Leitstern.

Persönlichkeit.

12. Nov. — Die Liebe, im eigentlichen Sinne des Wortes, findet keine Befriedigung, wenn sie die Vielheit, die Allheit nicht zu

Die Liebe verlangt Konzentration auf ein Wesen.

einem einzigen Wesen verdichtet. Alle Menschen lieben, das verlangt ein Menschheitsideal, für dessen Förderung man sich begeistert. Gott für das Universum, — Christus für die Menschen auf Erden. Andre, von vernünftigen Wesen bewohnte Planeten haben ihr einheitliches Idealwesen, — ihren Christus nötig. Der jetzt so vielfach vertretene Nationalitätenkultus muß auch sich in einem Idealwesen verkörpern; vom russischen Gott ist in der That die Rede; jede Nationalität bekommt auf diese Weise ihren Engel. Endlich gilt das auch für die eigene Person. Wie man sein sollte, das ist wie ein Schatten, der jeden in seinem Gewissen begleitet. Das ist der Schutzengel des einzelnen. Nur darf man aus diesen Idealen nicht transsubjektive Wesen machen.

Gott für das Universum, Christus für die Menschheit.

Nationalitätsgott.

Der Schutzengel.

Wegen der Liebe kann man nicht eine Mehrheit von Göttern annehmen. Im Einen sich versenkend, findet das Gemüt eine gewisse Ruhe. Ohne diese Einheit, ob wegen Atheismus oder Polytheismus, fehlt es dem Gemüt an Vollendung; zwischen den Vielheiten schwankt der Mensch in Unruhe, — oder Apathie.

Wegen der Liebe braucht man die Einheit, Atheismus und Polytheismus befriedigen daher nicht.

Zum Ewigen erhebe alle Morgen deine Seele! flüchte aus dem Gewirre der Bewegungen zu dem Einzigen, der Ruhe gibt dem Empfinden.

Darwinismus.

1886.

26. Nov. — Gestern erhielt ich einen Brief von Prof. Strümpell, darin er fragte über die Stellung Baers und seine Einwirkung, betreffend den Darwinismus. Selbigen Tages früh hatte ich in meiner vor zehn Jahren gehaltenen Gedächtnisrede wieder nachgelesen, was ich damals darüber gesagt. Seltsam ist ein solches Zusammentreffen, wie das Zutreffen von Träumen, und beweiset nur, daß die Gedankengänge nicht so unendlich viele und verschiedene sind, um das Zusammentreffen an demselben Tage auszuschließen. Ich antworte nicht auf alles. St., wie so viele seiner Zeitgenossen in der Philosophie, hat den Schlüssel zum Verständnis der Kantschen Lehre über Teleologie nicht gefunden. Erst Kuno Fischer dürfte eine klarere Einsicht in die Kantschen Probleme wieder verbreitet haben, und erst nach ihm haben Volkelt u. a. an diesen Problemen weitergearbeitet.

Aber auf die Frage, weshalb Baer, anstatt von Zweckmäßigkeit zu sprechen, Zielstrebigkeit gebraucht, antworte ich: um es

unentschieden zu lassen, ob es auf eine zweckvorstellende Intelligenz, neben und außer den sinnlichen Erscheinungen, sich bezieht.

Auf die Frage, ob Baers Polemik gewirkt habe, sage ich eigentlich nein.

Die Fortschritte des Darwinismus sind unaufhaltsam gewesen. Ueber ein Problem, das nicht kann vorläufig und lange unentschieden bleiben, gibt es ein Schwanken nur, wenn es mehrere ziemlich gleichwertige Lösungen gibt. Auf die Frage, wie sich die Arten haben bilden können, wie sich ihr Bau mit so künstlichen Einrichtungen und in so vollendeter Zusammenpassung hat bilden können, wie endlich die überraschenden Instinkte bei den Tieren sich haben festsetzen können, auf diese Fragen gibt es nur eine Antwort: Darwins Descenzlehre. Seine Pangenesis muß unbeachtet bleiben.

1886.

28. Dez. — Ein Herr Robert Habs, wohnhaft zu Ranbau bei Schöneberg, hat mich gebeten um Mitteilung meiner Transmutationsnotizen*) im Bulletin de la Soc. géol. de France vom Jahre 1853, und ich schicke die betreffenden ausgeschnittenen Blättchen. Dabei schreibe ich aber, daß ich meine Ansichten derjenigen Darwins gegenüber insofern zurückgenommen habe, als ich die chemischen Umwandlungen der Keimkerne nicht mehr durch äußere Einwirkung von besonderen Molekeln, sondern durch Auslese und Vererbung mir denke; — die Uebergänge zwischen den Arten zu fingieren aber noch immer für unnütz erachte. Herr Robert Habs braucht diese Sachen zu seinen Studien über La Mettrie. Er glaubt einige Stellen in dessen Système d'Epicure und seines Homme machine erläutern zu können, worauf L. Büchner in Darmstadt ihn hingewiesen. La Mettrie spricht von dem Einfluß des Chaos de divers éléments, qui nagent dans l'immensité de l'air, auf den Bau der Organismen.

---

*) In der, seiner „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl" vorausgehenden historischen Skizze über die Entstehung der Arten, sagt Darwin:

Im Jahre 1853 hat ein berühmter Geologe, Graf Keyserling (im „Bulletin de la Société géologique", Bd. X, S. 357), die Ansicht ausgesprochen, daß, wie zu verschiedenen Zeiten neue Krankheiten, die, wie man annimmt, durch irgend ein Miasma entstanden sind, sich über die Erde verbreitet haben, so auch zu gewissen Zeiten die Keime der bereits vorhandenen Arten durch Moleküle von besonderer Art in ihrer Umgebung chemisch beeinflußt worden sein könnten, so daß aus ihnen neue Formen hervorgegangen wären.

Aus einem Brief an Prof. Strümpell.

Mai 1888. — Mit hohem Interesse habe ich Darwins Leben und Briefe, herausgegeben von dessen Sohn, im Original gelesen, ein sehr anziehendes Lebensbild. Gelegentlich möchte ich die deutsche Uebersetzung letzter Hand des „Ursprungs der Arten“ mir anschaffen. Ich besitze nur die erste englische Ausgabe, die der Verfasser mir beim Erscheinen zusandte. Darwin schreibt an Hooker, was ich damals dazu sagte. Ich habe nichts davon zurückzunehmen.

Brief des Grafen Leo Keyserling nebst einem Manuskript von dessen Vater Grafen Alexander Keyserling über seine Stellung zum Darwinismus.

Am 27. Dezember 1887 hatten sich in Raiküll Freunde und Fachgenossen um meinen Vater versammelt, zur Feier seines 50jährigen Schriftstellerjubiläums. Von verschiedenen Seiten wurde ihm damals die Bitte nahegelegt, er möchte seine Ideen über die Lehre Darwins veröffentlichen. Ich habe später oft die Bitte vergeblich wiederholt, und entschloß mich daher, die Gedanken und Ansichten, die ich gesprächsweise so häufig vernommen, in an ihn gerichteten Briefen zu formulieren. In seinen Antworten ging mein Vater auf meine Fragen nicht ein und war ich um so erfreuter als ich endlich, am 7. Dezember 1888, in Briefform nachstehende Abhandlung über die Lehre Darwins erhielt, die ich nunmehr, ohne irgend eine Aenderung, der Oeffentlichkeit übergebe.

Lieber Leo!

Du bist wiederholt auf die Ideen Darwins zu sprechen gekommen, und ich will versuchen, Dir in den folgenden Zeilen klar zu überliefern, zu welchen Ergebnissen darüber meine Gedanken gelangt sind. Da muß ich aber weit ausholen und mit der Aufgabe der Systematik für Pflanzen und Tiere beginnen. Zur sicheren Wiedererkennung der Arten, auf wissenschaftliche Weise, gibt es nur ein zureichendes Mittel, das ist ein System disjunktiver Begriffe, in das alle Individuen, ein jedes nur an einer sicher zu erkennenden Stelle, hineinpassen. Begriffe bestehen aus Merkmalen, einem oder mehreren, die als Prädikate durch ein Urteil einem Subjekt beigelegt werden. Disjunktive Begriffe sind solche, wo Prädikate, die sich wechselseitig ausschließen, zwei oder mehreren Subjekten durch disjunktive Urteile

beigelegt werden. Die Subjekte sind in Zoologie und Botanik eine unbestimmte Vielzahl von Einzelwesen. Es ist zweckmäßig, in der formalen Logik die abstrakten Begriffe sich durch figürliche Schemata klar zu machen. Man denke sich zwei große Kreise, der eine bedeute Pflanze, der andre Tier. Das Einzelwesen mit X bezeichnet, wenn es ein lebendiges Wesen ist, gehört entweder zu den Pflanzen, oder, seinem Begriffe nach, zu den Tieren — entweder zu A oder zu B, wenn so die beiden Kreise bezeichnet sind. Es sei nun der Kreis A in zwei Halbkreise geteilt — Sporenpflanzen und Samenpflanzen bedeutend, so gehört X in einen dieser Halbkreise, die mit C und D bezeichnet sind. Der Halbkreis D, Samenpflanzen, sei wieder in zwei Quadranten für (Nadelbäume) Gymnospermen, und (Laubpflanzen) Angiospermen, E und F geteilt, F wieder für Monokotyledonen und Dikotyledonen in G und H, zwei Oktanten, geteilt. X wird durch ein solches Verfahren in den ihm zugehörigen Oktanten verwiesen. Dieser kann nun immer weiter und weiter geteilt werden, so daß sich das System als ein von Radien vielfach geteilter Kreis darstellen läßt. Es ist bisher vorausgesetzt, daß die Subjekte zu dem disjunktiven Urteil immer paarweise sich gegenüberstehen. Logisch können aber eine unbestimmte Anzahl von disjunktiven Merkmalen einander ausschließen. Nur würde das dem Zweck, die richtige Stelle, dahin das X gehört, zu ermitteln, weniger dienlich sein. Es ist, als teilte man den Kreis in 360 oder unendlich mehr nebeneinander geordnete Zentriwinkel mit ihren Ausschnitten und müßte alle durchmustern, bevor man entscheidet, wohin X zu bringen ist. So viel irgend thunlich, soll man sich also an der Dichotomie, an der einfachen Zweiteilung, genügen lassen.

Es kann nun die Frage entstehen, ob es überhaupt eine Grenze gibt, an der die Teilung durch disjunktives Urteil mit Notwendigkeit ein Ende hat, — oder ob sie unbegrenzt könnte fortgesetzt werden? Denken lassen sich gewiß immer weitere Zerteilungen, aber in der Erfahrung stößt man bald auf unüberwindliche Schwierigkeiten. In der Anschauung gibt es wohl Merkmale, an denen man seine persönlichen Bekannten, oft schon aus gewisser Entfernung, an Bewegung, Haltung, Stimme wiedererkennt; aber ein disjunktives Merkmal zu ermitteln, das sich muß in Worte fassen lassen, und das sich unter allen andern Menschen unzweifelhaft herausfinden ließe, vermag man nicht. Ebensowenig läßt sich der verschiedene Flug der Vögel, selbst ihr Gesang, in Worten wiedergeben, wie es zu einem disjunktiven Begriff erforderlich ist. In der Erfahrung stoßen wir immer auf solche disjunktive

Begriffe, die eine unbestimmte Vielzahl von Einzelwesen, zuweilen von sehr augenfälliger Verschiedenheit, umfassen, die aber dennoch sich nicht durch disjunktive Urteile zerteilen lassen, weil jedes daran wahrnehmbare Merkmal in so vielen Abstufungen in den zugehörigen Individuen zur Beobachtung kommt, daß keine begriffliche Abgrenzung damit sich begründen läßt. So ist zum Beispiel unsre Haustaube, Col. Livia, durch den weißen Unterrücken neben zwei schwarzen Querbinden über die Flügel, von der Col. Oenas zu unterscheiden, und bei den auffälligsten, durch die Zucht erzeugten Abweichungen treten immer wieder, wie Darwin es gezeigt hat, diese disjunktiven Merkmale unter den Nachkommen hervor. Es ist nicht gelungen, disjunktive Begriffe für die so überaus verschiedenen Hunde zu ihrer Zerteilung in Arten zu bilden. Die Menschen lassen sich erst recht nicht nach Begriffen zerteilen, wie das aus dem Studium des schönen Rankeschen Werkes hervorgeht. Die Art ist eben ein Begriff und keine Anschauung. Nach dem Vorhergehenden läßt sich nun die richtige Definition von Art geben, die zwar immer von den guten Systematikern eingehalten worden und daher nichts weniger als neu ist; die aber meist weder zum Ausdruck noch zum klaren Bewußtsein gekommen ist. Art ist in einem System disjunktiver Begriffe ein unteilbarer letzter Begriff, der unbestimmt viel Einzelwesen umfaßt. Art ist eben nichts weiter, als ein solcher wesentlicher, wissenschaftlicher Begriff, — so lange leer, bis die Anschauung ihm einen Inhalt gibt. Die Anschauung wiederum liefert nur Typen, um die herum die Einzelwesen schwanken, ist aber für die Begrenzung der Art, mit Kant zu sprechen, blind. Der Vogelliebhaber unterscheidet, wenn er darin Erfahrung hat machen können, z. B. Sprosser und Nachtigall, meist sicher; — das Kennzeichen, daß die zweite Schwinge bei der Nachtigall kürzer, bei dem Sprosser länger als die vierte Schwinge ist, leitet ihn nicht; und dennoch macht dieses Kennzeichen den Systematiker erst sicher, daß er es mit zwei gut unterschiedenen Arten zu thun hat. Nur wäre es verkehrt, von dem Systematiker einen Begriff zu erwarten, der eine Anschauung ersetzt, ebenso von der Anschauung allein einen Begriff, der das Wesen der Art bildet, zu fordern.

Ehe man sich darüber verständigt hat, was Art eigentlich bedeutet, ist es nicht möglich, bei den Verhandlungen über die Entstehung der Arten Mißverständnissen zu entgehen. Viele Naturforscher sprechen so, als wären die Typen der Anschauung: Arten, und verlassen damit eigentlich den Boden der wissenschaftlichen Systematik.

Schließlich wäre bei diesen einleitenden Betrachtungen noch die

physiologische Bedeutung der Art zu erörtern. So wie nur Wesen mit Vorfahren und (der Möglichkeit nach) Nachkommen die organische Welt ausmachen, während es in der unorganischen Welt keine Vorfahren geben kann, so liegt auch für die Art etwas Entscheidendes in ihrer Fortpflanzung. Kommt es auch zu Bastardbildungen zwischen Individuen verschiedener Arten, — in seltenen Fällen im allgemeinen, — so sind die Bastarde unter sich, erfahrungsmäßig, entweder ganz unfruchtbar, oder von so geschwächter Fruchtbarkeit, daß die Inzucht unter ihnen bald zum Aussterben der Bastardrasse führt. Es ist nicht gelungen durch Züchtungen von mehr und mehr abgeänderten Individuen einer Art Rassen zu bilden, die sich zu einander, in der gedachten Beziehung, wie Individuen verschiedener Art verhalten; sie liefern nicht zur Sterilität neigende Kreuzungsprodukte. Der geniale Physiologe Huxley, bei allem seinem Enthusiasmus für Darwin, sieht darin eine bisher noch immer unübersteigbar gebliebene Schwierigkeit für die Lehre Darwins von der Entstehung der Arten.

Darwins Lehre operiert mit drei thatsächlichen Vorgängen, 1. Variabilität, 2. Ausmerzung, 3. Vererbung. Damit erklärt sie dreierlei: 1. Die Entstehung neuer Formen, 2. ihre Anpassung an die umgebende Erdenwelt, 3. ihre Konstanz. Dreierlei dagegen hat Darwin nicht erklärt oder verständlich gemacht: 1. die unvermittelten Grenzen zwischen den Arten, 2. die von der Paläontologie auf der ganzen Erde nachgewiesene identische Ordnung der Folge von Faunen und Floren mit vorherrschend ähnlichen Typen; 3. den Fortschritt dieser Typen in geologischer Zeit von dem Allgemeinen zum Besonderen in ihren Organen, von dem Niederen zum Höheren — bis hinauf endlich zu dem Menschen mit seinem übermächtigen Gehirn.

Es scheint aber die Lehre Darwins, ohne wesentliche Abänderung ihrer Grundlagen, recht wohl dahin ausgebildet werden zu können, um auch das zu erklären, was bisher der Erklärung fehlte. Das soll in folgendem versucht werden, freilich nur in Gedanken. Doch ist es wohl möglich, daß die Gedanken einst zu Versuchen leiten, die eine bessere Grundlage den Erklärungen verleihen, als sie zur Zeit für die ganze Lehre zu Gebote stehen.

So zureichend die Lehre durch Beobachtung und Experiment begründet ist, so lange es sich um Entstehung von Rassen und Varietäten, — Abänderung der Anschauungstypen, — handelt, so entschieden wird sie hypothetisch, wenn sie dazu schreitet, die Entstehung der systematischen Arten, — disjunktiver Begriffe — zu erklären; sie muß die Fort-

wirkung der dreierlei Vorgänge, über das Thatsächliche hinaus, denken, voraussetzen, und das macht die Lehre zu einer Hypothese. Nur in der anfänglichen intellektuellen Ekstase konnten Anhänger das soweit verkennen, daß sie die Lehre in Parallele stellten nicht nur mit der des Copernicus, sondern auch mit denen eines Keppler und sogar Newtons. Auf einen Mittelpunkt die Erscheinungen zu reduzieren, ihre mathematische Gesetzmäßigkeit nachzuweisen — sie aus einer Kraft durch Rechnung abzuleiten, — so daß im voraus die Stelle im Raume angegeben werden kann, wo zu irgend einer beliebigen Zeit ein bestimmter Körper sich befinden wird, — das sind Leistungen, die der Biologie für immer versagt sein werden. Aus den Pflanzen und Tieren der Gegenwart zu entnehmen, was für Pflanzen und Tiere auf der Erde gelebt haben oder leben werden, in vergangenen oder zukünftigen geologischen Perioden, kann nur eine Aufgabe der Kalkulation werden. Eher könnte man die Darwinsche Lehre mit der Kant-Laplaceschen Hypothese, mit der Nebulartheorie in Parallele stellen, obwohl sie auch bei diesem Vergleich darin zurückbleibt, daß man sie nicht veranschaulichen kann, so leicht wie die Nebularhypothese durch das Plateausche Experiment. Allerdings könnte man in gewissen Gattungen einzelne Reihen von unsicher gegeneinander begrenzten Arten mit unauflöslichen Nebelflecken vergleichen, hier unfertige Arten, wie dort unfertige Sternenwelten voraussetzen. Ein solcher Vergleich veranschaulicht auch das numerische Verhältnis. Wegen der Nebelflecke wird die Existenz der unzähligen, scharf gesonderten Sterne am Himmel nicht zweifelhaft, wenn auch die Hypothese, daß sie nicht alle aus einem gemeinsamen Nebel, aus einem allgemeinen Chaos hervorgegangen sein könnten, damit nicht widerlegt werden kann. Unzählig, wie die Sterne am Himmel, sind die wohl gesonderten Arten, nicht nur in der Jetztwelt, sondern auch, soweit die Forschung zurückreicht, bis in die Zeiten des cambrischen Olenellus. Wohl hat uns die Paläontologie durch die Aufdeckung von Bindegliedern, von Stammformen, in denen Strukturverhältnisse verschmolzen erscheinen, die in späteren Formen mehr ausgebildet und gesondert auftreten, überrascht. Aber es verdient hervorgehoben zu werden, daß dergleichen Bindeglieder vielmehr zwischen den größeren Abteilungen der Organismen, zwischen Klassen, Familien, Gattungen aufgefunden sind. Wahrhafte Zwischenarten, die zwischen den disjunktiven Charakteren rezenter Arten Uebergänge nachweisen, hat man in den tertiären Schichten, trotz ihres Reichtums an rezenten Gattungen und ihrer oft wunderbaren Erhaltungsweise, z. B. im Bernstein, bis jetzt nicht gefunden.

Ebensowenig hat die Entomologie, trotz der Liebhaberei, die dazu veranlaßt, Tausende von Sammlern, Individuen derselben Art, oft zu Hunderttausenden, in die Sammlungen zu bringen, in namhafter Anzahl Formen entdeckt, die zwischen den Arten die Grenzen undeutlich machen könnten. In den einzelnen Fällen, wo es so hat scheinen können, erweist es sich aber bei weitergreifender und mehr erschöpfender Untersuchung, daß mehr Grund vorliegt, vorauszusetzen, das System sei an dieser Stelle nicht fertig, als von unfertigen, in Bildung begriffenen Arten zu sprechen.

Ein spezifisches Protoplasma von sehr impressionabler und leicht zerstörbarer Zusammensetzung, so ist aus der Erfahrung zu schließen, liegt jeder Art, d. h. dem in der Anschauung verwirklichten unteilbaren Begriff, — zu Grunde. Individuelle Eigenheiten können bis zu einem gewissen Grade in dieses Protoplasma verändernd eindringen und auf diese Weise konstante Rassen und Varietäten bilden, aber ein so tiefer Eingriff, daß eine Umprägung des Protoplasmas zu der einer verwandten Art erfolgt, ist bisher in den Beobachtungen nicht bekannt geworden. Dreißig Jahre eifrigen Forschens in dieser Richtung sind vergangen seit dem Auftreten der Darwinschen Lehre, und es hat sich noch immer nichts Entscheidendes ermitteln lassen. Die einzige Hoffnung bleibt noch im Bereiche der Bakterien oder Mikroonten. Aus einer Heubakterie wollte man, durch Kultur in allmählich wärmeren Medien, die Milzbrandbakterien erzeugt haben. Aber bei diesen kleinsten Wesen ist die Umwandlung, der einen Form in die andre, der unmittelbaren Beobachtung so schwer zugänglich, daß man bei den so viel untersuchten Saccharomyceten (den Hefepilzen) nur zu der Wahrscheinlichkeit gelangt ist, daß aus einer Art viele andre entstehen können, bei veränderter Ernährung und Umgebung. Hat man es nur mit einer polymorphen systematischen Art dabei zu thun?

Diese Wahrscheinlichkeit scheint zur Zeit die einzige Handhabe, um über die Kluft zwischen Art und Art einen thatsächlichen Steg zu schlagen*). Denn das Keimpünktchen, aus dem die organischen Wesen entstehen, ist auch ein Mikrobion zusammengesetzter, vermutlich immer zweigeschlechter Natur. In diesem Mikrobion sind die Vorbedingungen enthalten, nach welchen das Einzelwesen in den aufeinander folgenden Phasen seines Lebens zu bestimmten Formen sich ausgestaltet; in dem

*) Bei mikroskopischen (? Red.) Krebschen aus der Ordnung der Kiemenfüßer, Familie Blattfüßer (Artemia) hat man Umwandlung der Art, je nach Salzgehalt des Wassers, darin sie gehalten wurden, konstatiert. Aber die Erscheinung läßt sich als Polymorphismus ein- und derselben Art, in allen diesen Fällen, deuten.

Keimkörperchen des Schmetterlingseies z. B. ist enthalten das Gesetz, nach welchem die Raupe, die Puppe, der Schmetterling, ja der einzelne Pigmentfleck auf seinem Flügel der Art nach unabänderlich sich bilden muß; aber doch so impressionabel, daß individuelle Eigenschaften der Erzeuger durch dieses Keimkörperchen übertragen werden. — Wodurch entstehen diese individuellen Abweichungen, die Variabilität, als erster Vorgang, ohne den es zu der „Auswahl" und Rassenvererbung gar nicht kommen könnte? So viel ist ermittelt, daß bei der Befruchtung von dem, durch die Pore, durch die sogenannte Mikropyle, in das Ei hineintretenden Samenfädchen, — in normaler Befruchtung ein einzelnes Fädchen, — Kopf und Schwanz, nachdem sie die zum Eindringen dienenden Bewegungen vollführt haben, als unnütz abgeworfen werden. Aus einem Vortrage des Privatdozenten-Dr. Boveri in München ist zu entnehmen, daß die bisherigen Forschungen sich dahin zusammenfassen lassen, daß nur die chromatische Substanz des Eikerns und das Chromatin des Spermatozoenkernes, die Gestaltbildner sind, und daß bei der, von ihnen ausgehenden Zellteilung und Zellsprossung, die übrigen im Ei enthaltenen Zellen und Substanzen untergehen oder verbraucht werden. Die Lagerung, Gestaltung und Nahrung der in dem heranwachsenden Wesen sich abgliedernden neuen Zellen ist nach bestimmten Gesetzen eine andre, je nach der Stelle und der Phase der Neubildung. Bei der Reproduktion verloren gegangener Teile kann die Neubildung an der bestimmten Stelle nur ähnliche Gebilde reproduzieren, wie die verloren gegangenen, weil an derselben Stelle im Organismus auch dieselben Beschränkungen und Forderungen, die ursprünglich bestanden haben, wieder zur Geltung kommen. Nur in den Generationsorganen kommt es wieder bei allen Organismen zu einer Zellbildung unter Umständen, die eine allseitig vollkommene Ausgestaltung eines ganzen Organismus nicht beeinträchtigen. Da alle Organe durch Zellen sich bilden, die von der ersten Keimzelle abstammen und ein Stück ähnlichen Inhalts sind, so liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß ihr Inhalt nicht ähnlich, auch aus zweigeschlechtlichen Bestandteilen besteht. Sieht man z. B., wie die Nase des Vorfahren bei Menschen sich vererbt, so spricht das dafür, daß der väterliche Einfluß, der eben nur durch materielle Beimischung zu stande kommt, auch bei denjenigen Zellen fortgewirkt hat, aus denen die Nase entstand. Aber je weiter die Phase und die Stelle abliegt von der anfänglichen Zelle des Organismus, um so unähnlicher kann die Lagerung und Sprossung der Zellen werden. Zur völligen Gleichheit würde Identität von Phase, Ort und Umgebung für zwei Neubildungen

erforderlich sein, wie sie auch bei der Erzeugung von denselben Eltern bei aufeinander folgenden Kindern niemals sich gegeben findet; bei Zwillingen noch am meisten, weshalb auch unter ihnen die Aehnlichkeit einen hohen Grad erreichen kann. Das also ist der Grund der individuellen Variabilität, daß sich die anfänglichen, entscheidenden Elemente zweier Wesen, wenn auch in demselben Organismus, notwendig an verschiedenen Stellen desselben, mit verschiedenen Kombinationen des Chromatins beider Geschlechter, bilden. Man könnte die Folge der Generationen mit wiederholter Auflösung von Krystallen und wiederholter Ausscheidung aus der so gewonnenen Mutterlauge vergleichen. Eine solche wiederholte Operation führt oft zu immer reineren Substanzen, zu vollständiger Ausscheidung des Fremden, kann aber auch neue Verunreinigungen zur Folge haben. Das Keimkörperchen, indem es assimiliert und Neubildungen schafft, läßt seine Substanzen durch zahllose Gebilde wandern, bis sich der Organismus so vollendet ausgebildet hat, daß er wieder neue Keimelemente ausscheiden kann, die dann wieder in neuen Wesen Auflösung und Verbreitung finden, bis sie zu neuen Kombinationen gelangt, sich wieder in den Generationsorganen reiner niederschlagen. Die Parthenogenesis läßt sich sehr wohl mit der vorstehenden Ansicht vereinigen, sie ist stets nichts weiter als eine vererbte Befruchtung. In dem Falle mit den Bienen zeigt es sich, daß in dem unbefruchteten Ei die Bestandteile zu einer Drohne, zu einer männlichen Biene, vorhanden sind. Es muß aber von dem männlichen Chromatin etwas hinzutreten, um ein Weibchen zu bilden. Es kommt aber auf die Proportion in den verschiedenen Keimmolekeln an. Ueberwiegt das weibliche Element, so entstehen Männchen, und umgekehrt. Wenn bei andern Reproduktionen ohne Befruchtung, wie z. B. bei den Blattläusen, eine ganze Reihe von weiblichen Generationen einander folgen, so ist das sehr wohl mit dem Falle bei den Bienen unter ein und dasselbe Gesetz zu bringen. Die Vererbung der befruchteten Weibchen dauert bei den Blattläusen dadurch fort, daß die Proportion zwischen den beiden geschlechtlich verschiedenen Bestandteilen sich konserviert, so lange die Ernährung eine vollständige ist. Tritt im Herbst eine schwächere Ernährung ein, dann kommt es bei ihnen ebenso wie bei den Bienen, wegen des nicht genügend vermehrten männlichen Chromatins, zu einer Erzeugung von Männchen.

Faßt man ins Auge, daß erst mit der Befruchtung die normale Weiterbildung von dem Kern der Eizelle aus anhebt, so kann man wohl zu der Vorstellung gelangen, daß alles Wachstum von der An-

wesenheit der geschlechtlich differenten Molekeln in der Zelle abhängig ist und nur durch ihre Wechselwirkung es zur Teilung, Sprossung und Abschnürung von Zellen kommt. Auf der untersten Stufe der organischen Welt, bei den Protisten, müßte man eine diffuse Geschlechtssubstanz annehmen, die sich bei den vorgerückteren Wesen differenziert. Bei Fortpflanzung durch Teilung, Sprossung, Propfen, Okulieren verbleibt die Proportion der sexualen Molekeln ungestört dieselbe, wie in den Zellen des Stammindividuums; daher auch die Varietät sich vollständiger überträgt, als durch den befruchteten Samen, der durch Einwirkung eines differenten Individuums zu stande gekommen ist. Die Differenzen dürfen aber nur in engen Grenzen schwanken. Die Befruchtung einer Blüte durch Selbstbefruchtung, sowie die Fortpflanzung der Tiere nur im engsten Familienkreise führt zur Sterilität der Nachkommen. Die **Komponenten** des **Keimes** sind in diesem Falle zu homogen. Zwischen Arten, wenn es auch zu Bastarden in seltenen Fällen kommt, erweist sich wieder die Paarung zu heterogen, um die Fertilität der Produkte nicht äußerst zu beschränken. Die Kreuzung der Arten, das ist aus den bisherigen Erfahrungen zu entnehmen, hat nicht zur Bildung besonderer neuerer Arten geführt. Der Hund ist nicht von verschiedenen Arten von Schakals und Wölfen entstanden, wie es als Vermutung, und in der Verlegenheit um eine wilde Stammesrasse, ausgesprochen worden ist, — da man die Domestizierung einer Art, ohne ein wildes Individuum übrig zu lassen, wie sie bei Herdentieren leicht eintreten kann und beim Dromedar z. B. vorliegt, nicht glaubte annehmen zu dürfen.

Mai 1889. — Diese unterbrochenen Aufzeichnungen vom Dezember vorigen Jahres fortzusetzen, sind die Versuche zu erörtern, aus einer Art eine andre zu machen. Schon war die Rede von den Artschwankungen, die bei den Blattfüßerkrebschen angeblich sollen wahrgenommen sein. Herr Schmankewitsch zu Odessa will festgestellt haben, daß die Artemia salina verwandelt wird in Artemia Milhauseni durch mehr und mehr Salzgehalt im Wasser und umgekehrt, er will sogar die Gattung Artemia allmählich in Branchipus übergeführt haben.

Professor Verril (Yale College Amerika) bemerkt dazu, daß die Gattungen Artemia und Branchipus sich überhaupt nicht unterscheiden lassen, wenn man die männlichen Greiforgane nicht beachtet, was eben Schmankewitsch nicht scheint beachtet zu haben. Es gehören die Eier dieser Gattung außerdem zu denjenigen, die jahrelang trocken im Schlamm liegen können, oder gar müssen, um sich bei

neuem Aufguß zu entwickeln. Schmankewitsch hat bei seinen Versuchen die Reinzucht nicht genügend verbürgt. Sind Eier verschiedener Arten im Schlamm versteckt, so werden nach Umständen aus demselben Schlamm bei verschiedener Temperatur, bei verschiedenem Salzgehalt u. s. w. bald die eine, bald die andre Art, die den Umständen mehr angepaßt ist, sich in überwiegender Menge einfinden. Vorläufig bleibt diese ganze Umwandlung unsicher, bis erneute Versuche mit allen Vorsichtsmaßregeln gemacht werden! Ein andrer Fall betrifft die Umwandlung von Farnkräutern. Professor Sadebeck beobachtet: Asplenium adulterinum Wilde beginnt in vierter Generation in Asplenium viride Huds. umzuschlagen und in fünfter Generation sind fast alle Pflänzchen wirklich viride. Asplenium Serpentini Heusler beginnt bei der fünften Generation in Asplenium Adiantum nigrum L. umzuschlagen und in sechster Generation sind die Mehrzahl der Pflanzen wirklich Asplenium Adiantum nigrum. Es sind hier die auf Serpentinfels wachsenden Formen durch Kultur in andrer Erde in die Stammformen umgeschlagen. Dieser Rückschlag kommt nicht durch mehr und mehr hervortretende Kennzeichen zu stande, sondern durch mehr und mehr Individuen, die plötzlich in die Stammform zurückschlagen. Ferner ist die Umwandelung in entgegengesetzter Richtung, d. h. von den Stammformen in die Serpentinformen nicht gelungen. Aus den Serpentinformen läßt sich daher die Entstehung der Stammformen erklären, nicht umgekehrt. Allgemeiner: die Verwandlung ist nur in einer Richtung möglich; der Rücklauf findet nicht statt. Wenn man die Kennzeichen erwägt, welche die auf Serpentin gewachsenen Formen unterscheiden sollen von der entsprechenden Art, so kann man streng genommen, keine disjunktiven Begriffe daraus entnehmen. Die Serpentinformen haben zartere, weniger winterharte Blätter. Bei Asplenium adulterinum sind auch die Streuschüppchen mehrenteils mit einem Scheinnerv versehen und durchsichtiger, als bei Asplenium viride. Die Spindel des Blattes ist nur an der Spitze und nicht weiter hinab grün, u. s. w. Ein Mehr oder Weniger unterscheidet, und das ist es, was die Urteile disjunktiv macht. Hier bei den Farnkräutern kommen demnach nicht wahrhaft systematische Arten in Frage, und so interessant die Vorgänge sind, sie lehren nicht, wie wirkliche Arten sich bilden. Endlich kommt ein dritter Fall in Betracht, dem man, und mit Recht, die meiste Bedeutung beimessen dürfte. Vanessa Prorsa ist durch eine weiße Fleckenbinde, die mitten durch die Hinterflügel reicht und auf die Vorderflügel, halbwegs zu deren vorderem Rande, hinübergreift, von der Vanessa Levana samt ihrer Varietät,

Prorima, disjunktiv unterschieden, so viel ich weiß. Professor Weismann (in Freiburg) hat aus der V. Prorsa durch Einwirkung von Kälte auf die Puppe, einige zu Van. Levana gemacht; aber durch Wärmeeinwirkung auf Levanapuppen, Van. Prorsa zu machen, gelang nicht. Die warme Form, aus Frühlingseiern und Sommerpuppen, Prorsa, ist durch Kälte verschiebbar; die Herbsteier mit ihren der Kälte ausgesetzten Puppen (Levana) ist unwandelbar. Vor der Eiszeit gab es vielleicht nur V. Prorsa; jetzt gibt es in der gemäßigten Zone außerdem die Winterform V. Levana und das hat Wallace Saisondimorphismus benannt. Sollte eine Zeit kommen, wo die Puppen etwa durch Nachtfröste, auch im Sommer mehr Kälte leiden, als jetzt, so würde es nur noch V. Levana geben. Die ursprünglich V. Prorsa wäre ausgestorben und die Levana neu geschaffen, ganz wie die Paläontologie von den Arten der Vorwelt in vielen Fällen es annehmen muß.

Bis zur Stunde sind keine andern Experimente mir bekannt, die angeblich zu neuen Arten geführt haben. Aus so dürftigen Thatsachen lassen sich gewiß allgemeine Schlüsse für die Gesamtheit der Arten gar nicht ziehen. Bedeutsam bleiben sie aber für die Frage, ob die Umwandlung der Arten in solcher Weise vorgegangen sein muß, daß die disjunktiven Charaktere unmerkliche Uebergänge durchlaufen haben, so daß die Aufrechterhaltung systematischer Arten unmöglich wäre, wenn man die Individuen in vollständiger Reihe vor sich hätte! Die Darwinisten neigen zu dieser Voraussetzung, oder glauben steif und fest daran, ohne jeden Beweis; natura non fecit saltus, ist nun einmal ein sicherer Satz. Aber man vergißt, daß die geringste Verschiebung in den Keimelementen zu großen Abweichungen im weiteren Verlaufe der Entwickelung und in den Endprodukten führen kann. Gerade wie die molekuläre Veränderung in der Flüssigkeit, aus der sich ein Krystall niederschlägt, eine abweichende Form der Krystalle zuwege bringen kann, ohne Zwischenformen, so kann es bei der langen Reihe der Zellen, aus denen das vollendete Tier sich allmählich aufbaut, geschehen. Im Chromatin gab es keinen wahrnehmbaren saltus, wohl aber in seinen Endprodukten. Eine ganze Reihe andrer Erscheinungen spricht für die sprungweise Differenzierung der Tiere und Pflanzen. Ist doch schon die recht große Differenz zwischen männlichen und weiblichen Individuen, — die, wie vorher gesagt, von dem Uebergewicht des einen oder andern der Bestandteile im bisexualen Keime abhängt, — nicht durch eine Reihe von Zwitterbildungen in der Regel vermittelt. Ebenso treten die Mißgeburten

plötzlich auf und dennoch vererben sie sich in vielen Fällen. In demselben Sinne ist auch die Umwandlung der Vanessa Prorsa, von der oben die Rede gewesen, bedeutsam. Die Kälte hat den Verdauungsprozeß in der Puppe der Prorsa, so zu sagen, umgewandelt. Bei Individuen, wo diese Umwandlung eine gewisse Grenze überschritten hat, ist eine Levana daraus geworden, wo sie innerhalb dieser Grenzen verblieb, bleibt es bei der ursprünglichen Form. In den fertigen organischen Formen liegen verschiedene Sprossen einer Leiter, Stufen vor, die erreicht werden nicht durch das Springen der fertigen Formen, sondern durch das Hinaufranken aus wenig verschiedenen Anfangspunkten zu verschiedener Höhe. Ueber Stufen und nicht über eine schiefe Ebene hat sich die Tier- und Pflanzenwelt auf Erden zu immer höherer und mehr und mehr differenzierter Organisation emporgehoben. Je umfassender das disjunktive Systema Naturae fertig wird, umfassend die Wesen nicht nur der Jetztzeit, sondern auch der ganzen Vorwelt, um so deutlicher tritt die unvermittelte Unterscheidbarkeit der Arten hervor. Der wahre Grund der Entstehung der Arten, ihre reale Bedingung, ist eben der Chemismus der Keimelemente. Sie bestehen aus Atomengruppen von außerordentlicher Mannigfaltigkeit, in Zahl und Lage, ändern aber ab, wie alle chemischen Verbindungen, nicht nach kontinuierlichen, sondern nach rhythmischen Verschiebungen. Die bloß kontinuierlichen Steigerungen und Minderungen mögen Anlaß geben zu Rassen und Varietäten, und mögen den Eintritt von rhythmischen Aenderungen der Konstitution in den Keimelementen vorbereiten.

So, denke ich mir, wirkten die von Darwin hervorgehobenen drei Vorgänge: die Variation, Ausmerzung und Vererbung vorbereitend, bis nach einer langen Reihe von immer in etwas andrer Weise wiederholter Auflösung und Ausscheidung der Keimelemente, ihre Zusammensetzung an eine Grenze gelangt. In der bisherigen Weise geht es nicht weiter. Aufhören oder nach einem neuen Rhythmus sich fortpflanzen ist dann der Ausweg. Aussterben oder Metamorphose ist die Alternative. Man kann dieselbe Vorstellung auch folgendermaßen ausdrücken. Da die Kinder den Eltern nie vollkommen gleich sind, so gibt es, streng genommen, nie Regeneration ohne eine gewisse Degeneration. Diese führt schließlich zu Zerfall oder Umwandlung in eine andre systematische Art. Ob nun die drei von Darwin mit Recht hervorgehobenen Vorgänge, mit Recht, so lange keine andern in der Erfahrung zur Beobachtung gekommen, ausreichen, um zu dem, jeder Art schließlich bevorstehenden Ende zu führen, bleibt

eine offene Frage. Das Entstehen diskreter Arten, nach Darwinscher Prozedur, ist bisher nicht beobachtet, und die Umwandlung der Prorsa-Puppen durch Einwirkung der Kälte beweist, daß in diesem Falle die Vererbung und das Ueberleben der zweckmäßigeren Varietät es nicht macht. Wenn man an die einschneidenden Wandlungen der Organismen denkt, die zwischen den Hauptzeitabschnitten der Erdgeschichte sich zutrugen, begleitet von Wandlungen in den Vorgängen auch der unorganischen Natur der Sedimente und der Verteilung von Land und Meeren, von Tiefen und Höhen u. s. w., so liegt es nahe, an eine Verknüpfung zu denken. Vorbereitet waren die Organismen durch vorhergehende Degeneration, gewiß schon lange. Indes könnten, wie die Kältewirkung bei der Prorsa, so auch andre physikalische und chemische Einwirkungen von außen den Wechsel der Arten beschleunigen und schroffer machen. Wenn erst gegen die Tertiärzeit hin Mono- und Dikotylen sich einstellen, an Stelle der früher exklusiv herrschenden Koniferen, Kordakten, Cykadeen und Sporenpflanzen, so wird man sich das kaum anders, als im Zusammenhang mit klimatischen Veränderungen vorstellen. Diese Veränderungen indes reichen kaum aus, um auch nur das Aussterben der in historischer Zeit dagewesenen Arten zu erklären. Das Mammut hat, ebenso wie das Sibirische Nashorn, die Kälte vertragen, die gegenwärtig am Eismeer herrscht, und an holzigen Gewächsen, zur Ernährung dieser Tiere, fehlt es nicht. Die Seekuh ist verschwunden, nicht daß die Menschen sie ausgerottet hätten. Ebensowenig kennt man Beweise für Ausrottung durch die Menschen der in der lebenden Welt nicht länger vorhandenen großen Vögel Madagaskars (Dudu und Aepyornis) und Neuseelands (Dinornis). Die Proliferation, die nach Ranke auch bei historischen Völkerstämmen zuweilen schwindet, mag bei diesen Tieren in natürlicher Weise erloschen sein.

Nur in einer Richtung ist die Wandlung der Formen möglich gewesen, — eine progressive Wandlung, so scheint es, in den wenigen angeführten Experimenten, von einer jüngeren Stufe zurück zu einer älteren würde zum Zerfall führen.

So lange sich noch neue Atome in die gegebenen Keimelemente einfügen können, so stelle ich es mir vor, führt es zu neuen Arten, — sobald alle alten Kombinationen sich nicht mehr verjüngen können, drängt es zum Zerfall.

Ich komme nun auf die Erklärung dessen, was Darwin nicht hat erklären können.

1. Die Entstehung neuer Formen erklärt sich aus dem Realgrund der Art. Sie ist bedingt von der chemischen Konstitution (von der Formel) der Keimelemente. Durch beständige Umlagerung, Perignose, werden andersartige Kompositionen der Atome vorbereitet, zuweilen durch Einwirkung neuer äußerer Verhältnisse in sehr heterogener Weise zu stande gebracht. Uebergangsformen zwischen den Hauptabteilungen des natürlichen Systems hat es immer nur wenig und selten geben können. Sie liegen dem Zentrum des Systems nahe, wo es wenig Spielraum gibt. Zwischen Arten des Systems kann es aber keine Mittelformen geben, weil die Atomistik die Art macht, und die Art nur als ein letztes Glied des disjunktiven Systema Naturae definiert werden kann.

2. Die identische Ordnung, in der sich die Floren und Faunen der Vorwelt auf der ganzen Erde ablösen und folgen, hat ihren ersten Grund in dem gleichartigen Ausgangspunkt aller Organismen, von primitiven (Zellen oder) Protoplasten. Wenn auch in verschiedenen Gegenden der Erde, die Aenderungen der Endprodukte, d. h. der fertigen Tiere und Pflanzen nicht ganz gleichartig und nicht genau gleichzeitig eingetreten sind, so wird in Hunderten von Jahrtausenden eine gewisse Analogie sich doch geltend machen. Nach den ersten hunderttausend Jahren, nach den zweiten u. s. w. wird die Umänderung überall einen ziemlich analogen Grad erreicht haben. Treten nun hinzu anderweitige Aenderungen, die zu Zeiten die ganze Erde betrafen, Aenderungen der Sommerwärme, der Zusammensetzung von Luft und Wasser, so entstehen dadurch neue Analogien. Die vorhandenen Arten sind durch ihre innere Parigenese vorbereitend anders geworden und erleiden nun gemeinsam tiefgreifende Veränderungen auf der ganzen Erde.

3. Der Fortschritt von unvollkommeneren Wesen mit weniger Organen und eigenartigen Funktionen, — von Pflanzen ohne Blüten und Tieren ohne oder mit wenig ausgebildetem Gehirn zu Pflanzen mit Blütenschmuck und zu Säugetieren mit ansehnlichem Gehirn, — dieser Fortschritt ist die notwendige Folge der progressiven Umänderung. Das ist eine Umänderung, die immer nur in dem Hinzutreten von Atomen in den Keimmolekeln bestehen kann, nicht in dem Verarmen an Molekeln, das den Zerfall zur Folge hat. So werden sich immer mehr und mehr, neben den zum Teil von alter Zeit her in veränderter Form noch verbleibenden Formen, neue immer vollkommenere Organismen einfinden.

Ich resumiere schließlich den Gang, wie das natürliche System, das wahre Systema Naturae zu stande zu bringen ist. Erst müssen

die Individuen gruppiert werden nach der Anschauung. Die letzten Gruppen sind die Anschauungsarten, Typen der Anschauung: es schwanken die Individuen um einen Typus; Grenzen für diese Anschaunngsarten kommen nicht zur Kenntnis. Diese Typen ordnet man nach Aehnlichkeit zu Gattungen, Familien, Ordnungen, immer nach bloßer Anschauung zusammen, und hat somit ein verzweigtes System geschaffen, das die notwendige Unterlage liefert für jede weitere systematische Bearbeitung.

Zweitens sucht man Kennzeichen auf, die es gestatten, die Anschauungsarten annähernd in derselben Ordnung, die nach der Aehnlichkeit im Habitus entworfen wurde, in ein System streng disjunktiver Begriffe zu bringen. Die letzten Glieder dieses Systems sind die systematischen, wissenschaftlich begründeten, in der Erfahrung gegebenen Arten. Es hat sich ergeben, daß die dichotome Einteilung im allgemeinen nicht nur die zum Auffinden und Wiedererkennen der systematischen Arten dienlichere ist, sondern daß sie auch die naturgemäßere ist. Es sei erinnert an die 24 Linnéschen Pflanzenklassen, im Gegensatz zu dem natürlichen System; an die Einteilung der Tiere in Wirbeltiere und Nichtwirbeltiere, — in Gliedertiere und Weichtiere u. s. w. Mit den Kennzeichen vertraut, wird man erst das natürliche System nicht nur begründen, sondern auch verbessern. Der Habitus hat bei der Zusammenstellung nach der Anschauung oft irre geführt; erst wenn man sich von den entscheidenden Kennzeichen in der Struktur hat durchdringen lassen, ist man befähigt, zu erkennen, daß die Blindschleiche naturgemäß zu den Eidechsen und nicht zu den Schlangen gehört, und so in unzähligen andern Fällen.

In dritter Reihe kann man sich mit den Spekulationen über die Abstammungen der Arten, Gattungen, Familien, Ordnungen voneinander beschäftigen. Da fehlt es an den unerläßlichen empirischen Daten und man verfällt damit leicht in unwissenschaftliche Spielereien. In Zusammenhang mit dem geologischen Alter, mit den Erfahrungen über die Zeitfolge des Auftretens der Formen in der Erdgeschichte, bekommt diese Beschäftigung mehr Gehalt. Die vergleichend-anatomische Betrachtung gibt ihr gleichfalls ernste Bedeutung.

Eine vierte Aufgabe liegt endlich der Biologie noch vor, aber von großer Schwierigkeit. Es ist das genaue Studium und die experimentelle Ermittelung der Zeugung und Entwickelung. Dahin rechne ich z. B. die Versuche über Bastardbildungen zwischen Amphibien, wie sie Professor Pflüger in Bonn, wenn ich mich recht besinne, angestellt hat. Es kam dabei heraus, daß die Samenfädchen

gewisser Arten wegen zu dicker Köpfe in die Eier andrer Arten nicht hineinschlüpfen können, oder daß bei einigen Arten die Zugänge, die Mikropylen, zu eng sind, um von fremden Samenfädchen befruchtet werden zu können. Es schließen sich in dieser Weise gewisse Arten ab. Aber erst wenn man genau die atomistische Konstitution des Chromatins erkannt haben wird, läßt sich hoffen, daß wir den realen Grund der Spezifikationen in der Natur ein wenig mehr werden kennen lernen. Jetzt kennen wir davon nur so viel, daß die Albuminate überraschend vielatomige und durch Gärungen und andre Wirkungen leicht veränderliche Körper sind, von sogenanntem labilen Gleichgewicht. So viel Spezies, so viel chemisch zu charakterisierende Protoplasten! Darauf, denke ich, wird diese Aufgabe hinauslaufen.

Anmerkung. Beiläufig kann hervorgehoben werden, daß solange die Temperatur auf der Erde eine gleichmäßige gewesen ist, in Tages- und Jahreszeiten und in den verschiedenen Breiten, das Protoplasma keinen Schutz gegen den Temperaturwechsel bedurfte. In den frühesten Entwickelungsstadien sind die Protoplasten besonders empfindlich. Wenn nur erst gegen Ende der Kreideperiode angiosperme Pflanzen und placentäre Säugetiere sich einfinden, so zeigt es an, daß die Temperaturen bis dahin keinen so starken Schutz der Keime erforderten, als gegenwärtig. Ein ewig umwölkter Himmel hat dazu beigetragen, die Extreme der Wärme und Kälte abzustumpfen, — die Farblosigkeit der Blütenstände spricht für den Mangel reinen Himmels in älterer Zeit. Die Vorrichtungen, vermöge welcher in den ausgebildeten Tieren die innere Körpertemperatur nahebei unveränderlich erhalten bleibt, trotz der Schwankungen der äußeren Temperatur, die sogenannten Homöothermen, fehlten in den älteren Perioden. Es gab nur heterotherme Wesen, d. h. solche mit kaltem Blut, welche die Schwankungen der Wärme der Luft und des Wassers auch innerlich mitmachen, lebend in gewissen Grenzen, über die hinaus sie getötet werden, — ohne von innen die Temperatur ausgleichen zu können.

Philosophie und physiologische Psychologie (1887).

Ein Artikel von Barthélemy St. Hilaire in der R. d. d. M. „la philosophie et les sciences“, liefert mir einen neuen Beweis dafür, daß die Philosophie keine Wissenschaft ist, die etwa so wie eine Naturwissenschaft oder eine mathematische Disziplin, der ganzen kultivierten Menschheit einer Zeit angehört. Wiederholt zeigt Barthélemy, daß er für Kant kein Verständnis hat. Den Unterschied zwischen dem vorstellenden und dem vorgestellten Ich kennt er nicht u. s. w. . . . Es gibt immer Menschen, die auf Kant in einem Alter stoßen, wo sie ihn nicht mehr kennen lernen können. Darum handelt es sich bei Kant nicht, eine Hypothese zu schaffen, aus welcher die Thatsache der Erfahrung abzuleiten wäre. Diese ist ihm gegeben. Er findet, daß die Anschauungs- und Denkformen bei Anwendung auf das vorgestellte Ich und auf die vorgestellte Welt Geltung haben, jedoch über das vorstellende Ich und über die Welt an sich, deren Existenz aus der Erfahrungsthatsache zu folgern ist, keine verläßliche Erkenntnis ermöglichen. Um Kant zu widerlegen, genügt es nicht, mit seinen Ergebnissen sich unbefriedigt zu erklären, sondern es muß erwiesen werden, daß er zu viel behauptet hat. Die Raum- und Zeitgrenzen müssen, als Abstrakta aus der Erfahrung, von der unbegrenzten uns a priori innewohnenden Raumanschauung unterschieden werden. Solange diese Arbeit nicht geleistet ist, wird weder das Beharren auf dem Hegelschen Standpunkt, von dem aus die Wiederkehr des längst für überwunden und begrabenen Kants unerklärlich bleibt, noch Hartmanns Einwürfe über die Kantschen Klippen hinweghelfen.

— Oft wird der Fehler wiederholt, Kant so zu beurteilen, als habe er nicht der praktischen Vernunft das Primat vindiziert. Darin hat er ja eigentlich wie Pascal gedacht, daß er zunächst die Nichtigkeit der theoretischen Vernunft, aller Metaphysik, feststellte. Daß die Dinge so sind, wie ich sie wahrnehme bei gesunden, wachen Sinnen, daß die andern, mit Sinnen begabten Geschöpfe, dasselbe als ich wahrnehmen, daß endlich ich selbst, mich meinen Beschaffenheiten nach wahrzunehmen vermag, wenn dabei auch Selbsttäuschungen mit unterlaufen, steht für die praktische Vernunft fest. Daß man aber in metaphysischer Weise weder über die Außenwelt, noch über das Ich zu Kenntnissen gelangt und nur zu leeren Formen hintreibt, die

als Existenzen zu beurteilen, zu Widersinn führt, das hat Kant bewiesen. Es scheinen Hartmann und viele andre von der Hauptsache bei Kant keine Notiz nehmen zu wollen. Kant habe gezeigt, daß wir von den Dingen an sich und von uns selbst nichts wissen können, daher alles nur subjektive Illusion ist! damit Punktum. Sie hätten aber sagen sollen, daß wir durch Metaphysik keine Aufklärung darüber erlangen können, und wären dann in der Wahrheit.

So vollständig anzuerkennen ist, daß Raum und Zeit bei jeder Erfahrung, um sie zu ermöglichen, müssen verwandt werden, so bestimmt sind davon Ausdehnung und Dauer, als empirische Daten, zu unterscheiden. Durch die Wahrnehmung des Ichs komme ich auf empirischem Wege zu der Wahrnehmung der Zeitgrenze, ohne Schwierigkeit, sobald ich die absolute Zeit, in die ich mein Dasein und meine Veränderungen hinein versetzen kann, zur Verfügung habe. Habe ich das nicht, so hört die Möglichkeit, ein Ich wahrzunehmen und somit jede individuelle Existenz, von der allein ich Erkenntnis gewinne, auf. Aus dem Nichts der eigenen empirischen Existenz darf ich aber nicht schließen auf ein Nichts der Welt. Die Welt war und bleibt ohne mich. — Die Naturforscher, die eine absolute Realität von Raum und Zeit annehmen, sind nicht dadurch zu widerlegen, daß man behauptet, Raum und Zeit sind nichts ohne Erscheinungen, d. h. Wahrnehmungen. Raum und Zeit sind zu jedem Vorstellen nötig (vielleicht weil dieses nur eine Form ist von Bewegung, und zwar die sich selbst wahrnehmende Bewegung), aber das Vorstellen ist nicht nötige Bedingung für jede Existenz. Die in der Vorstellung verwandten Raum und Zeit fallen weg, wenn es keine Vorstellung gibt, aber als ein Absolutes könnten Raum und Zeit unerkannt existieren. Die unerkannten Raum- und Zeitanschauungen könnten übereinstimmen mit den Relationen, die als Ewigkeit und Unendlichkeit zur Verwendung kommen, sobald die Erkenntnis in die Welt tritt. — Ohne diese Annahme kommt man aus den Unklarheiten nicht heraus, z. B. pag. 77: „Wir kennen nichts (von den Gegenständen) als unsre Art, sie wahrzunehmen . . . die auch nicht notwendig jedem Wesen, obzwar jedem Menschen, zukommen muß . . .“ pag. 85: „Es mag sein, daß alle denkenden, endlichen Wesen hierin mit dem Menschen notwendig übereinstimmen müssen; —“ hier liegt das Zugeständnis der empirischen Ungewißheit, ob andre Wesen Zeit und Raum bei ihren Wahrnehmungen verwenden, und die a priori gänzlich unerweisliche Voraussetzung, daß die Menschen allgemein es thun müssen, weil ich es thun muß. — Kant hat nie zulassen wollen, daß man aus seiner

Lehre folgerte, den Erscheinungen entspräche nichts, als eigene Vorstellungen. — Eigentlich lehrt Kant: das Idealistische alles Transscendentalen, — die Realität nur des Empirischen. Wenn aber die empirischen Erscheinungen zu Vorstellungen gemacht werden, so werden sie Hirngespinste. Kant wollte der Empirie die Bahn sichern, um der Spekulation sie zu verlegen. Seine inneren Widersprüche wurden aber zum Ausgangspunkte erneuter, transscendentaler Spekulationen.

---

21. Mai. — Ueber die Sicherheit der Erkenntnisse*). Schein oder Sein, Traum oder Wirklichkeit, wie hält man die auseinander?

1. Stetigkeit.

1. Durch die Wahrnehmung bleibender Folgen.

2. Wiederholbarkeit.

2. Durch gleichmäßigen Erfolg bei beliebig wiederholten Versuchen.

3. Greifbarkeit.

3. Durch Betasten.

Der Traum bleibt meist sogar im Gedächtnis nur wenig, kommt zuweilen wieder, läßt sich aber nicht nach Belieben wiederholen und seine Gestalten lassen sich nicht greifen. Es sind die Sinne den Phantasmen verschiedentlich zugänglich. Gesicht und Gehör am häufigsten und vollständigsten, selten Geruch und Geschmack, am seltensten das Tastgefühl, weshalb dieser Sinn als der realste, als der eigentliche Wecker anzusehen ist, denn erst, wenn er unempfindlich geworden, kann Schlaf eintreten. Bei Anwendung der drei angegebenen Unterscheidungsmittel gewährt jedes für sich schon Sicherheit vor Verwechselung rein subjektiver Erscheinungen, mit solchen, die bleiben, wenn es auch gar kein vorstellendes Subjekt geben würde. Erkenntnisse andrer verdienen Vertrauen in dem Grade, als sie die drei Unterscheidungsmittel angewandt haben. Wenn die Mitteilungen andrer folgerichtig sind, aus wiederholten Beobachtungen und Versuchen abgeleitet, — oder wenn sie greifbare Gegenstände betreffen, die der Erzähler betastet hat, — dann verdienen seine Angaben Vertrauen. Wenn es aber Wahrnehmungen sind eines aufgeregten enthusiastischen Gemüts, das sich für besonders geartet hält, — etwa Offenbarungen; — oder wenn man selbst in solchem Zustande der Ekstase etwas gesehen und

*) Die Dinge, als erscheinende, haben zur Voraussetzung nicht bloß transscendental-philosophische Sinnlichkeit, sondern auch empirische Sinnlichkeit. Sollte die erstere die Realität der Dinge nicht erweisen können, versuche man es mit der zweiten.

gehört hat, was nicht beliebig wiederholt oder was nicht geprüft werden kann, dann hat man es mit Illusionen, Phantasmen, Einbildungen zu thun.

Der Denker will ergründen, ob das Sein nicht eine andre Art von Schein ist.

Im gewöhnlichen Leben wird nach den dreierlei Unterscheidungsmitteln und nach den auf sie gegründeten Mitteilungen, der Unterschied zwischen Schein und Sein sicher gemacht. Aber der Denker verlangt, jeden Zweifel noch darüber zu entfernen, ob nicht das, was im gewöhnlichen Leben für ein Daseiendes gilt, nur eine andre Art von Schein sein könnte; — ein dem menschlichen Individuum etwa bleibender Schein, ein fortgesetzter Traum, — den in der Nacht die abgebrochene und flüchtige Gattung von Traum unterbricht. Greifbarkeit, Wiederholbarkeit, Dauer in ihren Folgen, mögen die Kennzeichen des wirklichen Seins im Gegensatze zu den Kennzeichen des traumhaften Scheins sein. Was sind aber die diesem Gegensatz zu Grunde liegenden Vorstellungen? Das wirkliche Ding bleibt, ob es auch weder eine menschliche, noch eine andre Intelligenz gibt, die es auffaßt; auch die Verhältnisse zwischen den wirklichen Dingen bleiben, von aller Intelligenz unabhängig, die sie erkennt, aber nicht erschafft, — die von der Intelligenz erschaffenen Erscheinungen, die außerhalb der Intelligenz nicht zur Darstellung gekommen sind, verschwinden mit der Intelligenz, die sie erzeugt hatte. Jupiter ist nicht mehr, ob auch Statuen, die ihn versinnlichen sollten, sind; der Glaube an Jupiter war der Glaube an nichts Wirkliches, an Wahn und Schein. Seine Bildnisse und Tempel waren aber wirklich. Wie soll nun meine Intelligenz erfahren, daß etwas vorhanden ist, das nicht in der Intelligenz allein ist, obwohl die Intelligenz nicht verspürt, was in sie nicht hinein tritt? Sie muß in sich, zu diesem Zweck, Wirkungen verspüren, die von Ursachen außerhalb der Intelligenz herrühren.

Man muß bewirkende Ursachen außerhalb der Intelligenz suchen.

---

1. Juni. — Versuch kürzer niederzuschreiben was zur Kenntnistheorie mir ein wertvoller Beitrag scheint:

Kants schon mehrfach erwähnter Irrtum.

Kant hat unwiderleglich bewiesen, daß Raum und Zeit Einrichtungen des Intellekts sind, ohne die er keine Erfahrung machen kann; — aber er irrte, wenn er die Schranken in Raum und Zeit für Teilchen von Raum und Zeit hielt. Sie sind Abstrakta von den in die Erfahrung tretenden Körpern und Begebenheiten. Sie sind keine Vorbedingungen der Erfahrung. Sie werden entnommen dem, was den Raum und die Zeit in der Erfahrung füllt, — dem Inhalt

und nicht der Form, — dem Vielerlei, nicht dem Einerlei. Die aprioristische Zeit und der aprioristische Raum sind ganz ohne Schranken. Sind die Schranken aber aus der Erfahrung, so sind die Ursachen dazu nicht im denkenden Subjekt. Das bloße Ich, da es keine Schranken von sich aus setzen kann, bringt es zu keiner Außenwelt. Die Schranken beweisen die Existenz der andern Menschen und der Welt. Eingebildet, geträumt können sie nicht sein.

Das Ich kann von sich aus keine Schranken setzen, keine Außenwelt schaffen. Die Schranken beweisen die Außenwelt.

Der Cartesianische Zweifel.

Der Cartesianische Zweifel an allem, außer dem Selbst, stützt sich darauf, daß im Traum die Schranken ebensogut erscheinen, wie im Wachen. Aber damit will Descartes die Außenwelt nur für weniger direkt zugänglich dem Geiste erklären, als das Selbst. Zu bemerken ist dagegen: 1. Der Traum reproduziert; — nur die Kombinationen sind darin neu. Die Eigenschaften, Formen, ihre Verhältnisse, ihre Aufeinanderfolge werden im Traum anders gemischt auftreten; aber der Blindgeborene träumt keine Farben und der Taubgeborene keine Musik. Im Traum erscheinen nur der Wirklichkeit entnommene Elemente, insofern ist der Traum real; wenn er auch zusammenstellt, was nicht gegenwärtig ist, — sondern was einmal gewesen. 2. Es gibt drei Kennzeichen, daran die geträumte imaginäre Außenwelt von einer realen zu unterscheiden ist. **Greifbarkeit, Wiederholbarkeit, Untilgbarkeit, als ein Glied der Kausalreihe**, oder als ein unverändert Fortbestehendes. Diese Kennzeichen kommen in vollem Maße nur dem Realen zu. Greifbar sind die Traumgestalten kaum, wenn es auch **Illusionen** des Tastgefühls geben kann. Die Flinte geht dem Jäger im Traum gar nicht oder schlecht los, weil der Finger das Abdrücken nicht spürt; der blinde Klavierspieler hört Musik, spielt aber selbst nicht; der Reisende fährt im Traum nicht auf der Eisenbahn, weil das Tastgefühl die eigentümliche Bewegung nicht spürt. Der im Traum Umherwandelnde fühlt keinen Sohlendruck, und es finden sich Flugträume ein; der Einschlafende träumt einen ihn erweckenden Fall, sobald das Tastgefühl wieder einschießt, u. s. w. Illusionen sind wohl dem Tastgefühl nicht fremd, aber keine reine Phantasmen **ohne** aktuelle Ursache. Der Typhuskranke spürt z. B. den Druck des einen Beins auf das andre und schiebt ihn auf einen fremden Menschen; die Lippen berühren die Decke oder einander und es wird ein Kuß geträumt. Dergleichen Illusionen sind keine seltene Erscheinung. Aber rechte Greifbarkeit, das wußte schon Homer, kann man nicht träumen. — Dieselben Umstände bringen dieselbe Wirkung. Ob es Umstände sind, die bloß die Beobachtung ermöglichen, oder die eine Erscheinung erzeugen, —

Im Traume erscheinen nur der Wirklichkeit entnommene Elemente.

Die drei Unterscheidungsmittel.

sobald sie bei beliebiger Wiederholung dasselbe liefern, ist es keine Vision. Ein entsetzliches Ereignis, ein Verbrechen lassen keine bleibenden Folgen, wenn sie geträumt sind. Die Reue fehlt und der Schreck wird schnell vergessen. Was nicht festsitzt in der Auffassung der Kausalreihen, ist nicht real.

Alles Erscheinende hat daher einen realen Grund, und sobald daran die genannten drei Kennzeichen exakt festgestellt sind, ist es vorhanden. Berichterstatter, die eine Thatsache unter diesen Gesichtspunkten geprüft haben, verdienen Glauben; andre sind unzuverlässig.

Alles Erscheinende hat einen realen Grund. Sobald die drei Kennzeichen exakt darauf passen, ist es vorhanden.

Zwischen den vorhandenen Dingen gibt es wechselseitiges Verhalten. So weit die Dinge in das Verhältnis treten, gelten dafür Naturgesetze. Die Naturgesetze gelten ewig, aber erscheinen nur an den Dingen. Sie sind nicht, sondern sie gelten. Unter der Voraussetzung der Dinge, kommen sie in Wirksamkeit, sonst nicht.

Die Naturgesetze gelten, sie sind nicht.

Nun aber lehrt Kant: Dinge an sich*) sind zwar vorhanden (was ihm wegen seiner mangelhaften Schrankenlehre zu beweisen schlecht gelang), aber von ihrer Beschaffenheit wissen wir nichts. Sie haben, muß dagegen gesagt werden, keine Beschaffenheit an sich. Beschaffenheit heißt weiter nichts, als die Reaktion eines Dinges auf ein andres, und umgekehrt. Abgesehen von diesen Reaktionen sind die Dinge eigenschaftslose Potenzen, Abstrakta, die in der Welt bestehen können, wegen der Reaktionen.

Kants Ding an sich.

Endlich ist die Empfindung immer mit Substanzbewegung (Bebung) verbunden. Setzt sich diese Bewegung, die zeiträumlich ist, in

Bei Keyserlings Auffassung fallen Kants Antinomien.

*) Jedes Objekt hat zweierlei Bedeutung: 1. als Erscheinung, zur Erkenntnis, 2. als ein Ding an sich selbst, für Forderungen, wie sie die Moral fordert.

Erscheinungen hervorzurufen, und gerade die bestimmten, die in der Erfahrung gegeben sind, ist die eine, den Dingen realiter zukommende Wirkung; die wirklichen Eigenschaften des Dinges kommen in der Erscheinung zur Geltung. Alle Eigenschaften der Dinge sind nur bezüglich andrer Dinge (Relation, Vergleiche) möglich.

Der Kunstausdruck „Ding an sich" muß nicht dahin verstanden werden, daß es ein Ding mit andern Eigenschaften ist als die erscheinenden, — sondern er bedeutet nur, daß neben den erscheinenden Eigenschaften in den Dingen noch ein Unbekanntes, ein Ding an sich anzunehmen ist, — ein Mehreres, auf das die Gesetze nicht anzuwenden sind, die auf die Erscheinungen sich beziehen.

Kurz: die Dinge der Außenwelt existieren und sind so, wie sie erscheinen; — aber die Erscheinung kann ihr Wesen niemals erschöpfen, — sie bleiben, abgesehen von ihren erscheinenden Eigenschaften, Dinge an sich, reine Potenzen, virtuelle Wesen.

Wahrnehmung um, so klebt ihr entschieden das Zeiträumliche an. Deshalb aber es den Dingen außerhalb des Ichs abzusprechen, dazu verleiteten einerseits die Antinomien, — andrerseits das Freiheitsbewußtsein, wie es durch das Verantwortlichkeitsgefühl praktisch feststeht. Bei einer andern Auffassung der Schranken ist beides hinfällig. Die Gegenwart ist die Grenze zwischen der universellen Vergangenheit und Zukunft; selbst aber nicht eine minimale Zeit. Ist es aber keine Zeit, so hindert mich nichts, das Körnchen Freiheit, wie es für das Verantwortlichkeitsgefühl genügt, in die Gegenwart zu verlegen, — statt wie Kant es gethan, dafür eine intelligible Welt zu setzen, die verschieden ist von der, die wir erkennen. Ebenso fallen die räumlichen Antinomien. Sie passen nicht auf die Materie. Was von dem abstrakten, schrankenlosen Raum gilt, läßt sich nicht auf die materielle Welt unbedingt anwenden. Materie ist nicht unendlich teilbar, wohl aber der Raum, — Materie ist nicht ohne Grenzen, wohl aber der Raum, — Materie ist kompressibel, der Raum nicht, — Materie ist beweglich, der Raum nicht. Die Zeit ist ohne Anfang, die Begebenheiten aber beginnen und enden. Die Summe aller Substanz und aller Kräfte ist ewig, — aber ihre veränderlichen Kombinationen haben Anfang und Ende. — Dinge an sich sind Abstrakta, von allen Eigenschaften abgelöste Potenzen; Undinge sind es gewissermaßen; sobald sie reagieren, sind sie nicht an sich und solange sie nur an sich sind, befinden sie sich außerhalb der Welt, oder nirgends. Mit ihnen sich zu beschäftigen, ist ein Vexierspiel.

Unterschied von Raum und Materie.

---

4. Juni. — Versuch, die organischen Vorgänge und Einrichtungen zur Empfindung sich vorzustellen, in Grundlage des Vorhergehenden und zu näherer Erläuterung:

Seelentheorie.

Erfahrungsmäßig ist jede sinnliche Wahrnehmung eines realen Wesens verbunden mit dem Herantreten eines Reizes an die nach außen gewandten Endapparate des Nervensystems. In der Erinnerung verbleiben die Gesichts- und Gehörreize, so daß sie als Erinnerungsbilder oder aus dem Gedächtnis reproduziert werden können, ihrer Beschaffenheit entsprechend. Geschmack, Geruch, Fühlen, lassen sich nicht in der Erinnerung wiederholen, ohne durch einen neuen, wenn auch andern Reiz unterstützt zu werden. Wenn der Hypnotische auch auf das Wort hin, das ihm der Hypnotiseur sagt, glaubt, eine Birne oder Wein zu schmecken, so muß er doch wirklich eine Kartoffel oder Wasser im Munde haben, um die latente Erinnerung wieder zu

beleben. Es besteht die latente Erinnerung, aber um ins Bewußtsein wieder zu treten, bedarf es eines Reizes desselben Sinnes: „Das habe ich schon einmal geschmeckt", das ist die Empfindung. Merkwürdig, wie diese Gattung von Erinnerung beim Rindvieh sich zeigt. Hat ein Rind Oelkuchen in der Jugend oder später einen Winter über zu fressen bekommen, ob auch der Sommer oder Jahre dazwischen liegen, wo es keine Oelkuchen erhielt, — gleich schmecken sie ihm, wenn sie ihm wieder gereicht werden. Ist es dagegen ein Tier, das noch nie Oelkuchen erhalten, so bedarf es vieler Tage der Gewöhnung und Anlockung mit Gerstenmehl, um das Tier zu gewöhnen. Nicht in der Seele steckt die Erinnerung, aber in der Hirnzelle, zu welcher die Faser vom Endapparat des Nervensystems leitet. Die Faser ist die Bahn der Empfindung, von außen bis zu einer Gehirnzelle. In letzterer ist, durch das Erdröhnen der Molekeln, eine Veränderung eingetreten, verharrender Natur. Es sind Spannkräfte in die Zelle eingetreten (Bebungen), die dem besonderen Reize entsprechen, und die gelegentlich immer wieder in das Bewußtsein treten können, mit ähnlichem Effekt, wie das erste Mal. Werden die Fasern unterbrochen, durchschnitten oder gequetscht, — können sie nicht mehr die Welle leiten, so gibt es keine Wahrnehmung von außen. Aber von innen her können noch Bilder ins Bewußtsein treten. Der Erblindete, besonders der geistig regsame, in späteren Jahren Erblindete, sieht im Traum und liest. Das beweiset, daß die Bahn aus der Hirnzelle zum Bewußtseinsorgan eine andre ist, als die zum Endapparat der Sinne. Ein Bewußtseinsorgan hat sich nicht auffinden lassen, und es bleibt ungewiß, ob es existiert, ob es etwa ein schwerer Körper sein kann, oder nur etwa ein Sammelpunkt von Nervenreizen, der einem Brennpunkte von Lichtstrahlen zu vergleichen sein könnte. Eine wiederholbare Erfahrung spricht dagegen. Je mehr eine Wahrnehmung besprochen wird, umsomehr bleibt sie im Gedächtnis. Jede Wiedererinnerung prägt sie fester ein, und um so leichter läßt sie sich später zurückrufen. Das läßt sich nicht anders verstehen, als durch einen Rückstoß von dem problematischen Bewußtseinsorgan zu der Gedächtniszelle; die darin verbliebene Spur von dem ursprünglichen Eintritt des Sinneseindrucks wird aufgefrischt. Eine derartige Reverberation ist aber erfahrungsmäßig nicht möglich von einem Sammelpunkt, Brennpunkt, von bloßen Aetherwellen. Reperkutierend sind immer nur die Oberflächen wägbarer Körper, und ein solcher könnte hypothetisch für das Bewußtseinsorgan angenommen werden, bis man das Organ einst in Realität wird nachzuweisen vermögen. Dieses

Geschmacks-erinnerung beim Rindvieh.

Innere und äußere Wahrnehmung.

Hypothetische Vorstellungen in Bezug auf ein Bewußtseins-organ.

Organ dürfte nur von sehr geringem Umfange sein, da es gleichzeitig so wenig Eindrücke aufzufassen vermag, und sobald ein Eindruck vorwaltet, der andre sich abschwächt. Gleichzeitig sind aber doch verschiedene Eindrücke darin vorhanden, nur verschiedener Intensität. Die älteren werden schwächer bis zum Verschwinden und die frischen verdrängen die früheren. Wie für das Auge das Fernere kleiner und schwächer erscheint, und dadurch eine Abschätzung der Entfernung möglich wird, so ist das gleichzeitige Vorhandensein abgestufter Spuren ein Mittel, die Zeit zu messen. Hat man z. B., anderweitig beschäftigt, eine Turmuhr schlagen gehört, ohne zu zählen, unmittelbar hinterdrein wünscht man aber zu wissen, wie viel es geschlagen, so gelingt es nochmals den ganzen Schlagakt ins Bewußtsein zu rufen. Denn die Spur im Bewußtseinsorgan jedes vorhergehenden Schlages unterscheidet sich vom folgenden durch eine geringere Deutlichkeit; man zählt in der Erinnerung die Stufen der Deutlichkeit. Wenn nun in dieser Weise um den geringen Raum des Bewußtseinsorgans die vielen in den Nervenzellen verbliebenen Spuren früherer Eindrücke sich zum Wiedereintritt oder zur Wiederberührung drängen und die kräftigeren den Sieg davontragen, so müßte man ein chaotisches Gemenge von Eindrücken erwarten, sobald von außerhalb in das Nervensystem des Organismus nicht etwas hinzukommt, was die alten Spuren völlig auslöscht. Im vollständigen Schlaf ist der Fall gegeben, da von außen nichts hinzukommt. So lange der Schlaf unvollständig ist, mischen sich noch Wahrnehmungen oder Illusionen, die von frischen Reizen ausgehen, den Phantasmen bei; Gedanken knüpfen sich halb an Realitäten, halb an Illusionen und Phantasmen, und es entsteht ein chaotisches Gewebe von Vorstellungen. Der Schlaf hinterläßt dann ein unerquickliches Gefühl; es ist ein sogenannter schwerer Schlaf. Je vollständiger dagegen der Schlaf, um so vollkommener wird auch die Traumbegebenheit. Mit kaum verständlicher Fertigkeit und Schnelligkeit verwebt die Phantasie des Tiefschläfers alle Wiedererinnerungen und Illusionen in den wunderbarsten Kombinationen zu Geschehnissen, Bildern und Handlungen, die eine, wenn auch oft abgerissene Folgenreihe darstellen, stückweise anscheinend kausal verknüpft. Mangelhaft bleiben diese Wahrnehmungen, weil die Phantasmen meist einzig und allein Gesichts- und Gehöreindrücke wiederspiegeln. Der Tastsinn fehlt besonders, und ohne ihn ist die Tenazität der neuen Kombinationen im Gedächtnis eine sehr geringe. Bei einigen niederen Tieren, besonders bei den mit wunderbaren Instinkten (Instinkt = ererbte Erfahrungsspuren) ausgerüsteten Insekten, muß

Gleichzeitiges Vorhandensein abgestufter Spuren als Mittel, die Zeit zu messen.

Wettstreit der Erinnerungsspuren.

Schlaf und Traum.

Bei Instinkttieren überwiegt die Tenacität die Kapacität für neue Eindrücke.

Vergessen der Traumphantasmen bei dem Tiefschläfer und Hypnotisierten.

Die lebendigsten Träume begleiten den erquickendsten Schlaf.

Sowohl die geträumte als die reale Außenwelt sind nicht Produkt des verantwortlichen Ichs.

die Tenazität des Nervensystems eine große sein, die Kapazität für neue Erfahrungen dagegen eine geringe. Von den hypnotischen Schläfern wissen wir, daß sie von ihren Phantasmen und Illusionen in der Regel beim Erwachen nichts wissen, — und ebenso steht es mit den Tiefschläfern. Nur wenigen Menschen, die beim Erwachen sogleich ihre Rückerinnerung dazu anstrengen müssen, gelingt es, von den Träumen des erquickendsten Schlafes etwas in Erinnerung nach dem Erwachen zu behalten. Sie wissen, daß gerade Träume, die Bilder mit solcher Sicherheit vorführen, daß man während des Schlafs ihre Realität gar nicht bezweifeln kann, den erquickendsten Schlaf begleiten, — aber, wenn nicht sogleich wiedererzählt oder niedergeschrieben, in einer halben Stunde vergessen werden. Nun fragt es sich, wo kommt die gleichsam dramatische Bearbeitung der Traumbilder und Traumbegebenheiten her? Ein Verantwortlichkeitsgefühl dafür hat der Träumer nicht, für die geträumte Außenwelt nicht in höherem Grade, als für das, was in der wirklichen Welt ihm ohne sein Zuthun erscheint und geschieht. In beiden Fällen unterscheidet er genau die eigenen Handlungen, hinsichtlich dieser allein fühlt er Reue oder Zufriedenheit. Die geträumte Außenwelt ist daher ebensowenig ein Produkt seines verantwortlichen Ichs, wie die wirkliche Außenwelt. Nicht das Selbst hat also die dramatische Verarbeitung der Phantasmen gemacht, sondern sie ist dem Träumer aus der organischen Struktur so geliefert, daß er sie anders nicht machen konnte. Die kausalen Verknüpfungen, um diese Hauptseite als entscheidendes Beispiel hervorzuheben, werden ihm geliefert durch die wiederholte stetige Erfahrung der lückenlosen Aufeinanderfolge zweier Erscheinungen. Die nicht kausale Aufeinanderfolge zweier Vorgänge ist nicht zu präsumieren. Soweit möglich, präsentieren sich die Spuren, die aus den Zellen an das Bewußtseinsorgan dringen, wie durch ein Kaleidoskop geordnet; aber wegen ihrer Disparität reißt die Kausalreihe immer wieder bald ab. Demnach muß man sich um das Bewußtseinsorgan eine Hülle denken, die als Kausalkaleidoskop wirkt.

Aus Kants aprioristischen Vorstellungen folgerten andre fälschlich die Idealität aller Dinge.

29. Sept. — Kant bewies, daß Raum und Zeit keine Erfahrungsbegriffe sind, sondern Vorbedingungen aller Erfahrung. Nicht Kant, aber andre folgerten daraus die Idealität aller Dinge, und trotz vielfachen Bemühens gelang es Kant nicht, dieser Konsequenz, die ihm absurd schien, zu wehren. Aber ich denke, es kommt anders heraus, wenn man von der Apriorität des Raumes und der Zeit statt vorwärts, rückwärts schließen wollte. Da Raum und Zeit dem Subjekt vor aller Erfahrung beiwohnen, so muß es selbst raumzeit-

lich sein, d. h. ein Vorgang der Bewegung, die allein raumzeitlich sein kann. Nicht auf die Idealität der Außenwelt, sondern auf die Realität der Denkbewegung ginge der Schluß. Weil in der Substanz, die jene merkwürdige Eigenschaft hat, ihre eigenen Bewegungen zu verspüren und zu beeinflussen, Raum und Zeit a priori sich finden, so sind sie objektiv darin, — d. h. es sind reale Bewegungen, die als Empfindungen, als Wille, als Denken von der merkwürdigen Substanz ihre subjektive Seite hervorkehren. Ist Denken real eine Bewegung, so ist es anders als zeiträumlich überhaupt nicht möglich, — was Kant bewiesen hat. Dann ist aber auch das Denken gebunden an ein Etwas, das den Raum erfüllt, aber nicht Raum ist, d. h. an etwas Stoffliches. Dann wohnt ihm aber auch die Kausalitätskategorie a priori bei. Denn jede Bewegung hat eine, von sich selbst aus nicht veränderliche Richtung. Ist nun eine Veränderung der Richtung in den, dem Erkennen zu Grunde liegenden Bewegungen zur Empfindung gekommen, so ist es aus der Einwirkung einer wirkenden Ursache, — sei es eine fremde oder der eigene Wille. Der Wille ist zwar in der Zeit nicht frei, aber da die Grenze zwischen früher und künftig keine Zeit ist, so ist die Freiheit möglich nur in der Gegenwart*) und nur in dem Maße, als die Vergangenheit eine nicht vollständig zureichende Reihe von Ursachen enthält. Namentlich die innerliche Zustimmung läßt sich durch keine Vorbedingung oder Gewalt festlegen.

Nicht auf die Idealität der Außenwelt, sondern auf die Realität der Denkbewegung sollte man schließen.

Aeußere und innere Kausalität. (Willen.)

Nachwirkung Descartes'.

Das Ich.

16. Nov. — Es ist nicht leicht, sich gewissen Nachwirkungen Descartes' zu entziehen. Die Untersuchung, ob das Ich ein Gedanke ist oder ein Stoff, kommt nicht zu einem vollgültigen Abschluß. Zweifeln ohne Ich, da es ein Denken, läßt sich nicht denken. Aber wenn das Denken (Wollen, Empfinden ebenso) zu Ende, ist auch das Ich zu Ende. Die Paläontologie führt uns einen Zustand vor, wo es keine Ichs auf Erden gegeben hat. Das Ich kann nicht selbst ein Gedanke sein, da es die Gedanken erst hervorbringt. Aber ein Organ kann es sein, und zwar ein Organ, das sich bildet und wieder vergeht, zusammengesetzt aus vielen Nervenzellen, die durch Leitungen verbunden sind, und ihre Bebungen aufeinander übertragen und alle empfinden. Die Außenwelt bildet sich ab in den Rindenzellen des Gehirns und an dem inneren Ende der Leitungen; innerlich im Gehirn kommt

*) Die folglich keine Zeit ist.

das entsprechende Ichgefühl zu stande und fließt zu einer Einheit zusammen, wegen seiner Gleichartigkeit.

21. Nov. — Dem Materialismus zuführende Gedanken zu revidieren, habe ich mich an eine erneute Lektüre des 2. Bd. der Geschichte des Materialismus von Lange 2. Aufl. 1877 gemacht. Was daselbst unter II., 2. Abt. 2. Buch, über Stoff und Kraft gesagt ist, drängt mir die Frage auf, was eigentlich das in das Unendliche Teilbare ist, wenn man Raum und Stoff unterscheidet. Der von allen empirischen Zusätzen bereinigte Raum kennt gar keine Grenzen, weder peripherische, noch im Inneren. Alle Grenzen sind Abstrakta von dem, was als eine Ausfüllung, als ein Bewegliches im Raum vorgestellt wird. Diese Grenzen, frei von allen nicht räumlichen Relationen, lassen sich in den reinen Raum überall hineinversetzen, und die von ihnen begrenzten Hohlräume lassen sich in der Einbildungskraft zerteilen, ohne jemals zu einem so kleinen Teil zu führen, der nicht noch kleiner gedacht werden könnte. Die submetaphysischen Hohlräume sind ins Unendliche teilbar, — wäre der präzise Obersatz. Der Mittelsatz müßte heißen: ein Körper erfüllt einen methaphysischen Hohlraum, — damit der Schluß auf Teilbarkeit in infinitum für den Körper sich ziehen ließe. Der Mittelsatz ist aber unwahr, da der Körper dehnbar, der Raum selbst aber starr ist. Wahr ist dagegen, daß es notwendig eine Grenze gibt für die Eigenschaften oder Kräfte des Körpers. Jede unter diese Grenze geratende Teilung hebt die Bedingungen der Existenz für den Körper auf; — ob ich ihn als Vibration einer bloßen Potenz, oder als Atomenkomplex denke, — die Zerteilung darf nicht kleiner sein entweder als die Vibrationswelle, oder als das Atom. — Uebrigens gehört die Teilbarkeit ins Unendliche nicht in die Sinnenwelt und hat keinen Anspruch auf transsubjektive Realität.

Langes Geschichte des Materialismus.

Was ist das ins Unendliche Teilbare?

Die Teilbarkeit ins Unendliche keine transsubjektive Realität.

14. Dez. — Vergleichbar könnte das Geistesorgan einer Voltaschen Säule in dieser Beziehung sein, daß an dem einen Pol die Außenwelt, an dem andern das entsprechende Ich entsteht. In der That gibt es dann eine kontinuierliche Reihe von Ichs, die für eine Einheit gehalten werden wegen ihrer Gleichheit. Ebenso wie eine Katze, die ich zweimal sehe, nicht zwei Katzen sind, so ist auch das Ich dasselbe, obschon ein kontinuierlich fließendes Produkt desselben Organs. Keine Vorstellung ist möglich ohne Beigesellung des Ichs, ob dieses nun in derselben Zelle sich vollzieht, in welcher das Nicht-Ich sich einprägt, oder in einer damit durch Leitung verbundenen verschiedenen Zelle. Das Bleibende wäre ein Instrument (konstant in

Vergleich des Geistesorgans mit einer Voltaschen Säule.

Form, wechselnd in Stoff), das da denkt, sowohl das Nicht-Ich als das Ich. Beiderlei Vorstellungen sind gleichzeitig, unzertrennlich. Ich ist nicht mehr Substanz als Nicht-Ich, das Transsubjektive wäre immer nur bewußtloser Stoff.

16. Dez. — Zur Revision meiner Auffassungen von Geist und Stoff u. s. w. las ich wieder durch: 1. den zweiten Band von Langes Geschichte des Materialismus und 2. Johannes Volkelt: Erfahrung und Denken, kritische Grundlegung der Erkenntnistheorie. Ad. 1. Man dreht sich vergebens. Nur Erscheinungen, und das was dahinter steckt, muß anders sein, als der Mensch begreift. Denn die Erscheinungen laufen hinaus auf ein Sein voll Widersprüchen und Unmöglichkeit. Nichts bleibt übrig, als sich in eine Idealwelt zu flüchten, wie Schiller sie in dem Reich der Ideale darlegt. Das Wesen ist leerer Trug und die Form ist das Bleibende. Die Wirklichkeit muß zur Poesie verflüchtigt werden. Sonst bleibt keine Rettung vor dem Sophismus. Ad. 2. Es finden sich im Bewußtsein Gewißheitsprinzipe, die transsubjektive Bedeutung fordern und daran zu glauben nötigen; sonst wären weder Nebenmenschen noch Dinge in der Welt anzunehmen. Die sinnliche Wahrnehmung gibt die Anregung, die Grundlage, den Stoff zum Erkennen, aber die logische Denknotwendigkeit vollendet erst das Erkennen des Transsubjektiven. — Die Methode, diese Versicherungen darzuthun, ist aber nicht das gewöhnliche Beweisen. Es werden in den Bewußtseinsakten diese Prozesse aufgewiesen. Ich finde doch, daß die Volkeltsche Schrift sehr bedeutend ist und viele meiner Ansichten berichtigt. Schon das spricht dafür, daß sie so gut paßt, um für den Systematiker Art und Gattung zu unterscheiden. Anschauungen, Bilder geben nur Individuen. Für die Wissenschaft ist aber nötig daraus Begriffe, bestimmt getrennte, zu bilden. Art ist nun, müßte Volkelt sagen, wenn er praktischer Systematiker wäre, derjenige Begriff einer Vielzahl von Individuen, der sich logisch nicht weiter in getrennte Begriffe zerlegen läßt. Daß es eine solche Grenze für die Zerlegung gibt, ist empirisch, durch Induktion, zu ermitteln.

Volkelts Erkenntnistheorie ist bedeutend.

Art und Gattung.

Nach Volkelt sind die Kennzeichen, die ich S. 158 für das Transsubjektive angegeben habe, anders zu gruppieren. Die Wirklichkeit ist erkennbar durch die geistigen Kategorien, die vollständig unerfahrbar sind und in der Organisation des Unbewußten begründet sein müssen, da sie im Bewußtsein a priori auftreten. Es gibt sechs solche Forderungen (Kategorien), die das Denken zu der Erfahrung hinzubringt, um eine Wirklichkeit zu stande zu bringen: 1. Not-

Volkelts Kategorien.

wendigkeit. 2. Allgemeingültigkeit. 3. Allgemeinheit. 4. Kontinuität. 5. Kausalität. 6. Gesetzmäßigkeit. Das sind die Denkforderungen, um Wirklichkeit zu erkennen. Die Wahrnehmungsforderungen sind von mir früher angegeben. 1. Bleibende Folgen im Wahrnehmungsgebiete; 2. Greifbarkeit; 3. gleichmäßiger Erfolg bei Wiederholung.

Verwirrung jener Kategorien bei dem Uebergang aus dem Wachen in den Schlaf.

Wenn man sich beobachtet beim Uebergange aus der Welt des Wachens in den Schlaf und in die Traumwelt, so wird man bemerken, wie in den Gedanken und Vorstellungen gerade die Auffassung der genannten Kategorien wirr wird, sobald die frischen Sinneseindrücke aufhören das Material dazu zu liefern. Es schweben Reproduktionen in den verschiedensten Reihenfolgen und Kombinationen dem Geiste vor. Die Bewußtseinsvorgänge werden regellos, die Kausalreihen unterbrochen, die Identität des Selbst sogar unbeständig. Ohne frische Zufuhr von Eindrücken, mit bloßen Reminiscenzen vermag das Denken eine transsubjektive Welt gar nicht fest zu halten. Volkelt schätzt nicht seiner ganzen Bedeutung nach die Abhängigkeit des Denkens von der sinnlichen Wahrnehmung. Die Kategorien des Denkens sind sicher nur bei Greifbarkeit, Wiederholbarkeit, Persistenz der wahrnehmbaren Folgen. Gibt man dem Denken auch die Erinnerungen aller früheren Wahrnehmungen, die sich ja auch auf Transsubjektives ursprünglich gründeten, so fehlt ihnen die Notwendigkeit bestimmter Verknüpfungen. Es entstehen abenteuerliche Kombinationen und lückenhafte Folgereihen. Mögen die Kategorien nicht der Wahrnehmung angehören, sondern dem Denken, sobald sie sich nicht an frische Wahrnehmungen heften können, bringen sie es zu keinem ordentlichen Fortschritt.

Volkelt unterschätzt die Bedeutung der Abhängigkeit des Denkens von der Außenwelt.

Das Ich muß sich als kontinuierlich empfinden.

24. Dez. — Das Ich muß während des Lebens kontinuierlich sein. Die Identität aller ihm zugänglichen Erinnerungsbilder können es von der eigenen Identität nicht überzeugen, wenn es seine früheren Eindrücke verloren hat und nicht vergleichen kann. Ist die Kontinuität des Ichs auch nur bei einer einzigen, sich sogar verschiebenden und verwechselnden, oder einförmig sich unausgesetzt wiederholenden Erinnerungsvorstellung verblieben, hängend wie an einem dünnen Faden, kann sie sich ohne Schwierigkeit wieder über ihr ganzes, altes Gebiet ausbreiten. Das Ich braucht nicht als Substanz fortzubestehen, wenn es nur in der Substanz als Begleitvorstellung fortbesteht. In Ohnmacht, in Schlaf, Lethargie muß daher Vorstellung, wenn auch dürftigster Art, ganz ohne spätere Erinnerung, angenommen werden, außer in Fällen, wo in der That das Ich verloren gegangen*); in Fällen,

*) Im Irrsinn.

wo es das neue Ich wieder verdrängt haben soll, d. h. abwechselnd zwei Ichs sich abgelöst haben, muß es übertäubt gewesen sein von einem andern Ich! Eine besondere Ichzelle ist nicht erforderlich; — ein System verbundener Zellen aus der wunderbaren Materie und Struktur, die das eigene Leben empfindet, leistet dieselben Dienste.

31. Dez. — Mein Schriftstellerjubiläum, das von dem Petersb. geol. Komite, angeregt von dem Akademiker Friedrich Schmidt, ausgegangen ist, hat eine von mir gar nicht geahnte Ausdehnung genommen. Ueberraschend ist mir in hohem Grade der Erfolg gewesen, ein nationaler, — da mich sämtliche Universitäten des Reichs durch feierliche Zuschriften beehrt haben, — und ein internationaler, — da mich die Berl. philos. Fakultät durch eine inhaltvolle Zuschrift begrüßt, und die geolog. Gesellschaft von Frankreich und von England gleichfalls u. s. w. u. s. w. Aber zu weit hinter mir liegt meine wissenschaftliche Thätigkeit. Ich bin der einzig überlebende Erbe des Verdienstes, das dem großen Werk über die Geognosie Rußlands beigelegt werden kann, da Murchison und Verneuil schon lange dahin sind. Aber ein verstorbener Geognost bin ich ja selbst und bemerke, daß den Verstorbenen der wissenschaftliche Ehrgeiz verläßt.

Toleranz.

1. Aug. 1887. — Gaston Boissier in der Revue des deux Mondes 1. Août: „l'Edit de Milan et les premiers essais de tolérance.“ Die herrschende rationalistische Voraussetzung, daß mit dem Christentum die Toleranz unter die Menschen gekommen wäre, in Widerspruch mit der Historie, wird hier durch einige bemerkenswerte Citate zu stützen versucht. Tertullian hat gesagt: non est religionis religionem cogere u. s. w., und Lactanz: Die Feinde seiner Religion töten ist nicht sie verteidigen, — . . . . Glaubt ihr der Sache der Religion zu dienen, wenn ihr in ihrem Namen Blut vergießt, die Torturen vermehrt, so irrt ihr: „Nichts muß mit größerer Freiwilligkeit angeeignet werden, als eben die Religion,“ — aber es geht nicht anders, auch Boissier muß betonen, daß Augustin, mit seinem cogere intrare der unheilvollste Spitzführer geworden ist der Religionsverfolgungen aller kommenden Jahrhunderte. Der Grundfehler bei der rationa-

listischen Toleranzlehre ist, daß sie von jeder gründlichen Erörterung über das, was eigentlich die Toleranz sein kann und was sie gewesen ist, absieht. Boissier namentlich verwechselt Allgemeinheit und Duldung. Das Christentum, als ewige Wahrheit, beanspruchte Allgemeinheit, wie der Hauptsache nach der Mosaismus und der Mohammedanismus. Nationale Grenzen, — die Scheidewand zwischen Griechen und Juden, mit Paulus zu sprechen, — fallen. Allen Menschen, ohne Unterschied von Staat und Nationalität, soll die ewige Wahrheit zu Teil werden; werden Eltern widerwillig gezwungen, ihre Kinder können durch Gewohnheit fanatisiert werden; so urteilt, wer die Gewalt in Händen hat; es ist Unwahrheit, zu behaupten, daß er falsch urteilt. Elias, als er die Baalspriester erwürgte, — Samuel, als er den König Saul befeindete, weil er die besiegten Widersacher nicht schlachtete, — Esra, als er die gemischten Ehen sprengte, sind die Exempel des Alten Testaments, an die zu denken ist, wenn man die Toleranzfrage des Hebräervolks untersucht. Firmicius Maternus, in seinen Ermahnungen an die Söhne Konstantins d. Gr., trifft richtig den biblischen Geist, wenn er citiert: sacrificans diis, eradicabitur. — Wo ist denn in den Schriften des Neuen Testaments in Widerspruch mit der altbiblischen Richtung die Toleranz gelehrt? Welchen Geist atmet denn die älteste, uns aufbehaltene christliche Schrift, die Offenbarung? Stammt sie ja aus den Kreisen der Zeloten. Und dann folgt Paulus mit seinem Korinth I. 5, 3. Ich ... habe ... geurteilt ... 5, 5 solch einen dem Satan zu übergeben, zum Verderben des Fleisches, damit der Geist gerettet werde am Tage des Herrn Jesu ... und vorher 3, 13 ... das Feuer wird erproben, wie eines jeden Werk beschaffen ist ... 3, 15 ... er soll errettet werden, indes so wie durch das Feuer." ... Mag der Sinn dieser Stellen dunkel sein, anders gedeutet werden können, aber es ist blinde Parteilichkeit, — es ist ein jeder Einsicht verschlossenes Vorurteil, — zu bestreiten, daß diese Stellen benutzt werden können um die Scheiterhaufen der Inquisition und der Reformation zu rechtfertigen. Das Judentum hat die Intoleranz erfunden und das Christentum hat sie weit umher in die Welt gebracht. Nur um zu bekehren, kann man die Barmherzigkeit des Samariters rühmen, man kann einem ungläubigen Weibe von den Wassern des ewigen Lebens sprechen. Aber was beweisen diese Vorgänge gegenüber den vielen Stellen der Evangelien, die von der Vernichtung und von der Rettung durch Verlieren von Gliedern, von dem Hinausstoßen in die Finsternis, wo Heulen und Zähneklappern, handeln, oder gar wie III. Ev. 14, 26 sagen, daß

der wahre Jünger: Vater, Mutter, Weib und Kind und eigenes Leben hassen muß? — Und wo endlich in Festus das hochgebildete Römertum zusammentrifft mit dem, von dem intoleranten Judentum bis aufs Blut verfolgten Paulus? Auf welcher Seite findet sich die Toleranz? (Ap.-Gesch. 26.) — Die Folgerung ist zutreffender der Geschichte gegenüber, daß Religionskriege und Religionsverfolgungen den monotheistischen Religionen exklusiv angehörten. Die lokalen Religionen sahen in den religiösen Riten und Vorstellungen ein Element der staatsbürgerlichen Ordnung; wer Staatsbürger nicht war, den ging das nichts an. Innerhalb des Staats konnte die Konkurrenz eines andren Ritus nachteilig scheinen, außerhalb des Staatsgebietes war sie ohne Bedeutung. Die lokalen Religionen konnten die Staatsprotektion fordern, aber aus der Religion ein hierarchisches Weltmonopol zu machen, — daran zu denken verbot gerade die nationale Scheidewand.

Wie und wann ist Toleranz wirklich unter den Menschen möglich? Ich wage nicht die Frage zu beantworten. Die Philosophien fangen immer von vorn an, wie oft die eine oder andre Lehre auch geglaubt hat, bei der unabänderlichen Wahrheit angelangt zu sein und das letzte Wort gesprochen zu haben. Ebenso ist es den Religionen ergangen, und aus jeder Reform ergeben sich neue Sekten und Verzweigungen der alten Religionsgemeinschaften. Auf beiden Gebieten, so viel scheint klar, ist die ewige Wahrheit, die unveränderlich sein muß wie eine mathematische Erkenntnis, unmöglich; — auch Beobachtung, die eine unumstößliche Grundlage für die weitere Erkenntnis liefert, sowie die Erfahrung in den physischen Wissenschaften, ist unmöglich, Philosophien und Religionen, — ebenso wie das Jus, — werden wohl immer opportunistisch bleiben; d. h. angepaßt der veränderlichen Entwickelungsphase der Menschengemeinschaft, darin sie entstehen. Opportunistisch, vor allem, ist aber die Toleranz. Man erschöpft die Kräfte und Mittel in den Kämpfen des Fanatismus, und die Toleranz entsteht bloß als eine Not! Ob sie eine Tugend ist, bleibt ungewiß. Eine administrative Ordnung wird vielleicht bei aller Freiheit der Lehre beizubehalten sein, wenn auch mit mehr Schonung und Weisheit als bisher. . . . Der Skeptizismus muß selbst intolerant werden, um die unduldsamen Religionen zu beugen; — denn er allein ist die historisch bewährte, anscheinend ewige Wahrheit. Statt Skeptizismus ist es vielleicht genauer von Agnosis zu sprechen.

19. Sept. 1888*). — Trotz der Aussichtslosigkeit sollen wir auf dem Landtage noch beraten und beschließen. Viel kommt dabei nicht heraus, aber, es rauschen noch die Bäume, von denen der Herbstwind die Blätter verweht. Ueber einige Punkte habe ich vorzugsweise nachgesonnen. Zu diesen gehört die religiöse Toleranz. Es ist alles schon dagewesen, sagt Ben Akiba, und ich glaube, zuerst der Prediger Salomo. Dagegen haben die paläontologischen Studien zu dem, in der Erfahrung besser begründeten Gegenspruch geführt. Was einmal da gewesen, kehrt nie mehr wieder. Trotz Voltaire und des großen Fritz, scheint die weltweise oder staatskluge religiöse Toleranz nur ein schwankendes Seil über die Köpfe der Menschen hinweg, und bei aller Anerkennung für die genialen Meister, die unter dem Beifall ihrer Zeitgenossen darauf zu tanzen verstanden, ihre Zeit, fürchte ich, ist vorbei. Das Wenige, was ich von dem Strom der Geister in der Gegenwart noch wahrzunehmen vermag, ist viel mehr negativ zu den Fundamenten des Christentums, als in irgend einer früheren Zeit. In Frankreich sind es nicht bloß die Geister, — die brutalen Thatsachen sind es auch. Mahdis und Derwische töten und lassen sich töten in Afrika, bei den Bestrebungen dort Kultur zu fördern. Dieser Typus, in freilich immer andren Gestaltungen, ist nicht ausgestorben, und uralt. Er wird sicherlich auch einmal ein Ende haben, nach vielen Jahrhunderten, denke ich. Aber wie kurzlebig ist dagegen die Toleranz, die sich meines Wissens in der Theorie nicht mal gut hat begrenzen und definieren lassen! Aber ich selbst gehöre dennoch zu den Ueberresten ihrer Anhänger und freue mich der treffenden opportunistischen Begründung, die sie auf den Blättern, für deren Zusendung ich danke, gefunden hat. Zufrieden bin ich damit, aber hoffnungsvoll nicht.

11. April 1889. — Nur wer das Brot der Verfolgung, sei es auch nur in bildlichem, geistigem Sinne gekostet, kann sich für mein Bemühen, einen festen Grund für die Duldung (Toleranz) zu finden, begeistern, — die Mehrzahl hat aber damit nicht mehr, als etwa mit den Landschaften auf dem Monde zu schaffen.

---

*) Aus einem Brief an den Senator Georg von Brevern, Mitglied des Reichsrats.

Religion (1888).

11. Febr. — Das Jahr habe ich mit langer Pause begonnen.... Heute vor drei Jahren starb meine liebe Frau und ist es einsamer in meinem Leben geworden, besonders ist es still in meinem Hause. An Freundlichkeiten und Liebe fehlt es ja nicht. Was aber fehlt, das ist die beständige Fürsorge, andern das Leben zu erleichtern, Freude ihnen zu machen und Langeweil, Sorge ihnen zu mindern. Lesen, Schreiben, Denken, — ohne Ziel, nimmt die leeren Zeiten. Der Selbstzweck hält nicht vor, sobald man nicht gleichzeitig und ausgiebig Mittel sein kann für andre. Entfernte Kinder, Freunde, gute Bekannte, — mit denen füllt man nicht die Minuten und Stunden. Begegnung, wie häufig sie auch sein mag, Briefwechsel, Besorgung, ist alles nur ruckweise. Es wird still und stiller im Alter. Umsonst ist Ehrung, der Ehrgeiz ist erloschen. Mein Platz auf Erden ist mir gewiesen, wo ich mein Grab bestellt habe und wo ich im Leben ernste Pflichten habe.

Einsamkeit.

In meinem Alter ist man nicht berechtigt überrascht zu sein durch den eigenen Tod oder den zeitgenössischer Freunde, aber besondere Erfahrungen haben mich davon belehrt, daß der Tod für das Alter als der aufrichtigste Freund zu betrachten und daß die Weisheit des Ewigen gerade auch hierin zu erkennen ist. Ich fühle mich auf einem Bahnhof, auf dem ich in tumultuarischer Gesellschaft anlangte; nun aber, da ein Zug nach dem andern die meisten Gefährten abführte, ist es öde geworden, die Lichter verlöschen, die Bedienung verzieht sich, und ich warte auf den Klingelschlag, bei dem auch ich werde abfahren können.

10. Mai. — Die Weltanschauungen des Menschen sind von Hause aus autozentrisch, waren bis auf Kopernikus geozentrisch, wurden dann heliozentrisch bis zu Kant und Laplace, und sind seitdem dezentralisiert. Die dezentralisierte Welt bringt es zu keinem Zentralgott; — höchstens kann sie einen Aethergott annehmen, der überall verbreitet ist und vielleicht identisch ist mit dem ewigen unendlichen Aether, dem Träger aller Kräfte. — Aber der Gott Abrahams, war Schöpfer des Alls, — in der Wüste gedeiht der Monotheismus, — er schuf und blieb. Die indische Gottheit schuf und zerteilte sich. Die griechischen Götter entsprachen der reichen Inselwelt; sie waren zahlreich und zeugten, liebten und litten wie die Menschen. Unerwartet war, daß das

Die verschiedenen Weltanschauungen.

Christentum so widerstreitende Vorstellungen, wie den jüdischen Schöpfer und den Erzeuger nach Menschenart, zu verschmelzen vermocht hat. Aber mit der dezentralisierten Weltanschauung ist dieser Mythus unverträglich. Wir wissen genug von der Stellung der Erde als Weltkörper, um sie nicht für den einzigen oder hauptsächlichsten Gegenstand universeller Fürsorge zu halten. Aber die kindliche erste, autozentrische Auffassung wird nie aufhören! Ein großer Teil der Menschen werden sich selbst stets als die Zentralsonne des Universums ansehen, und Gott nur begreifen, als den Veranstalter ihrer Begegnisse, wenn er auch mit andern Dingen in Mußestunden sich beschäftigen mag. Eine höchst gemütliche Illusion, die ihre Reize haben kann und ihre liebenswürdige Empfindungsweise!

Unerwartete Kombination des Christentums.

21. Mai. — Zwischen den Vielheiten der Begehrungen, Empfindungen, Vorstellungen findet der Mensch Ruhe und Liebe nur in Gott, — so sagte ich; aber es ist doch ein Schluß aus der Schwäche auf das Vorhandensein des Starken. Wenig überzeugend muß man gestehen. Wird der Mensch seine Leidenschaften los, unter denen die Liebe die gewaltigste ist, die aber mit dem Greisenalter abnimmt*), — ist er in sich selbst ruhig und klar geworden, so hört die Gültigkeit des Arguments für ihn auf. Wie soll er dem Atheismus entgehen? Eine sittliche Gesellschaft ohne Gott, ohne Religion, in sich selbst fest begründet, wäre doch die vollkommenste. Die höchste Tugend befreit von jedem Gott, von jedem Abhängigkeitsgefühl, von jedem Ruhepunkt außerhalb des Innern. Gott wird in den Johanneischen Briefen nur noch ein Innerliches, eine bloße Liebe, die zwischen Zweien eine Relation ist, aber keine absolute Existenz haben kann.

Ob die Sehnsucht nach Gott als Ruhepunkt mit der Jugend schwindet.

Und ist das nicht vielleicht die richtige Lösung? Gott ist eben kein transsubjektives Wesen. Aber so lange es Subjekte geben wird, so lange es Liebe geben wird, muß auch die Gottesvorstellung bestehen. Gott ist kein Körper, sondern eine Empfindung. Er ist nichts als die Liebe.

Gott ist die Liebe.

*) In jüngeren Jahren scheinen viele eine naturgemäße Ebbe und Flut in ihrer Religiosität durchzumachen. Ich denke an meinen Freund * zurück. Als Student skeptisch bis zum Extrem, dann in der Liebe dem Naturtriebe ohne große Skrupel folgend, muß er darin sehr ernste und schmerzliche Erfahrungen gemacht haben. Die Liebe machte ihn gläubig, er bedurfte des religiösen Hintergrundes, um mit seinen stürmischen Gefühlen zurechtzukommen. Mit dem Alter schliefen die heißen Triebe ein und vielleicht auch die Aspirationen zu einem menschlich fühlenden Gott. Der tiefe Zusammenhang zwischen Liebe und Religion wird dadurch erläutert.

lich sein, d. h. ein Vorgang der Bewegung, die allein raumzeitlich sein kann. Nicht auf die Idealität der Außenwelt, sondern auf die Realität der Denkbewegung ginge der Schluß. Weil in der Substanz, die jene merkwürdige Eigenschaft hat, ihre eigenen Bewegungen zu verspüren und zu beeinflussen, Raum und Zeit a priori sich finden, so sind sie objektiv darin, — d. h. es sind reale Bewegungen, die als Empfindungen, als Wille, als Denken von der merkwürdigen Substanz ihre subjektive Seite hervorkehren. Ist Denken real eine Bewegung, so ist es anders als zeiträumlich überhaupt nicht möglich, — was Kant bewiesen hat. Dann ist aber auch das Denken gebunden an ein Etwas, das den Raum erfüllt, aber nicht Raum ist, d. h. an etwas Stoffliches. Dann wohnt ihm aber auch die Kausalitätskategorie a priori bei. Denn jede Bewegung hat eine, von sich selbst aus nicht veränderliche Richtung. Ist nun eine Veränderung der Richtung in den, dem Erkennen zu Grunde liegenden Bewegungen zur Empfindung gekommen, so ist es aus der Einwirkung einer wirkenden Ursache, — sei es eine fremde oder der eigene Wille. Der Wille ist zwar in der Zeit nicht frei, aber da die Grenze zwischen früher und künftig keine Zeit ist, so ist die Freiheit möglich nur in der Gegenwart*) und nur in dem Maße, als die Vergangenheit eine nicht vollständig zureichende Reihe von Ursachen enthält. Namentlich die innerliche Zustimmung läßt sich durch keine Vorbedingung oder Gewalt festlegen.

(Randnotizen: Nicht auf die Idealität der Außenwelt, sondern auf die Realität der Denkbewegung sollte man schließen. — Aeußere und innere Kausalität. (Willen.))

(Randnotizen: Nachwirkung Descartes'. — Das Ich.)

16. Nov. — Es ist nicht leicht, sich gewissen Nachwirkungen Descartes' zu entziehen. Die Untersuchung, ob das Ich ein Gedanke ist oder ein Stoff, kommt nicht zu einem vollgültigen Abschluß. Zweifeln ohne Ich, da es ein Denken, läßt sich nicht denken. Aber wenn das Denken (Wollen, Empfinden ebenso) zu Ende, ist auch das Ich zu Ende. Die Paläontologie führt uns einen Zustand vor, wo es keine Ichs auf Erden gegeben hat. Das Ich kann nicht selbst ein Gedanke sein, da es die Gedanken erst hervorbringt. Aber ein Organ kann es sein, und zwar ein Organ, das sich bildet und wieder vergeht, zusammengesetzt aus vielen Nervenzellen, die durch Leitungen verbunden sind, und ihre Bebungen aufeinander übertragen und alle empfinden. Die Außenwelt bildet sich ab in den Rindenzellen des Gehirns und an dem inneren Ende der Leitungen; innerlich im Gehirn kommt

*) Die folglich keine Zeit ist.

das entsprechende Ichgefühl zu stande und fließt zu einer Einheit zusammen, wegen seiner Gleichartigkeit.

Langes Geschichte des Materialismus.

21. Nov. — Dem Materialismus zuführende Gedanken zu revidieren, habe ich mich an eine erneute Lektüre des 2. Bd. der Geschichte des Materialismus von Lange 2. Aufl. 1877 gemacht. Was daselbst unter II., 2. Abt. 2. Buch, über Stoff und Kraft gesagt ist, drängt mir die Frage auf, was eigentlich das in das Unendliche Teilbare ist, wenn man Raum und Stoff unterscheidet. Der von allen empirischen Zusätzen bereinigte Raum kennt gar keine Grenzen, weder peripherische, noch im Inneren. Alle Grenzen sind Abstrakta von dem, was als eine Ausfüllung, als ein Bewegliches im Raum vorgestellt wird. Diese Grenzen, frei von allen nicht räumlichen Relationen, lassen sich in den reinen Raum überall hineinversetzen, und die von ihnen begrenzten Hohlräume lassen sich in der Einbildungskraft zerteilen, ohne jemals zu einem so kleinen Teil zu führen, der nicht noch kleiner gedacht werden könnte. Die submetaphysischen Hohlräume sind ins Unendliche teilbar, — wäre der präzise Obersatz. Der Mittelsatz müßte heißen: ein Körper erfüllt einen methaphysischen Hohlraum, — damit der Schluß auf Teilbarkeit in infinitum für den Körper sich ziehen ließe. Der Mittelsatz ist aber unwahr, da der Körper dehnbar, der Raum selbst aber starr ist. Wahr ist dagegen, daß es notwendig eine Grenze gibt für die Eigenschaften oder Kräfte des Körpers. Jede unter diese Grenze geratende Teilung hebt die Bedingungen der Existenz für den Körper auf; — ob ich ihn als Vibration einer bloßen Potenz, oder als Atomenkomplex denke, — die Zerteilung darf nicht kleiner sein entweder als die Vibrationswelle, oder als das Atom. — Uebrigens gehört die Teilbarkeit ins Unendliche nicht in die Sinnenwelt und hat keinen Anspruch auf transsubjektive Realität.

Was ist das ins Unendliche Teilbare?

Die Teilbarkeit ins Unendliche keine transsubjektive Realität.

Vergleich des Geistesorgans mit einer Voltaschen Säule.

14. Dez. — Vergleichbar könnte das Geistesorgan einer Voltaschen Säule in dieser Beziehung sein, daß an dem einen Pol die Außenwelt, an dem andern das entsprechende Ich entsteht. In der That gibt es dann eine kontinuierliche Reihe von Ichs, die für eine Einheit gehalten werden wegen ihrer Gleichheit. Ebenso wie eine Katze, die ich zweimal sehe, nicht zwei Katzen sind, so ist auch das Ich dasselbe, obschon ein kontinuierlich fließendes Produkt desselben Organs. Keine Vorstellung ist möglich ohne Beigesellung des Ichs, ob dieses nun in derselben Zelle sich vollzieht, in welcher das Nicht-Ich sich einprägt, oder in einer damit durch Leitung verbundenen verschiedenen Zelle. Das Bleibende wäre ein Instrument (konstant in

Form, wechselnd in Stoff), das da denkt, sowohl das Nicht-Ich als das Ich. Beiderlei Vorstellungen sind gleichzeitig, unzertrennlich. Ich ist nicht mehr Substanz als Nicht-Ich, das Transsubjektive wäre immer nur bewußtloser Stoff.

16. Dez. — Zur Revision meiner Auffassungen von Geist und Stoff u. s. w. las ich wieder durch: 1. den zweiten Band von Langes Geschichte des Materialismus und 2. Johannes Volkelt: Erfahrung und Denken, kritische Grundlegung der Erkenntnistheorie. Ad. 1. Man dreht sich vergebens. Nur Erscheinungen, und das was dahinter steckt, muß anders sein, als der Mensch begreift. Denn die Erscheinungen laufen hinaus auf ein Sein voll Widersprüchen und Unmöglichkeit. Nichts bleibt übrig, als sich in eine Idealwelt zu flüchten, wie Schiller sie in dem Reich der Ideale darlegt. Das Wesen ist leerer Trug und die Form ist das Bleibende. Die Wirklichkeit muß zur Poesie verflüchtigt werden. Sonst bleibt keine Rettung vor dem Sophismus. Ad. 2. Es finden sich im Bewußtsein Gewißheitsprinzipe, die transsubjektive Bedeutung fordern und daran zu glauben nötigen; sonst wären weder Nebenmenschen noch Dinge in der Welt anzunehmen. Die sinnliche Wahrnehmung gibt die Anregung, die Grundlage, den Stoff zum Erkennen, aber die logische Denknotwendigkeit vollendet erst das Erkennen des Transsubjektiven. — Die Methode, diese Versicherungen darzuthun, ist aber nicht das gewöhnliche Beweisen. Es werden in den Bewußtseinsakten diese Prozesse aufgewiesen. Ich finde doch, daß die Volkeltsche Schrift sehr bedeutend ist und viele meiner Ansichten berichtigt. Schon das spricht dafür, daß sie so gut paßt, um für den Systematiker Art und Gattung zu unterscheiden. Anschauungen, Bilder geben nur Individuen. Für die Wissenschaft ist aber nötig daraus Begriffe, bestimmt getrennte, zu bilden. Art ist nun, müßte Volkelt sagen, wenn er praktischer Systematiker wäre, derjenige Begriff einer Vielzahl von Individuen, der sich logisch nicht weiter in getrennte Begriffe zerlegen läßt. Daß es eine solche Grenze für die Zerlegung gibt, ist empirisch, durch Induktion, zu ermitteln.

Volkelts Erkenntnistheorie ist bedeutend.

Art und Gattung.

Nach Volkelt sind die Kennzeichen, die ich S. 158 für das Transsubjektive angegeben habe, anders zu gruppieren. Die Wirklichkeit ist erkennbar durch die geistigen Kategorien, die vollständig unerfahrbar sind und in der Organisation des Unbewußten begründet sein müssen, da sie im Bewußtsein a priori auftreten. Es gibt sechs solche Forderungen (Kategorien), die das Denken zu der Erfahrung hinzubringt, um eine Wirklichkeit zu stande zu bringen: 1. Not-

Volkelts Kategorien.

wendigkeit. 2. Allgemeingültigkeit. 3. Allgemeinheit. 4. Kontinuität. 5. Kausalität. 6. Gesetzmäßigkeit. Das sind die Denkforderungen, um Wirklichkeit zu erkennen. Die Wahrnehmungsforderungen sind von mir früher angegeben. 1. Bleibende Folgen im Wahrnehmungsgebiete; 2. Greifbarkeit; 3. gleichmäßiger Erfolg bei Wiederholung.

Verwirrung jener Kategorien bei dem Uebergang aus dem Wachen in den Schlaf.

Wenn man sich beobachtet beim Uebergange aus der Welt des Wachens in den Schlaf und in die Traumwelt, so wird man bemerken, wie in den Gedanken und Vorstellungen gerade die Auffassung der genannten Kategorien wirr wird, sobald die frischen Sinneseindrücke aufhören das Material dazu zu liefern. Es schweben Reproduktionen in den verschiedensten Reihenfolgen und Kombinationen dem Geiste vor. Die Bewußtseinsvorgänge werden regellos, die Kausalreihen unterbrochen, die Identität des Selbst sogar unbeständig. Ohne frische Zufuhr von Eindrücken, mit bloßen Reminiscenzen vermag das Denken eine transsubjektive Welt gar nicht fest zu halten. Volkelt schätzt nicht seiner ganzen Bedeutung nach die Abhängigkeit des Denkens von der sinnlichen Wahrnehmung. Die Kategorien des Denkens sind sicher nur bei Greifbarkeit, Wiederholbarkeit, Persistenz der wahrnehmbaren Folgen. Gibt man dem Denken auch die Erinnerungen aller früheren Wahrnehmungen, die sich ja auch auf Transsubjektives ursprünglich gründeten, so fehlt ihnen die Notwendigkeit bestimmter Verknüpfungen. Es entstehen abenteuerliche Kombinationen und lückenhafte Folgereihen. Mögen die Kategorien nicht der Wahrnehmung angehören, sondern dem Denken, sobald sie sich nicht an frische Wahrnehmungen heften können, bringen sie es zu keinem ordentlichen Fortschritt.

Volkelt unterschätzt die Bedeutung der Abhängigkeit des Denkens von der Außenwelt.

Das Ich muß sich als kontinuierlich empfinden.

24. Dez. — Das Ich muß während des Lebens kontinuierlich sein. Die Identität aller ihm zugänglichen Erinnerungsbilder können es von der eigenen Identität nicht überzeugen, wenn es seine früheren Eindrücke verloren hat und nicht vergleichen kann. Ist die Kontinuität des Ichs auch nur bei einer einzigen, sich sogar verschiebenden und verwechselnden, oder einförmig sich unausgesetzt wiederholenden Erinnerungsvorstellung verblieben, hängend wie an einem dünnen Faden, kann sie sich ohne Schwierigkeit wieder über ihr ganzes, altes Gebiet ausbreiten. Das Ich braucht nicht als Substanz fortzubestehen, wenn es nur in der Substanz als Begleitvorstellung fortbesteht. In Ohnmacht, in Schlaf, Lethargie muß daher Vorstellung, wenn auch dürftigster Art, ganz ohne spätere Erinnerung, angenommen werden, außer in Fällen, wo in der That das Ich verloren gegangen*); in Fällen,

*) Im Irrsinn.

Religion (1889).

Wahrheiten und Erfahrungen.

Die Denkschrift des Rektors von Dorpat, späteren Bischofs Ullmann, gegen die Uwarowschen Bestrebungen, den baltischen Unterricht zu russifizieren, — ist, wie ich glaube, das Freimütigste und Beste, was bis zur Gegenwart darüber geschrieben worden ist, aber dennoch hat kaum je ein Schriftstück mehr Schaden angerichtet. Wie soll man solchen Erfahrungen gegenüber nicht Opportunist werden? Immer und immer wieder suche ich in einsamen Betrachtungen nach Grundsätzen und Wahrheiten, — und immer kommt die Erfahrung dazwischen, mit ihren liebenswürdigen oder nützlichen Vermittelungen, die aber falsch sind und Unwahrheiten enthalten?

Gebet.

Was die Wirkung des Gebets anbetrifft, so zeigt gerade die Anwendung auf die Leiden des Kaisers Friedrich. . . . Ob Tod oder Genesung, nie werden die Mediziner eine Wirkung des Gebets darin zu erkennen im stande sein. Aber wozu auch eine solche transsubjektive Wirkung? Ist die subjektive nicht genug? Und ganz subjektiv bleibt sie nicht. Das Gebet vor der Schlacht begeistert ganze Heere, ihre Pflicht zu thun, wenn es auch über den Sieg nicht entscheidet.

Lavoisier.

Ich denke an Lavoisiers Worte, ehe er das Schafott bestieg: „Das redlichste und für die Menschheit nützlichste Leben schützt nicht davor, den Tod eines Verbrechers zu sterben. —“ Das vergißt man und hält für unerhört, wenn man selbst etwas Unrecht leidet.

Aber besinnen wir uns, die Harmonie wird bleiben in der Welt, ob wir auch eine traurige Stunde durchmachen.

Die sittliche Weltordnung setzt sich durch gegen die Bestrebungen der Mächtigen, aber sie nimmt sich lange Zeit.

Evangelische Kirchengemeinschaft.

1. Mai. — Wo das Langen und das Bangen nach der eigenen Seelenseligkeit zum Grundmotiv des Daseins geworden, ist es mit der uneigennützigen Wahrheitsliebe und Wohlthätigkeit nicht unbedenklich. Die Werke können so groß sein, wie bei den ersten Jesuiten, sie decken den Irrtum in der Grundrichtung nicht zu. . . . Man muß dasjenige vermeiden, was von dem richtigen alten Luthertum mit

weitem Raum für den Flügelschlag freier Seelen in das salutistische Dunkel zurückführt . . .

Ich halte zur Zeit für notwendig, an einer großen kirchlichen Gemeinschaft festzuhalten, obwohl ich eigentlich zu dem nicäischen athanasianischen Bekenntnis mich ablehnend verhalten muß. Die Gewißheit der Naturerkenntnis, die Deutungsbedürftigkeit aller Ueberlieferungen, die daher unsicher bleiben, nötigen mich dazu. Die Bibel bietet aber auch mir die reichliche Quelle zu sittlicher Erhebung nicht meiner winzigen Persönlichkeit, aber der fortlebenden Menschheit. Auf diesem Boden wäre volle Freiheit für die Evangelischen möglich . . .

Die Sympathie des Einzelnen thut wohl, die Kirche gibt die Sympathie der Gemeinschaft öffentlich.

Das goldene Kreuz, hoch in den Lüften, ist unter den Symbolen, denen meine calvinistische Grundlage im allgemeinen abgeneigt ist, noch das beste. Sein Name soll glänzen über alle Namen!

Optimistisch: Weltanschauung.

10. Mai. — Kerner: Leben der Pflanzen Band I beendigt und auf den nicht erscheinenden II. Band gespannt. Schleidens „Pflanze und ihr Leben", seinerzeit gut aufgenommen, zeigt wie ungemein groß seitdem die Fortschritte sind, in Wissen und Verständnis der sogenannten populären Werke. Jetzt herrscht das Bestreben von allen Strukturen*) und Vorgängen, den Nutzen für die Pflanze selbst zu verstehen. Daß ein solcher entscheidend gewirkt hat für das Entstehen aller Gestalten, aller Farben u. s. w., ist ein so umfassend und überraschend nachgewiesener Umstand, daß bei Kerner eine allgemeine Voraussetzung darauf sich gründet. — Das Gute wird auf die Länge vorherrschend, das ist der sittliche Grundsatz, den die unerbittliche Natur auf allen Gebieten zur Einsicht bringt. Dann mußte aber das Vorhergehende ein Schlechteres sein. Gott und Teufel sind die Personifikationen! Das Schlechte zu personifizieren, dieses Bedürfnis ist der gebildeten Welt verloren gegangen. Um aber mit dem Guten sich zu durchdringen, muß der Mensch in Frieden leben mit dem personi-

*) Wer wird bei den Koleopteren in derselben Weise die Strukturen erklären?

fizierten Gott, trotz des nicht vollziehbaren Gedankens; — an Gott muß er halten, appellieren, zu ihm beten.

Unterschied zwischen Teufels- und Gottesglauben.

13. Mai. — In guter Gesellschaft, wer glaubt ernstlich an den Teufel? So schlimm steht es mit dem Glauben an Gott noch nicht. Woher der Unterschied? Gott ist der Geist des Guten? Es gibt in jeder Sache nur eine Wahrheit, aber der Irrtümer unzählige. So gibt es nur einen Geist des Guten, den der Mensch anzubeten hat, im Geiste und in der Wahrheit. Wenn er diesen Geist fühlt und liebt, verbreitet sich Friede in ihm und schweigen die unersättlichen und verdrießlichen Bedürfnisse für einige Zeit. Denken kann man aber diesen Geist nicht; er ist ein unvollziehbarer Gedanke. Der Geist des Bösen zerfällt aber in eine Unzahl von Einzelgeistern und dient zu Fabeln und Aberglauben. Daher ist es auch nicht zu bedauern, daß man sie allesamt los wird.

Transsubjektive Gewißheit auf religiösem Gebiete nicht möglich.

24. Mai. — Gewißheit von einem, außerhalb der menschlichen Vorstellung Bestehenden, ist auf dem religiösen Gebiet nicht zu erlangen. Auf dem Gebiete des sinnlich Wahrnehmbaren, das den Denkforderungen entspricht, ist sie vorhanden. Die Religion muß arbeiten mit Vorstellungen ohne sinnliche Gewißheit, — aber nicht gegen diese Gewißheit. Insofern die Religionen es dennoch thun, verfallen sie dem Wahn. Der Wahn, je verlockender, um so schädlicher! Denn die Neigungen machen ihn fest, fanatisch, verderblich für die Fortbildung der menschlichen Gesellschaft zu den bestmöglichen Verhältnissen.

Die bestmöglichen Verhältnisse.

Die Religion hat nicht das Seligwerden des Einzelnen zur Aufgabe, sondern das Seligmachen der Menschheit, d. h. die Menschheit vorwärts zu drängen zu den bestmöglichen Verhältnissen der Individuen zu einander und miteinander.

Freiheit! ohne Mißbrauch, für alle, ist zunächst eine Forderung, die dabei in Betracht kommt.

Ueberlegenheit der Bibel in der Empfindung des Ewigen über andre Schriften.

27. Mai. — Vergleiche man die Bibel mit anderen heilig geachteten und poetischen Schriften. In der Bibel, d. h. Altes Testament und Neues Testament, findet man eine Empfindung des Ewigen, des Gerechten, des Opfers seiner Persönlichkeit für das Wohl der Menschen, mit einem Ernst und in einer ergreifenden Form ausgedrückt, in einer größeren Zahl von Stellen ausgesprochen, als in den Vedas, in Homer, in chinesischen Büchern, im Koran u. s. w. — Aber es ist doch auch viel Unsinn und Unsittlichkeit beigemischt. Prüfet alles und wählet das Beste, so lehrt die Bibel, und so soll man es mit ihr thun. Die kirchliche Gemeinschaft, die sich aufbaut auf der freien Be-

nutzung der Bibel, unbeengt von den Bekenntnisschriften und mit voller Wahrhaftigkeit, da wo das Naturerkennen, die eindringendere Textkritik und Geschichtsforschung, die veränderten Lebensideale weitergeführt haben, — das ist das beizubehaltende Christentum. In dem Kultus der großen bestehenden Kirchen sind die Wandlungen immer gefährlich. Ein Synodus sollte die notwendigen Veränderungen von Zeit zu Zeit vornehmen, immer nur bei wenigem! Aber die Glaubensfreiheit auf Grund des Alten und Neuen Testaments, oder mit beständiger Benutzung dieses Buches zur Erbauung und sittlichen Festigung, die sollte obenan stehen! Der Geist der Wahrhaftigkeit wird erst dann gekommen sein!

Freie Prüfung und Glaubensfreiheit auf Grund der Bibel.

28. Mai. — Buch der christlichen Urlehren und Dichtungen, — so mag man exakt die Bibel benennen. Inwieweit das Alte Testament einerseits durch das Neue Testament, andererseits durch den Talmud fortgebildet ist? Dazu fehlt mir eine nähere Bekanntschaft mit dem Talmud. Er ist vollständig in französischer Uebersetzung erschienen und so müßte ich ihn mir anschaffen. Ob es ein gleichwertiges Religionsbuch gibt? Armselig sind die Lehren des Koran dagegen, — Spielerei sind die Sagen Homers und Zubehör, — langweilig die Zendavesta, die Vedas ungestaltig, — u. s. w.

16. Juni*). — Von Luthers heißem Herzen stiegen Dämpfe, die seinen Blick umnebelten. Die Unsicherheit seiner Erkenntnis suchte er durch Affekt zu überwinden. Im Gegensatz zu dem klaren Zwingli, steifte er sich in dem Abendmahlsstreit auf Vorstellungen, die logisch sich nicht vollziehen oder realisieren lassen. Transsubstantiation verwarf er und geistige Erinnerung genügte seinem in (katholischem) Zauberglauben aufgewachsenen Sinne nicht. Er hielt sich krampfhaft in einer Zwischenstellung, ohne zu bedenken, daß auf so schiefer Ebene kein Halten. Aber die Schultheologie hat den Lutheranern das Unmögliche durch ewige Wiederholung und Heftigkeit dennoch möglich gemacht. Sie wiederholen und brauchen keine Mathematik, wie Luther im Gespräch mit Zwingli wiederholt sagte, — d. h. sie verzichten auf Logik. Was an Halt fehlte, sollte der Terror ersetzen, daher der Zorn. Andrerseits hat Luther den Bilderdienst nicht als eine Versuchung des Volks, das Ewige und Geistige zu verdrängen, so erkannt wie Moses. Sehr beschränkt war er als Politiker. Viel

Luther.

Luther erkannte nicht die Gefahr des Bilderdienstes so scharf wie Moses.

*) Der Baronin Uexküll schrieb mein Vater: „Ich sende Ihnen das Köstlinsche Lutherbuch. Es wird mich freuen, wenn Sie und die Ihrigen an dem lebenswahren Bilde dieses großen Mannes, mit heftigem Herzen, — Wohlgefallen finden. Der Mensch ist mehr als sein Dogma.

Schwankung, viel Halbheit. Er vertrat den Gehorsam gegen Kaiser und Landesfürst, und glaubte mit der Lehre, ohne Waffen die protestantische Kirche gründen und durchbringen zu können; — bis die Not näher kam. Sein Geschmack war so verdorben, daß ihm das Unfläthige Gewürz schien; und seine Bildung hat das nie zu verbessern vermocht. — Aber sein heißes Herz war andrerseits die Triebkraft, die seinen Mut empörte und stählte, — seine Persönlichkeit zu einer unwiderstehlich hinreißenden, begeisternden machte, — die ihm eine Liebesgewalt verlieh, an die kein andrer der Reformatoren reichte. Aus seinem Herzen schöpfte er sein unerschöpfliches Wirken, seinen Fleiß und das drückende Gefühl späterer Jahre, daß er zu unthätig geworden.

Luthers Liebesmacht.

Gegensätze der Altersstufen, als pädagogischer Leitfaden.

23. Juni. — Fröhlich, — oder verdrossen als Kind in der Familie; — wißbegierig oder gemartert in der Schule; — strebsam zur Erkenntnis oder verbummelt als Student; — produktiv oder steril in Mannesjahren; — ruhig oder mißvergnügt im Alter; — das ungefähr sind die Gegensätze für die verschiedenen Lebensstufen des Mannes. Für die Söhne sollten die Eltern aufmerksam dem besseren unter den zwei Sätzen zulenken!

Die Religionstoleranz kann nicht unbedingt gelten.

Die bestehenden Religionen mit Bekenntnissen müssen geehrt werden.

Confessio solitaria, — Confessio socialis! Die erstere hat auf unbedingte Duldung Anspruch, die zweite nur auf bedingte. Ihre Duldung ist abhängig von ihrer Beeinflussung der Sitten. Im Interesse der menschlichen Gesellschaft muß nicht geduldet werden, was den natürlichen und idealen Aufgaben der Menschheit schädlich ist, z. B. Sklavenhandel, Vielweiberei, Verstümmelungen, Cölibatgelübde, Unterdrückung der freien Forschung, Beförderung von Liederlichkeit und Familienunfriede u. s. w. Es ist dann aber in der That die Forderung der unbedingten Religionstoleranz eine Uebertreibung. Die meisten Religionen mit öffentlichem Bekenntnis und für Gemeinschaften müssen in Ermangelung eines Besseren geehrt werden, weil sie viel Gutes wirken trotz zahlreicher, streng genommen, nicht zu duldender Beimischungen.

Gott ist Geist.

Geist ist Gott und die ihm sich unterwerfen, sollen es thun im Geiste der Wahrhaftigkeit IV. Ev. 4,24. — In dem Worte „anbeten" ist Gebet vorausgesetzt, man kann sich aber tief unterwürfig fühlen und doch nicht bitten und beten; das ist in dem Griechischen aber gesagt mit προςκυνεῖν, deshalb die jetzige verbesserte Uebersetzung. — Geist der Wahrhaftigkeit (der uninteressierten) Liebe, des Besseren; — das ist Gott. Aber der Mensch will ihn transsubjektiv machen und das ist nur die zeiträumliche Sinneswelt.

Der Menschenschwäche genügt es nicht zu wissen, daß Gott gelten wird in aller Ewigkeit und überall, gleich der Gravitation; er will ihn außer sich personifizieren; wenn auch nicht wie die Götzenanbeter, in Holz, Stein und Farben, doch als einen zarten Nebel wenigstens. Es ist ihm so entsetzlich schwer, mit dem reinen Geist sich zu begnügen, und es kommt ihm vor, als wäre das überhaupt gar kein rechtes Sein; — bloß ein Gefühl, das ja ein Wahn sein könnte, — das eigentlich ohne Anwendung in der Welt ist; — das man ablegen könnte wie eine bloße Gewohnheit, einen Aberglauben; — der Mensch wird dem Atheismus zugedrängt, und glaubt die Fundamente aller Sittlichkeit in der menschlichen Gesellschaft erschüttert. Selbst der versinnlichte und zeiträumliche Gott genügte dem Personalverlangen des Menschen nicht, er mußte sich einen Gottmenschen schaffen. Den konnte er lieben, nicht aber was ein Geist ist! Der historische Jesus wurde zum dogmatischen Christus!

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnis eines Theologen.

„Im Kampf um die Weltanschauung" hat meine Freundin*) B. v. Ü. mir aus dem Auslande gebracht. Viel Wahrheit darin! Ich will übersichtlich den Inhalt mir vergegenwärtigen.

Inhalt des Werkes und Kritik desselben.

Abschnitt 1. Gut und fromm. Die Sittlichkeit findet sich in Menschen, die ungläubig oder gläubig sind. Der Religion geht die Sittlichkeit vor, aber liebenswürdig und geliebt wird die Sittlichkeit erst recht durch die Religion.

2. Gott und Natur. Den Widerspruch zwischen der unerbittlichen Naturgewalt und der menschlichen Vorstellung von unendlicher Güte Gottes, — hält der Verfasser für die Folge der menschlichen Beschränktheit. Das grausame Naturgesetz und die Liebe zum Sittlichen sind in Gott stets harmonisch, glaubt er, bekennt aber, daß er nicht im stande ist, es zu verstehen. Weder die Natur hat er begriffen, — noch kennt er Gottes Ratschlüsse. Aber vorwärts in die Erkenntnis zu kommen, bringt der Wahrheit näher, und in der Wahrheit ist kein Widerspruch.

N. B. Der Widerspruch aber ist in meiner Auffassung, und es ist vergeblich, den Menschen zu einer Ueberwindung desselben durch bloßen Willensakt aufzurufen. Aus der niederen Natur (von der Natur gilt: Röm. 7,7 . . . „vom Gelüste wußte ich nichts, hätte das Gesetz nicht gesagt, laß dich nicht gelüsten"), die aller Sittlichkeit bar, entsteht erst der reale Geist des Guten, den ich Gott nennen möchte. Zwischen der aktuellen Geltung Gottes und zwischen dem Idealgott ist es schwer zu unterscheiden. Dennoch ist der letztere nur eine Aufgabe der Welt, unvollendet in dem Endlichen. Vom Niederen, das Aufsteigen zum Höheren läßt sich verstehen, und das sieht der Natur-

*) Baronin Benedikte von Uexküll, geborene von Stietenkron.

forscher überall. Die Entstehung des Niederen, des Bösen aus dem Höchsten und Guten, ist der unlösbare Knoten.

3. Einst und jetzt. Hier kommt das Gebet zur Sprache. Jetzt stellt sich das Gebet dem Verfasser vor, als wäre es berechtigt, nur noch als ein Gebet um heiligen Geist. Aber auch um Dinge und für Menschen zu beten, dem äußeren Leben nach, kann er nicht lassen, so klar ihm ist, daß es vergeblich sein muß. Vielleicht bringt es die Zukunft anders, jetzt ist aber von dem Gebet sich lossagen: unnatürlich. Nur nach Kräften es zu vergeistigen und vor schädlichem Irrtum es zu schützen, bleibt Pflicht.

4. Zeit und Ewigkeit. Für das Jetzt soll man leben, aber das Jetzt soll vom Licht der Ewigkeit beschienen sein. Mit diesem Ergebnis schließt der Abschnitt. Er geht aus von dem Gefühl der Nichtigkeit und von dem Gefühl einer höheren Bestimmung, verweilt bei dem Segen der Arbeit, wie der auch dem Aermsten das Leben schön und erhebend macht.

5. Urteilen und Wirken. Von dem eigenen Wesen, ebenso wie von der Welt, habe ich bloße Vorstellungen. Ihr Dasein ist nur durch Glauben gewiß. Der Inhalt des religiösen Glaubens ist notwendig verschiedenartig, da man das Höchste anders sieht, je nach der Stufe, auf der man steht. Mit der Selbstthätigkeit im Glauben, wächst die Verschiedenheit. Das religiöse Empfinden ist anders nach den Einflüssen auf unsre Jugend, nach den Geschäften, die uns abziehen, nach den Anlagen, die bei manchen schwach sind (wie bei der Musik!). Ein Gefühlsmensch entzückt durch seine Worte in der religiösen Gemeinschaft; — ein Thatenmensch sucht lieber einsam Gott im Verborgenen. Diese Mannigfaltigkeit ist dem Fortschritt förderlich. Die Gemeinschaft ist um so mehr nötig, — den Unmündigen gegenüber fest, in solcher Gestalt und Eigenheit, die man selbst hat, — den Mündigen gegenüber plausibel, zur Anregung. Vielen ist Frömmigkeit nur in einer Sprache und Gestalt verständlich. Aber ob zum Marienbilde, zum Gottessohn oder zu dem Einen gebetet wird, gleiche Reinheit und Liebesmacht kann in der Seele walten. Der Glaube macht nicht selig als Verdienst, nicht als Zustimmung zu einem bestimmten Bekenntnis, sondern als Vertrauen auf den inneren Zug zu einem liebenden Gott, das von allen Zweifeln befreit. Mag sein, daß diese weitherzige Milde im Kampfe weniger wirkt, als die schroffe Einseitigkeit, aber ich muß, wo die Partei sündigt, nicht mitsündigen. Lauterkeit der Gesinnung ist im Kampfe zu bewahren. Bin ich selbst noch unsicher, muß ich mich zurückhalten. Was aber an Grundsätzen im Leben sich mir bewährt hat, muß ich durchzusetzen suchen. Um der Gemeinschaft willen, kann ich selbst an unvollkommene Formen anknüpfen. Aber nie soll ich mitthun, um die Bahn zu höheren Stufen des Lebens und der Erkenntnis zu versperren. Die religiösen Irrtümer sind besser zu bekämpfen durch Darlegung der Wahrheiten in Wort und That, als durch Angriffe und Widerlegungen.

6. Christentum und Parteien. Christentum, dem Geiste nach erfaßt, ist reinste Sittlichkeit aus reinster, alle Triebe vergeistigender und beherrschender Gesinnung, — in unmittelbarer Liebe zu Gott. Als solches steht es über allen andern Religionen. Es kam aber nicht als ein Dogmensystem, sondern als eine Begebenheit in die Welt. An diese knüpfte jüdisch-griechische Philosophie ein Dogmensystem mit überverständlicher Lehre, nach denen Jesus aus dem Verkünder Gottes selbst zu Gott, und aus der Einheit Gottes eine verkünstelte Dreiheit wurde. Aus

einer Menschheitsreligion wurde eine Religion neben andern. Die Evangelien und die ganze Bibel sind Menschenwerk, mit Widersprüchen und Fehlern und mit Sagen, die fromme Gleichniswahrheiten bergen, behaftet. Das fordert viel Prüfung, um, von Beiwerk gesondert, den reinen Geist daraus zu fassen. Christus selbst berief sich auf die früheren Propheten seines Volks und beanspruchte nur in derselben Weise Offenbarung. Zu seinem einfachen Geist muß die Gegenwart zurückstreben aus Unnatur und Verkünstelung, — in heiliger Weitherzigkeit.

Meinem Urteil nach ist das Schriftchen leuchtend durch Wahrhaftigkeit und Hoheit. Meine Vorbehalte sind theoretisch, — in der Anwendung stimme ich dem Verfasser vollständig bei, und er hat besser meine Ueberzeugung dargelegt als irgend ein andrer, oder ich selbst.

So will ich denn lieber dem idealen, bescheidenen Manne lauschen, als an ihm nach Schwächlichkeiten spüren, und kennen lernen möchte man noch so manches von ihm, — z. B. wie er und was er betet, ohne Erschöpfung und Abkühlung.

Glücklich wäre es für den Menschen, so viel Liebe und Begeisterung zu fühlen für das, was außer ihm und neben ihm steht, daß er dadurch das Kritteln in sich und von andren überwindet, — ohne an die eigene Person viel zu denken. Aber auch andre dürfen ihn nicht zu sehr an die eigene Person erinnern.

Neuentdeckte Handschrift in Jerusalem.

13. Nov. — 1883 hat Bischof von Nikomedien, Philotheos Bryennios, einen Teil einer in Jerusalem entdeckten Handschrift, — zwischen dem 120. und 160. Jahr unsrer Zeit herausgegeben: „Lehre des Herrn durch die zwölf Apostel.“ Ethische Liebe zu Gott, zu den Nächsten und zu den Feinden u. s. w. Die Probleme der spekulativen Heidenchristenheit späterer Zeit existieren nicht. Von Sakramenten sind nur Taufe und Abendmahl angeführt. Dagegen finden sich bestimmt die Schwarmgeistervorstellungen. Tausendjähriges Reich, Erneuerung der Welt durch Feuer, stellen die Schrift zu denjenigen der hebräisierenden Epigonen des Paulus. Petrinisch und antipaulinisch ist der Mangel der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und von der Prädestination. — Wäre das Christentum nicht in der That nunmehr als eine mit vielen Wahnvorstellungen gemischte Lehre anzuerkennen? Lebensfähig ist sie geworden durch die Umbildung, die sie durch das Griechen- und Römertum erlitt. Ihr ethischer Kern machte sie zu einer der Weltreligionen. Unter ihrem Einfluß wird die unvernünftige

Menschheit in einer höheren Gemeinschaft geleitet und die Schamhaftigkeit, Mäßigkeit, Liebe, Milde gepflegt. Es kann die Menschheit so vernünftig werden, daß sie aus Einsicht in die Gründe, in voller Wahrhaftigkeit alle diese Tugenden übt. Aber kein Wahn ist größer, als schon gegenwärtig die Menschen für allgemein vernünftig zu halten, und kein Wahn schädlicher! —

Philosophische Psychologie (1890).

Fortdauer und Unterbrechung des Ichgefühls.

15. Febr. — Das Ich ist ein Begleitgefühl aller Geistesthätigkeit und entspricht dem in stetiger Bildung begriffenen Inhalt der jeweiligen Vorstellungen, darin nur wenig gleichzeitig hinzukommt oder ausscheidet. Werden die Vorstellungen, von denen ein dumpfes Gefühl uns beständig begleitet, und die aus dem Gedächtnis dem Ort für das Bewußtsein im Gehirn beständig zuströmen, plötzlich unterbrochen, statt stetig gestärkt, so kann das Gefühl ihre Beharrlichkeit nicht anerkennen, selbst wenn diese Vorstellungen von außen wiederum angeregt werden. Es kommen in diesem Falle krankhafte Fälle eines Verlustes des bisherigen Ichs vor. — Beharren kann nach dem Tode weder das Gedächtnis, aus dem die Vorstellungen früherer Zeit zuströmen könnten, noch der Bewußtseinsort im Gehirn, zu dem die Vorstellungen geleitet werden könnten. Die Fortdauer des Ichgefühls nach dem Tode ermangelt der Vorbedingungen.

Bildlich zu sprechen ist das Bewußtseinsorgan im Gehirn wie ein Okular, und das Gedächtnis wie der Reflektor eines Teleskops, nur ist das Okular voll Nachbilder und vom Reflektor durch eine kaleidoskopische Scheibe getrennt.

16. Febr. — Was ich gestern über das Ich geschrieben, will mir heute nicht gefallen. Es soll ja keine Wortdefinition, sondern eine Erklärung seiner Entstehung, genau nach der Erfahrung und nicht darüber hinaus, gegeben werden.

Versuche, das Ich aus der Erfahrung zu erklären.

Empfindung kommt zu stande, wenn die Reize zu dem Gehirn dringen; — von dieser Erfahrung kann man ausgehen. Die Empfindungen haben eine gewisse Zeitdauer. In der ersten Zeit erlangen sie den höchsten Grad, schwächen sich dann ab und werden endlich nicht mehr wahrgenommen. Auf diese Weise bestehen im Gehirn

gleichzeitig vielerlei Empfindungen verschiedener Intensität. Ihre Summe ist nur stetigen, langsamen Veränderungen unterworfen, daher erkennt sie sich als dieselbe wieder, die kurz zuvor schon gewesen ist. Wird die ganze Summe auf einmal ausgelöscht, so kann eine neue Empfindung zu der alten Summe nicht mehr hinzukommen. Eine neue Summe kann sich bilden. Das Ich ist also das Gefühl einer nur stetig veränderlichen Summe von Empfindungen in einem Gehirnort, an dem die Erinnerungsbilder und Reize der Außenwelt ins Bewußtsein treten.

Das Ich eine sich stetig ändernde Summe von Empfindungen.

20. Febr. — Abermals genügt mir nicht, was ich zuvor über das Wesen des Ichs niedergeschrieben habe. Das Ich ist keine Summe von Empfindungen, sondern ein Gefühl, das jede einzelne Empfindung begleitet. Das Ich ist das eine wesentliche Element jedweder Wahrnehmung. Es kam zu stande im Kinde, im Tier, mit der ersten Empfindung, und schwand mit der letzten. Sein Fortbestand während des Lebens war möglich, so lange es von einer auf die andre Empfindung ohne Unterbrechung übergehen konnte. Die wahrgenommenen Empfindungen konnten ganz andre sein, als kurz zuvor; das Ich blieb, ohne anders zu werden, wie ein stetiges Tönen einer klingenden Maschine. Nicht das Tönen macht die verschiedenen Verrichtungen der Maschine aus, auch ist das Tönen nicht die Summe der Verrichtungen; — es ist nur ein Anzeichen des ununterbrochenen Ganges der Maschine. Ebenso mit dem Ich. Das Bewußtseinsorgan, — ob es nun eine Einzelzelle ist, oder eine Gruppe, durch Leitungen zu einem Komplex verbundener Zellen, — ist das Wirkende. Seine Wirkungen sind das stetige Ich, sowie das unstetige Nicht-Ich. Alle Wahrnehmungen, so drückte man sich mit den Kantschen Nachfolgern aus, — sind Modifikationen des Ichs und verfehlte gründlich die Wahrheit. Das Ich bleibt sich ja gleich, wie beim Spiegelbilde der Spiegel; die Bilder macht eben der Spiegel nicht, sondern die entsprechen einer Außenwelt. Was das Modifizierte bei dem Vorgange ist, — und da hinkt der Vergleich mit dem Spiegel, — ist ein Zellengebilde im Hirn, darin Gegenbild (das sich gleichbleibende Ich) und Bild (die transsubjektive, wechselnde Welt) erscheinen. Man muß nämlich mit der Modifikation weiter zurückgehen, — auf die gemeinsame Ursache der Erscheinung im Menschengeiste von Ich und Welt. — Vergleiche übrigens, was den 1. und 4. Juni 1878 über das Bewußtseinsorgan notiert ist. Dem Materialismus wird mein Denken unnachsichtlich mehr und mehr zugedrängt. Nur in den Relationen kann Geist sein, kann Gott sein, — nicht aber in materiellen Substanzen oder in Kräften.

Zweiter Versuch, das Ich aus der Erfahrung zu erklären.

Das Ich ist keine Empfindungssumme, sondern ein Begleitgefühl jeder Empfindung.

Das sich gleichbleibende Ich verglichen mit einem Spiegel.

Geist ist nur in den Relationen.

Dr. E. Dreher.

25. Febr. — Von Eugen Dreher lese ich in Nr. 9 der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom 2. März Erörterungen über die vorstehende Frage. Wie oft geschieht es, daß ungefähr zu derselben Zeit, dieselben Probleme verschiedenen Menschen in entlegenen Ländern zu denken geben! Mit Ausbreitung der Kultur mehrt sich die Wahrscheinlichkeit solchen Zusammentreffens. Immerhin beweiset es, daß wir die Anzahl der den Menschen einfallenden Kombinationen, ihrer Zahl nach für endlich halten müssen. Dr. Dreher sagt nun:

... „wollen wir noch bemerken, daß wir es völlig unberechtigt finden, daß Hume und Kant, letzterer in seinen sogenannten Paralogismen der transscendentalen Psychologie, die durchaus zwingende Konsequenz von Descartes: aus dem Vorhandensein des Denkens auf ein denkendes Etwas, — auf das Ich zu schließen, — angreifen, und meinen, man könnte das Ich auch als eine Summe oder ein Produkt von Bewußtseinsthätigkeiten auffassen."

Ich finde nicht, daß Kant dergleichen, wie hier unterstrichen ist, gesagt hat. Bei der Durchsicht der Ausführungen Kants über die Paralogismen der transscendentalen Psychologie (Kritik der reinen Vernunft), stoße ich in den, in zweiter Auflage weggelassenen Erörterungen, auf einen Ausspruch, mit dem ich ganz einverstanden bin. Er heißt:

„Das transscendentale Objekt, welches den äußeren Erscheinungen, — imgleichen das, was der inneren Anschauung zu Grunde liegt, ist weder Materie, noch ein denkend Wesen an sich selbst, sondern ein uns unbekannter Grund der Erscheinungen, die dem empirischen Begriff von der ersten sowohl als der zweiten Art an die Hand gehen."

Bisexuales Protoplasma.

In meiner Sprache ausgedrückt, handelt es sich beim Ich und Nicht-Ich gar nicht um Wesen an sich, die ohne Qualitäten und ein Unsinn sind, — sondern um empirische Wahrnehmungen und deren logische Verarbeitung. Da findet sich, daß der metaphysisch unbekannte Gegenstand, empirisch das bisexuale Protoplasmaklümpchen ist, das sich nach immanenten Kräften zu einem Menschen ausgestalten kann. Molekularbewegungen bringen, man vermag das Wie nicht zu erklären, Wahrnehmungen im Gehirn hervor, stets in disjunktiver Form, Wahrnehmung des Selbst und der Welt. Der gemeinsame Grund, der das Ich und die Welt hervorbringt, ist keine metaphysische Materie, aber wohl eine empirische Materie, — die wir nach den Gewißheitsprinzipien der neueren Erkenntnislehre, ausgestattet wissen mit Eigenschaften, die den Reaktionen der Hirnsubstanz entsprechen.

19. März. — Die Materie nimmt sich nicht selbst wahr, aber sie bringt hervor die Vorstellung der Welt und des Selbst, — das Selbst scheinbar **bleibend**, wie das Licht einer Leuchte, obgleich die verbrennenden Dämpfe durch neue kontinuierlich ersetzt werden. Ist die Zufuhr zur Weltvorstellung ununterbrochen, so scheint das Selbst beharrlich, — wie das Licht der brennenden Leuchte. Die Welt kann nicht vorgestellt werden ohne ein davon unterschiedenes Subjekt, das Ich. Aber Welt und Ich werden von der Materie zu Vorstellungen gemacht, die einander entsprechen. So mag man den Stoff für den Urgrund von Seele und Welt halten. Aber eigentlich weiß man es nicht und wird es nie erfahren. Ist das sich selbst Wahrnehmende wie ein Ton, der sich selbst hört? Die Vorstellung bleibt überschwenglich schwer.

Immer wieder das Rätsel der sich selbst wahrnehmenden Substanz.

———

24. März. — Wie nahe der Mensch ist, ganz widersinnige Erscheinungen für wirklich zu halten, wird besonders durch die Vorgänge im Traum nahe gelegt. Diese Nacht z. B. träumte mir, es saß W. in meinem Schlafzimmer auf der großen Toilette und schwatzte. Ich interpellierte ihn, was er sich eigentlich in Bezug auf sein Vermögen vorsetzte. Er antwortete recht vernünftig, andre würden aus den Gütern machen, was sich machen ließe, bis er sie zurückerwerben könnte. Dann lag er wieder auf irgend einem Sofa, und ich sagte ihm: „Gestehen muß ich, daß ich eigentlich bisher **Sie** gar nicht für eine Wirklichkeit gehalten habe. Das ist nun vorüber." Dazu kam meine (verstorbene) Frau. Ich glaubte, trotz des Anachronismus ihrer Erscheinung und trotz meiner ersten Zweifel an der Wirklichkeit, nun an die Gegenwart Ws. In der Religion kommt der **feste Glaube** wahrscheinlich aus Traumzuständen des Geistes. Nur wer diese Möglichkeit **nie** vergißt, kann wahrhaft tolerant sein. Durch Schreck und List erreichen zu wollen, daß die Menschen ein und denselben Traum haben, ist doch barer Unsinn.

Traum. Beispiel zu: Wie man im Traum Widersinniges für wahr halten kann.

Der Glaube kommt oft aus Traumzuständen des Geistes.

———

Zur Mahlzeit waren wir in Jerwakant, wo die Brandstiftung besprochen ward, — um elf Uhr abends war dort Feuerschaden ausgebrochen und ein Wirtschaftsgebäude niedergebrannt. Einige Stunden darauf erwachte meine Tochter in Reval mit dem Ausruf: „Entsetzlicher Traum, — es hat in Jerwakant gebrannt!"

Beispiel eines prophetischen Traumes.

Zwei Erklärungen sind möglich, entweder Zufall oder Aetherwellen, die von Jerwakant aus angeregt bis zur Schlafenden dringen, trotz

siebzig Kilometer Entfernung. Der, abends von uns in Reval vernommene blinde Feuerlärm, kann auch den Traum veranlaßt haben, der so merkwürdig mit dem wirklichen Ereignis zusammentraf.

Ich träumte, vor die Thür trat hinaus und zu meinem Wagen, mit dem ich in eine Stadt fuhr, Johanna Bismarck, die Fürstin; — erfreut und überrascht fragte ich nach dem Fürsten. „Sehen kann man ihn jetzt nicht.“ — „Geht es ihm denn nicht gut?“ — „Leider nicht.“ — Ich machte ab, zu kommen, sobald er wieder Menschen vertragen könne. — Ich notiere diesen Traum, und er soll beweisen, daß Träume nichts bedeuten. —

Ermüdungsgefühl.

7. Mai. — Den Schlaf erklärt man aus der, durch die ununterbrochene Tagesleistung der Nerven entstehenden Erschöpfung. Es sind Zufuhrwege für Sinnenreize. Ob man auch stille gesessen hat, das Tast- und Druckgefühl war durch die Haut des gesamten Körpers, meist unbewußt, beansprucht. Die Nerven, die dieses Gefühl leiten, pflanzen weniger schnell die Reize fort; — die Ermüdung ist wie eine sich anbahnende Narkose; fühlt man nicht mehr, wo man sitzt und liegt, so ist man unempfindlicher geworden. Das gilt von dem Eindringen der äußeren Reize auf die Wahrnehmung. Aber gilt es nicht auch für die Leitung der Vorstellungen, die im Gedächtnisse angesammelt sind? Diese zu dirigieren, wird mane benfalls müde. Das Schlafbedürfnis entsteht nach dieser Vorstellung aus den Anhäufungen in den Nervenfäden, nicht in den Nervenklümpchen. Die Nervenfäden leiten von außen die Sinneseindrücke, — von innen die Gedächtnisvorräte und Vorstellungen, zu dem Wahrnehmungsorgan. Zwei Kanalsysteme oder Korridorsysteme! Während des Wachens arbeitet es in den peripherischen Korridoren. Diese bekommen Ruhe in der Nacht. Beim Traum arbeitet es ungehemmt in den inneren Korridoren. Die werden ausgefegt, wie von fleißigen Mägden, und man erwacht klar zu frischer Denk- und Sinnesarbeit. —

Ermüdungsgefühl für innere (Gedächtnis-)Reize.

Korridorsystem.

Katoptrische Einrichtung des Gehirns.

15. Sept. — Zwei Umstände sprechen für die katoptrische Einrichtung des Hirnapparates zur Wahrnehmung:

1. Die Spuren, die im Gedächtnis verbleiben, nicht im Bewußtsein; — wie von der Lichtwirkung die Nachwirkung auf phosphoreszierenden Substanzen.

2. Die Gesamtstimmung und die Erinnerung, beeinflußt und begünstigt durch Sinneseindrücke, die zum Bewußtsein nicht gelangen. —

Religion (1890).

22. März. Unter dem Namen Gott konnten die Menschen keine sich gleich bleibende Vorstellung verstehen. Nach jeweiligem Verständnis änderte sie ab. Den erhabensten Ausdruck fand die Vorstellung schon in dem Johanneischen Spruch: Gott ist ein Geist, und ihr, die ihn anbetet, betet ihn an im Geiste und in der Wahrheit. Aber die Menschen haben immer wieder unter Gott an räumliche Gestalten und zeitliche Kräfte gedacht. Nun aber stehen Stoff und Energie der Summe nach ewig still. Was sich ändert, ist nur deren Lage und Wechselwirkung. Dem Dauernderen strebet Lage und Wechselwirkung ewig zu, und dazu bedarf es eines Ausschlusses der Störungen, einer ewigen Harmonie des Verschiedensten. Das ist das Gute, dem die Schöpfung zusteuert, und das ist Geist, das ist Gott. Für das Universum ist es Gott, — für die Menschheit ist es der heilige Geist, für den Einzelmenschen oder für das Menschenpaar besser, ist es das Idealmenschenpaar, der Paraklet, der ewige (nicht der historische) Christus. Unsterblich und ewig ist nur das Streben zum Guten, zu Gott, — nicht das einzelne Menschenpaar. Man soll seine eigene beschränkte Existenz über das Ewige vergessen, — das macht selig.

Wechsel der Vorstellung Gottes.

Der erhabenste Ausdruck ist der Johanneische: Gott ist ein Geist.

Gott, heiliger Geist, Paraklet.

Der Persönlichkeit sich entwinden? Ist das nicht die Tendenz der Asketen? Einseitig, wenn diese Tendenz nicht zum Besten einer Gemeinschaft von Menschen dient; — aber ein wahrer Kern bleibt in der Askese. Dann aber muß dieselbe Tendenz auch die Vorstellungen des Menschen von Unsterblichkeit, von Gott betreffen. Die Fortdauer des Einzelnen ist die unendliche Wirkung seiner Thätigkeit, als Glied der Kausalreihen, für die Menschheit; — das ewige Fortleben nicht eines persönlichen Ichs. Gott ist nicht ein zürnender, liebender, sondern ein Ewiges, ohne Affekte. Das führt zu einem Glauben, den die Egoisten für Atheismus und Materialismus erklären müssen, der aber mit Gewißheiten arbeitet, nicht mit widerspruchsvollen, unvollziehbaren Vorstellungen. Das Ewige ist gewiß und das Unendliche der Kausalreihe.

Askese.

Die Vorstellungen von Gott und Unsterblichkeit müssen auch vom Egoismus bereinigt werden.

Nur ist der Schluß übereilt, daß es keine Ereignisse geben könnte, deren zureichende Ursache nicht schon in der Vergangenheit vollständig gegeben wäre. Das Verantwortlichkeitsgefühl ist ein Gewißheitsprinzip, und ihm kann nur genügt werden, wenn man sich klar macht, daß die Gegenwart eine Grenze zwischen der Gesamtheit der Geschehnisse der Welt, nicht aber eine Dauer ist. Gegenwart ist nicht Zeit, und nur in der Zeit kann keine Ursache hinzutreten, — aber Gegenwart ist intelligibel, und da ist Freiheit, d. i. Hinzutreten von neuen Ursachen. Wenn die Vergangenheit sub specie praesentis betrachtet wird, so bringen wir eine Freiheit hinein, die nicht besteht; — aber die in einer Grenze zwischen den Gesamtgeschehnissen vorstellbar ist. Das allein gibt der Historie ein sittliches Interesse.

Gegenwart ist intelligibel und da ist Freiheit.

Sittliches Interesse der Geschichte.

---

29. April 1890. — Zum 1. Mai hat sich der Kuckuck eingestellt. Der friedliche Anblick der lebhaft ergrünten Wiesen, die vielen Blumen auf meinem Alpenberge, die jungen belaubten Bäume mit den duftenden Faulbeerblüten, stimmen milde. Das Leben in der Natur wird, hoffe ich, auch Bismarcks Herz den Frieden wiedergeben. Es ist mir schwer, zu glauben, daß er sich je wieder glücklich fühlen kann. Wohl hatte er schlichte Natürlichkeit bewahrt, als er eine Bedeutung hatte, wie vielleicht keiner unter seinen Zeitgenossen auf der ganzen Erde.

Jedenfalls ist der große Mann noch wie ein von der Höhe ins Meer gestürzter Fels, von Fluten überstrudelt und überschäumt. Man wird ja erfahren, wie das alles zur Ruhe kommt.

3. Juli. — Viel erlebt, — wenig geschrieben. Vom $\frac{\text{22. Mai}}{\text{3. Juni}}$ bis zum 16./28. Juni weilte ich in Friedrichsruhe. Der Fürst Bismarck ist nicht nur historisch eine Größe, er ist es auch für die Gegend als der für alle Menschen liebenswürdigste Mensch der Welt.

Die fortschrittliche Partei möchte den großen Mann anbeten, aber in einem Heiligenschrein. Unheimlich wird es natürlich, wenn die Heiligenbilder sich nicht stille verhalten.

---

22. Juli. — Die Herzensfröhlichkeit, schreiben Sie*), erhält sich am besten durch die Dankbarkeit gegen Gott. Ich sage, Gott ist die Liebe!

*) Aus einem Briefe an die Baronin B. von Uexküll.

Joh. 14, [16]. Fühlen Sie nicht, als eine Nötigung in Ihrem Herzen, Gott zu lieben, unbedingt, ob Ihnen das Dogma der Dreieinigkeit begreiflich und annehmbar geworden oder nicht?

Hassen soll man nicht, auch nicht die Semiten. — Da hat das Wort des Ev. Joh. sich als Wahrheit erwiesen, daß, wer haßt, ein Menschenmörder, wenn auch sehr indirekt, sein kann, wie die Judenmorde in Rußland beweisen. — — — — — — — — — — —

Das Dauerndere.

In Berlin haben Sie viel geistige Nahrung gefunden! . . . Aber wozu? wozu? Das ist die Frage, die man nicht los wird, außer im Beruf oder in Unternehmungen für etwas Bleibenderes, als wir selbst. Jetzt, auf dem Lande, pflanzen Sie Bäume; Besseres kann man nicht thun für die Zukunft. Dem Ewigen zu dienen, damit es nicht eine hohle Phrase wird, empfehle ich durch die Bevorzugung des Dauernderen, was dem Menschen doch möglich ist. — Dazu gehört für mich in diesem Augenblick eine kühn entworfene Steinbrücke, die zu besehen ich Sie verlasse. — — — — — — — — —

Humanität und Gemeinschaft.

Man muß bekennen, daß es eine widerchristliche Humanität gar nicht geben kann, ebensowenig wie einen viereckigen Kreis. — Indes bescheiden wir uns . . . Sehr fern sind noch die Zeiten und kaum begriffen, wo die Humanität innerlich von uns verstanden sein wird und äußerlich über den ganzen Erdball zu einer Anerkennung gelangen könnte, wie sie zur Zeit nicht denkbar scheint.

Es ist unendlich schwer, auf dem religiösen Gebiete die Tendenzen der Gegenwart oder gar ihre Ziele zu beurteilen. Stillstand hervorzubringen, das hat die Kirche immer gehofft oder sich angemaßt. Selbst der russischen Kirche gelingt es nur relativ; sie hat weniger wirkliche Forscher.

Die Gemeinschaft muß immer neu belebt werden aus dem unerschöpflichen Quell des einzelnen Menschen. Der Einzelne wird sich vielleicht in diese Aufgabe immer mehr und mehr versenken müssen. Das ist die Bedeutung seiner Unerschöpflichkeit und Ewigkeit. In den Zeiten eines gewissen übersinnlichen Trachtens machte ich mir den Spruch:

Keyserlings Sinnspruch.

> Selig, wer sein Glück sucht weder im Himmel noch auf Erden, sondern seiner selbst vergißt in dem ewigen Werk und in der Liebe.

Es ist eine Formel, die, wie jede Formel, das Leben nicht bemeistert, aber doch helfen kann, es zu dirigieren. Zu der größeren Gemeinschaft der Menschen auf Erden, dazu führt das Wirken des Ewigen oder das ewige Werk, so viel glaube ich aus der Geschichte

ersehen zu können, und daher steckt vielleicht in dem religiösen Separatismus eine vorbereitende Zersetzung. Die endliche Einigung aus den Bestandteilen, die sich unzerstörbar erwiesen haben, liegt in unendlicher Ferne!

---

21. Sept. — Die außerordentliche Bedeutung der Liebe für das Streben zum Ewigen und für das Empfinden des Ewigen ist unter den Menschen in der Erfahrung oft zu beobachten. Sie verlieh, wie ich denke, dem Christentum einen wesentlichen Teil der Kraft, mit der es das Heidentum der griechisch-römischen Welt überwunden.

Gründe der Ohnmacht des Christentums dem Islam gegenüber.

Dem Islam gegenüber ist das Christentum machtlos. Die Geschichte lehrt, daß hier für uns ein schwer begreifliches Problem vorliegt. Mohammedaner können besiegt werden, aber nicht belehrt. Weshalb? Das Christentum hat mit seiner Liebe nichts bei ihnen ausgerichtet, vielleicht weil die Bildung des Weibes bei den Völkern des Islam zu tief steht. Das Verbot der geistigen Getränke, bemerken Reisende in Afrika, hat auch dazu beigetragen, den Islam über das Christentum zu stellen, ferner der von Heiligenanbetung, Dreieinigkeit, Gottesmutter u. s. w. weniger getrübte Monotheismus, — endlich die Charakterfestigkeit, die aus der fatalistischen Resignation entsteht. Tausendjährige Erfahrung hat gezeigt, daß dem Christentum gegen den Islam keine überwindende Kraft beiwohnt, wie dem Heidentum gegenüber. Afrika wird zivilisiert, aber niemals christianisiert werden. — Aegypten und Karthago werden nie mehr Lichtpunkte der Christenlehre werden.

Drummond „Das Beste in der Welt“.

17. Okt. — Wir und das Beste? Wer sind die Wir? . . . Etwa wir, die da lieben. Um das bildlich sich zu verdeutlichen: Wir, die wir zusammenklingen! — Das Gefühl unsres Zusammenklingens, unsrer Harmonie mit dem All ist vielleicht das Sicherste, was wir von Gott erfahren, und ist nichts weiter als die erweiterte Liebe. Der Liebe zu entsagen, um Gott zu lieben, ist verkehrt! — So denke ich.

Professor Moritz Engelhardt sagt so wahr: „Die Welt ohne Liebe wird zu einem bloßen Arbeitshause.“

Ueber die Liebe (das Beste in der Welt) hat Henry Drummond auf Grundlage des 13. Kap. Korinth. I. eine schöne Rede gehalten, die zum Nachdenken veranlaßt. Das *eine* ist von der Liebe aber noch hervorzuheben: sie ist *originell*. Ob von der Liebe in der niederen Sphäre, die durch die Begattung Erschöpfung findet, die Rede ist, — oder von jener überschwenglichen Liebe zum Höheren, Ewigen, die ein unbefriedigtes Sehnen bleibt, das in gleich bleibender Span-

Originalität jeglicher Liebe.

nung kaum 24 Stunden sich erhalten kann — was der Eine thut, kann der Andre auf diesen Gebieten nicht fortsetzen. — Anders in der Wissenschaft, in den staatlichen Einrichtungen, in den Erfindungen. Für die Menschheit ist die Liebe, wie der Herzschlag für den Körper ewig erneute Auf- und Abbewegung, die aber nicht aus der Stelle kommt. Die Liebe ist notwendig, um die Art zu erhalten und um die geistigen Funktionen zu beleben und zu erheben; — aber um die Gemeinschaften der Menschen zu höherer Kultur zu fördern, dazu genügt sie nicht, und selbst kann sie zwar in einem Wesen viel kräftiger und schöner als in dem andern auftreten, nicht aber in einer Geschichtsepoche viel anders als vorher. Sie spricht alle Sprachen, sagt Drummond, d. h. sie ist wesentlich dieselbe, ob eine Sprache die höchsten Geistesblüten der Menschheit zum Ausdruck gebracht hat, — oder ob sie nur niederen Bedürfnissen diente, — unter Wilden, wie unter den Völkern an der Spitze der Menschheit. Sie gehört zu den pulsierenden Funktionen der organischen Individuen, ihrer Aktivität nach, — wenn sie auch eine ganz passive Welt umfaßt. Das ist die gewichtigste Einschränkung, die bei den Betrachtungen über die Liebe nicht übergangen oder übersprungen werden kann. — Außerdem thut aber auch eine Warnung not. Solche Betrachtungen verführen, die Zustimmung der Menschen auf leichterem Wege zu suchen, anstatt auf dem schwereren Wege sie zu verdienen. Lessing hat es gesagt: andächtig schwärmen mögen viele schlaffe Menschen, weil es leichter ist, als gut handeln, und von dem Handeln dispensiert. — So viel vorbehalten, stimme ich dem Inhalt der Drummondschen Rede bei. —

Die Auf- und Abbewegung der Liebe belebt und erhebt, aber genügt nicht zur höheren Menschenkultur.

Die Liebesmacht ist individuell.

Warnung.

Pro memoria IV.

Einleitung.

Zur Unterhaltung mit Andern mindert sich mit dem Alter der wechselseitige Zug. Selbstunterhaltung kann einigen Ersatz bieten, wenn sie niedergeschrieben wird. Beschränkte sie sich auf bloßes Denken, würde sie sich verflüchtigen, wie Träume es thun. Auf Leser verzichte man. Die Wahrhaftigkeit ist um so unbehinderter. Der Gewinst: Beschäftigung, die nie ermattet: — Klarheit, die durch den sorgsamen Ausdruck kommt: — Befestigung im Gedächtnis: — sicherer Rückblick: — längere Geistesregsamkeit durch die kleine Gymnastik.

Religion (1890).

(Fortsetzung.)

Lange, lange habe ich geschwiegen. Der rege Anteil an den Dingen schwindet unaufhaltsam, wenn die Lieben gestorben oder das Haus verlassen haben. Die Liebe zum Ewigen ist in der Zeitlichkeit kein voller Ersatz und fordert eine Spannung, die mit dem Alter und den Kräften schwindet. Man soll immer seine Pflicht thun; wartet man aber auf den eigenen Tod und hat nichts Liebes im Hause, so ist man nicht unzufrieden, das Aufhören sich vorzustellen.

Ich sollte pro patria wieder den Silberstab*) ergreifen, — als wäre ich ein Rettungsanker. Der Anker hat keinen Ankergrund mehr. Am Rande des Grabes wohne ich. . . . Würde es mir doch vergönnt sein, sanften Todes zu sterben.

Mir scheint meine Brustaffektion sich zu verziehen. Geht man zur Ruhe und denkt an die Ewigkeit, muß man gestehen, daß man nichts davon hat, wenn man sie nicht personifiziert. Ewigkeit und Unsterblichkeit personifizieren mag widersinnig sein. Aber so steht es mit der menschlichen Natur. Gott zu lieben, gar nicht oder unsinnig, das ist die Alternative. So lange der Mensch etwas andres zu lieben hat, mag er zum ersten neigen, aber wenn ihm geschwunden, wenn ihn verlassen, alles was er je geliebt! Gott allein bleibt ihm — oder es ist ihm nichts mehr in der Welt lieb.

Nicht viel anrühren ist oft zur Heilung von Wunden Vorschrift!

*) Symbol der Würde des Ritterschaftshauptmanns. Siehe Lebensskizze S. XXV, Z. 33.

Was Sie von meiner Vereinsamung sagen, ist wahr. . . . Am Ende des 75. Jahres kommen wir schon in die Region der Stille, die uns bald aufnehmen soll. . . . Was ich im Leben noch zu leisten habe, kommt mir einfach vor und auch wenig. Ich werde wohl meinen Gedanken nachhängen, ich glaube aber, daß der jetzigen Generation durch Zeitungs- und andern Schwatz so viel zugeführt wird, daß auf dem Markte keine Nachfrage für Gedanken geblieben ist. Getreide, Wolle und Mastochsen, für die gibt es immer noch Absatz, wenn auch zu gedrückten Preisen. In mir aber möchte ich die Liebe pflegen und möchte auch in der Abgeschiedenheit dabei bleiben.

---

30. Okt. — Pascal ist ein Geist, der immer wieder eindringliche Betrachtungen verdient und findet. In dem diesjährigen Heft vom 15. Okt. der Revue des deux Mondes findet sich eine bemerkenswerte Studie von Sully-Prudhomme: „Sur le Pyrrhonisme de Pascal.“ Pascal zweifelte nicht, meint der Autor, an der Wissenschaft und an der Außenwelt; er glaubte aber auch immer den Lehren der Kirche; — erst, weil der Vater sie ihm anlernte, als ein Gebiet, auf das sich die weltlichen Wissenschaften nicht erstrecken; — dann als Zuflucht des ruhelosen Herzens, vom 21. Jahre ab; — endlich als Erleuchteter, den eine nächtliche Ekstase einmal beglückt hatte, vom 31. Jahre ab. — Sehr merkwürdig bleiben die sogenannten Durchbrüche, plötzliche innere Erleuchtungen, als wäre Christus dem verlangenden Geiste in Person offenbar geworden; — gleichwie bei den Anhängern von Lord Radstock, bei unsern Paschkowiten in moderner Zeit, dahin auch unsre baltischen Erweckten gehören. Es ist immer dieselbe Erscheinung wie bei Pascal, als er die unzusammenhängenden Worte auf ein Billet schrieb . . . joie*), joie, pleurs de joie . . . etc. — das auf seinem Körper beim Tode wie ein Amulett bewahrt, gefunden wurde, und wie bei vielen andern Exaltierten der Religion, von denen die sektenbildende Schwärmerin, die grundhäßliche, aber doch bezaubernde Witwe Bourignon aus Lille, angeführt sei, — weil sie in Verzückung wie Liebesumarmungen des Geistes empfand. Es scheint die Liebe zum Ewigen zu Exaltationen sich zu steigern, die einen Höhepunkt erreichen, bis zu seliger Erschlaffung. Ob diese Verzückungen nicht bei Personen sich eher einstellen, denen ein normales Geschlechtsleben versagt ist? Pascal, nach dem „Discours sur l'amour“ zu schließen, hat eine feurige edle

Pascals Ekstase.

Witwe Bourignon.

---

*) Freude, Freude, Freudenthränen u. s. w.

Liebe tiefer durchdacht und empfunden, als Menschen es gewöhnlich thun; und doch hat er wohl niemals einem Weibe beigewohnt. Es ist die Verzückung wie ein stellvertretendes höchstes Lustgefühl, auf dem Gebiete des höheren Geisteslebens, mit ähnlichen Nervenergriffenheiten.

Pascal kennt die Liebe edelster Art.

2. Nov. — Der Vergleich zwischen Pascal und Kant ist schon II. S. 62 u. f. besprochen; es soll aber ergänzend angeführt werden, daß beide die Unmöglichkeit, das Dasein Gottes zu beweisen, behaupten; — Pascal geht über Kant noch hinaus, wenn er die Wertlosigkeit solcher Beweise, falls sie sich finden ließen, beleuchtet, und auf das Verfehlte der Beweise aus den Einrichtungen der Natur und aus dem Laufe der Gestirne hinweist. Wenn Kant eine gewisse Schonung übt gegenüber dem physiko-theologischen Beweise, „dem gestirnten Himmel über mir" eine gewisse Ueberzeugungskraft zuschreibt, so opferte er dem Zeitgeist. Dagegen ist Kant überlegen, sehr überlegen durch die Freiheitslehre und durch die zusammenhängende Ausbildung einer Sittlichkeitslehre. Pascal rettet sich in die Empfehlung eines hypnotischen Zustandes. „Prâtiquez, prenez de l'eau bénite et abêtissez-vous;" das sind seine berühmten Worte.

Ergänzung zum Vergleich zwischen Pascal und Kant II. S. 62 u. f.

3. Nov. — An Pascal hebt Sully-Prudhomme hervor den Zug zum Ideal, daraus die „religion spontanée" und die Liebe zum Aesthetisch-Schönen, oder zu den Künsten entsteht. Religion und Kunst haben in dem Menschen gemeinsame Grundtriebe neben den besonderen, die sich hinzugesellen. Wenn aber Sully-Prudhomme auf ein (transsubjektives) objektives Ideal schließt, weil der Grundtrieb auf ein unbestimmtes Etwas gerichtet ist, das im Subjekt fehlt, so übersieht er die Bedeutung der idealen Befreiung von subjektiven Schranken. Das Beschränkte ist gegeben und läßt sich vollziehen, — das Schrankenlose wird gefordert und bleibt ein Sehnen nach dem unvollziehbaren Ideal. Dieses Ideal ist zwar im Subjekt nicht anzutreffen, aber durch die Schranken, von denen das Subjekt loskommen will, angezeigt, wie durch ein Gegenbild.

Zug zum Ideal.

5. Nov. — Leroy Beaulieu in seiner großen Studie über die russische Kirche spricht von mystischen Richtungen höchsten Spiritualismus' unter russischen Bauern. Es gäbe solche, die nur in den Vorstellungen und Empfindungen der Menschen eine Existenz Gottes glauben. Haben diese nicht die richtige Lösung getroffen? Kann man nicht in den subjektiven Gott sich versenken? Kann man in dieser Versenkung nicht Freiheit fühlen von allen Hemmungen und sinnlichen Gelüsten der eigenen Endlichkeit? Fröhlichkeit bis in den Tod? Nirwanaseligkeit? Wozu dann der transsubjektive Gott, für den kein Amt

Leroy Beaulieus Studie über die russische Kirche.

Er findet spiritualistische Richtungen im russischen Volk.

vakant und den keine Thatsachen nachweisen? Man kann den subjektiven Gott aber finden in den Worten der Gottesmänner; in diesen Worten spiegelt sich die Schönheit und das Feuer der Gottesempfindung und man kann aus ihnen diese wahre Empfindung wieder schöpfen. Das sind Offenbarungen, — aber nicht von Begriffen, sondern nur von Empfindungen, und gegen die hat das Vernünfteln keine Berechtigung.

In den Worten der Gottesmänner findet man Empfindungs-Offenbarungen, gegen welche das Vernünfteln keine Berechtigung hat.

Die bloß subjektive Welt im Kopf des einzelnen Menschen würde vergehen, wenn sie sich nicht übertrüge durch Zeichen und Sprache. Durch Tradition wird sie unvergänglich, solange das Menschengeschlecht fortbesteht. Eine subjektive Welt mag bei höheren Tieren schon in rohen Andeutungen bemerklich werden; da aber eine bewußte Mitteilung ohne Sprache und Schrift unter ihnen fehlt, so fängt die dauerndere subjektive Welt mit dem Menschen erst an. Sie ist ein Produkt der höchsten organischen Entwickelung auf Erden, — vorbereitet auf niedrigeren Stufen. Die subjektive Welt, von der hier die Rede ist, kann Menschheitswelt genannt werden. In der subjektiven Menschheitswelt treten auf humanes Pflichtgefühl, Kunstsinn, Religion mit ihren transscendentalen Forderungen der Freiheit, des Ideals und der Gottheit. Die Sucht, alle diese Ideen in die transsubjektive Welt zu versetzen, führt irre. In der transsubjektiven Welt lassen sie sich nicht vollziehen. Das spricht indes gar nicht gegen ihr dauerndes Vorhandensein in der Subjektivität der Menschheit. Sie sind eben die intelligible Welt Kants, — die menschheitliche Vorstellungswelt. Gott, immanent in der Erdenwelt, bis er aus der höchsten Stufe organischer Wesen hervorgeht, — wegen der Immanenz ihn Schöpfer zu nennen, ist mißverständlich, wenn er doch erst aus den Geschöpfen aktiv entsteht. Das Subjektive wirkt Bewegungen, — wie aus dem Erröten um Vorstellungen willen hervorgeht, und Bewegung beeinflußt die subjektive Welt. Der Mechanismus ist noch unerklärt, aber die Thatsache besteht. Der Aether, wie er Wärme, Licht, Elektrizität leitet und alles durchdringt, tritt in die Nervensubstanz auch hinein. In ihr nimmt er oder seine Spannkräfte einen äußerst labilen Zustand an, muß man voraussetzen, und die Empfindungen, Begehrungen, Erkenntnisse, — zum Teil ganz geringfügig, — könnten genügen, um Spannkraft in den Hirnkügelchen zu sammeln oder auszulösen und durch die Nervenleitung nach verschiedenen Körperteilen zu dirigieren. Die transsubjektive Welt bleibt aber eine solche, darin Freiheit und Gott nicht möglich sind.

Subjektive Welt-Menschheitswelt.

Pflicht — Freiheit. Kunst — Ideal. Religionssinn — Gottheit.

Immanenz Gottes in der Erdenwelt.

Gott und Freiheit unmöglich in der transsubjektiven Welt.

Die vorstehend genannte, traditionell subjektive Welt hört auf, durch die Tradition, das Individuum zum Subjekt zu haben. Die Menschheit wird ihr Subjekt, mit deren Aussterben sie notwendig verschwindet. Sie verdient statt subjektiv, — interne Welt, und die transsubjektive, die externe Welt der Menschheit genannt zu werden. Die Menschheit hat eine Welt von inneren Vorstellungen, ausgehend von dem Pflichtgefühl mit der Freiheit, bis zu dem Gefühl der Gottinnigkeit, die außerhalb der Menschheit nicht vorkommt und nicht darstellbar ist. Kant nahm aber eine transhumane, intelligible Welt an, und das war wohl nicht begründet.

Interne und externe Welt.

Kant.

---

13. Nov. — Die Axiome des Inneren der menschlichen Gesellschaften sind Empfindungen. Man kann sie empfinden, aber nicht wie äußere Wahrnehmungen logisch bearbeiten. Zu Gott beten, singen, entspricht dem Gefühl; — über seine Beschaffenheit zu denken und über die Beweise seiner Existenz zu grübeln ist vergebens. Für die transsubjektive logische Welt ist die Gottesidee keine Führerin, da ist nur nach den nächsten Ursachen mit Regreß in infinitum zu forschen. Für das Gemütsleben der menschlichen Gesellschaft ist Gott dagegen, wie für eine rankende Pflanze die Stütze. Gott ist da, im Geiste, aber ein Grund (Beweis) für sein Dasein ist nicht zu finden. Ich möchte mir die Gabe und Gewohnheit anlegen, von Zeit zu Zeit Gebete zu Gott zu verfassen. Nicht, daß es deren nicht schon viel bessere gibt, — aber man soll auf diesem Gebiete selbstthätig sein. Das Fremde führt leicht zu gedankenlosem Nachsprechen.

Gott wird empfunden, und es ist vergeblich, ihn logisch zu beweisen.

Wunsch Keyserlings, Gebete selbst zu verfassen.

18. Nov. — Pascal hielt dafür, daß der Glaube um so richtiger ist, je fester er ist. Die Religionen befestigen aber den Glauben mit Erfolg durch hypnotisierende Wiederholungen. Wenn fester Glaube glücklich macht, Hypnotisierung Wahn befestigt, so kommt es auf Wahrheit nicht an. Der Islam triumphiert deshalb über das Christentum. Er dehnt sich aus auf Kosten des Christentums, weil er mehr fanatisiert, — nicht weil er mehr Wahrheit gibt.

Wahn und Wahrheit, Islam und Christentum.

19. Nov. — Ich dachte an einen Beweis für das Dasein Gottes, der mir vor vielen Jahren eingefallen ist. In Kants Kritik der reinen Vernunft finden sich, mit Widerlegung, alle Beweise aufgeführt. Ist mein Beweis unter einem der drei Beweise: 1. ontologischer Beweis, — 2. kosmologischer Beweis, — 3. physiko-theologischer Beweis, — einzuordnen?

Früherer Beweis Keyserlings für das Dasein Gottes.

Er lautet: Aus den Werkzeugen der Kreaturen kann man auf die Natur des Stoffs, den sie bearbeiteten, schließen; aus den Zähnen eines vorweltlichen Tieres erkennt man, ob es Pflanzen, Fleisch, Insekten gefressen hat, — aus seinen Gliedmaßen, ob es im Wasser, auf der Erde, auf Bäumen oder in der Luft sich bewegte; — aus den Einrichtungen des Auges (der Trilobiten z. B.) Anordnungen für Lichtstrahlen, die, wie in der Jetztwelt, Brechungsvorrichtungen erforderten. Die Freßwerkzeuge lassen mit Sicherheit den Schluß auf ein Dasein des entsprechenden Nährstoffs zu, — ob auch das Einzeltier, dessen Reste beobachtet werden, an Mangel könnte zu Grunde gegangen sein. Nun kann man aus dem Organ noch einen andern Schluß, ebenso zwingender Natur ziehen. Aus den Freßwerkzeugen kann man auf den Hunger schließen, — aus den Gliedmaßen auf Bewegungsbedürfnis, — aus den Augen auf den Sehtrieb. Würden diese Triebe zu gewissen Funktionen direkt erkennbar sein, wie die Organe, so wäre der Schluß aus dem Triebe auf die Werkzeuge und auf deren Objekte voll berechtigt. Der Trieb zum Ewigen findet sich nur im Menschen; daher ist im Menschen ein Werkzeug für das Ewige und auch ein entsprechendes Wesen vorhanden, wie es seinem Verehrungs-, Furcht- und Liebesbedürfnis entspricht.

Der vorstehende Versuch ist dem physiko-theologischen Beweise insofern zu vergleichen, als er von empirischen Einzelthatsachen anhebt, — endlich aber aus dem Triebe im Menschen, den er empirisch voraussetzt, auf eine Existenz außerhalb des Menschen, — ohne Berechtigung, — schließt. Aber wenn er Gott nur im Menschen annimmt, so gilt der Vorwurf nicht. Das ewige Wesen im Menschen braucht weder ein letzter Grund alles Daseins, noch der Weltschöpfer zu sein. Genug, daß er immanent, im Menschen erscheint. Ehe es Menschen gab, konnte eine solche Idee nicht auftauchen, — aber die ältesten Tempel und heiligen Lieder zeigen sein Dasein an. —

Widerlegung des obigen Beweises.

20. Nov. — Die Kritik kann in dem Vorstehenden nur Scheingründe erkennen, die, bei schöner Form bestechend, nicht aber beweisend sind. Schöngründe könnte man sie nennen. Der Schluß vom Hunger auf das Vorhandensein von Speise geht auf ein Objekt sinnlich-logischer Wahrnehmung, — der Analogieschluß vom empirischen Streben zu dem Dauernderen, auf das Dasein desselben in der inneren Welt der menschlichen Gesellschaften, auf etwas in der Erfahrungswelt nicht Gegebenes, hat nicht gleiche Berechtigung. Ferner leidet er an dem Fehler, aus einer Relation, — hier aus der Bevorzugung des Ewigen vor dem Vergänglichen durch das Ich, ein Subjekt zu abstrahieren,

das weiter existieren soll, wenn die relativen Gegenstände aufhören. — Ueber Kants Kritik sind hinzugekommen die Aufklärungen über die Ursachen der Neigung im Menschen, ein göttliches Wesen anzuerkennen, die Ludwig Feuerbach beleuchtet hat. Aus den Schranken hinauszukommen, ist der Grund, der zu der Vorstellung von einem unbeschränkten Wesen drängt; nur die Negation der Schranken macht sein Wesen; nicht beschränkt wie der Mensch soll es sein, und wir kennen die menschlichen Eigenschaften, die das ewige Wesen nicht haben soll, aber nichts von seinen eigenen, positiven Eigenschaften. Daher lassen sich die Begriffe von Gott weder realisieren, noch logisch, ohne Widerspruch, denken. Ebenso schwach ist der Schöngrund aus dem durch die Paläontologie bewiesenen Fortschritt der Organismen. Was sich herausbildet, bestand zuvor in der Anlage. Ist die Anlage der Organismen so gewesen, daß sie unter den auf Erden sich vollziehenden andern Veränderungen zu höherer Ausbildung gedrängt worden, so berechtigt das zu einem gewissen Optimismus, nicht aber zur Personifikation eines Optimismus.

Gottes Wesen nach Ludwig Feuerbach.

Der Optimismus ist berechtigt, nicht aber die Personifikation desselben.

Von der Liebe ist nicht zu bestreiten, daß auch sie einen Drang bekundet, Schmerz und Lust mit Andern, — schließlich mit der ganzen Welt zu teilen. Die Lust, die der Einzelne in Andern wahrzunehmen vermag, indem er zu ihren Aeußerungen diejenigen Empfindungen gesellt, denen bei ihm dieselben Aeußerungen entsprechen, wird ihm als realisiert zurückkommen; sie verstärkt und vergrößert außerordentlich die eigenen Gefühle; sie füllt die Leere des Einsamen. Doch ist aus dem Drange nach Sympathie nicht auf die Existenz eines universellen Sympathikus in der Welt zu schließen.

Wirkung der Liebe.

Kurz, es bleibt dabei: Die Wissenschaft hat seit meinen Lebzeiten viel Glauben eingeschränkt; die Wunder der christlichen Religion sind als symbolische Träume der Volksseele aufgefaßt; — von poetischem Wert, aber ohne Realität. Der Islam kann nur durch die Wissenschaft ernüchtert werden und erst dann wird die Zuchtrute zerbrechen, die Mohammed über die Menschheit geschwungen hat.

Die Wissenschaft hat den Glauben eingeschränkt und kann auch allein den Islam brechen.

Inmitten dieses Zusammenbruchs bleibt nur eines aufrecht. Das Verantwortlichkeitsgefühl ist eine empirische Gewißheit. Sie beweiset die Freiheit. Die Freiheit ist möglich, nicht in der Zeit, wohl aber auf der Grenze der Zeit, — d. h. zwischen Vergangenheit und Zukunft, — in der Gegenwart, — die eben keine Zeit ist. Die Handlungen vergangener Zeit werden moralisch beurteilt, nur wenn man sie sub specie praesentis, während der Willensentscheidung betrachtet. Kant wollte auf die Moralität gründen den Glauben an Gott.

Resumé

Es bedarf keines Extrawesens zur Begründung der moralischen Normen im Menschengeschlecht. Die Normen, die dem Menschen das würdigste Dasein liefern, entstehen mit Notwendigkeit aus dem Zusammenleben; es sind Erfahrungen des gesellschaftlichen Daseins, die sich sammeln und in jedem einzelnen ein Ideal schaffen, nach welchem er sich richten muß. Das Sittengesetz beweiset nicht das Dasein Gottes. —

Die zehn Gebote.

8. Nov. — Die zehn Gebote unsrer Zeit anzupassen ist sehr schwierig. Gleich das erste: Ich, der einzig Ewige, bin in den Menschen der Geist, der aus der Knechtschaft des Stärkeren die Menschheit herausgeführt hat zum Besseren. Du sollst keine andern Götter neben mir haben. Das Hauptgebot bleibt zeitgemäß. Statt Aegyptenland, dem Diensthause, ist allgemeiner zu sagen: Knechtschaft der stärkeren und bösen Begehrlichkeiten der Wildheit; da die Menschheit thatsächlich noch sehr darin steckt, so ist nur von dem zur Zeit besseren Stande zu reden. Wenn es hieß: Dein Gott, so kann darunter ein nationaler Gott verstanden werden, bloß für Israel oder bloß für Rußland; daher besser gesagt: innerlich, in allen Menschen, als treibender Drang zum Guten.—

Schwierigkeit, die zehn Gebote der Jetztzeit anzupassen.

Das vierte, oder nach lutherischer Zählung das dritte Gebot, heißt in einem Versuch, den ich gemacht habe (der mich aber nicht befriedigt), Mosis zehn Gebote unsrer Zeit anzupassen: „Du sollst sechs Tage der Woche arbeiten und den Feiertag nicht mißbrauchen, — auf daß du anständig lebst, erwirbst und nicht bettelst;" — gut gegen die Sozialdemokraten mit ihren vielen Strikes, auch gegen die vielen Kronfeiertage*). Die Kleriker stellen den Sonntag voran, — denn das war ja ihr Tag für allerlei Riten und Erbauungen, zu dem sie das Publikum gebrauchen. An die Vorbedingung, an die sechstägige Arbeit, hielten sie weniger! und deshalb heißt es besser „nicht mißbrauchen", statt „heiligen", denn darunter wurde verstanden: müßig gehen, Wirtshäuser frequentieren u. dergl., wie es leider überall unter der Christenheit geschieht, trotz Jesu Vorgang, bei nützlichen Beschäftigungen und notwendigen Dingen das pharisäische Sabbathgebot zu mißachten. — Am schwierigsten erwies sich das Ehegebot. Es soll nur Sittlichkeit dieser Welt anstreben, frei von aller Ueberschwenglichkeit, aber auch von der für unsre Zeit anscheinend zu plumpen Fassung, — es soll

*) In Rußland.

gleichbedeutend sein für beide Geschlechter: „Du sollst kein Nebengemahl haben und keine Kinder außer der Ehe, — auf daß die Kinder ihr Elternpaar für sich haben und sie kennen (nicht allein in der Welt stehen);" — oder: „Du sollst dein Gemahl nicht vernachlässigen und nicht erniedrigen." — Welche Fassung wäre vorzuziehen? Strenge Monogamie kann man verlangen und besonders wegen der Kinder ist es notwendig. Mit der ehelichen Treue, wenigstens der Männer, und in beschränkter Zahl auch der Frauen, hat es zu allen Zeiten und an allen Orten so viele Schwankungen gegeben, als wäre die Natur nicht ganz damit zu befriedigen und die Kunst erst recht nicht. Aber vielleicht sind dergleichen Versuche, wie die vorstehenden, nur dazu gut, um zu zeigen, wie Moses es unübertrefflich gemacht hat; — da ist Einfachheit, Klarheit! —

---

7. Dez. — Mosis zehn Gebote unsrer Zeit angepaßt.

1. Ich bin in dir der Ewige, der dich erhebet über alles Leid. Du sollst keine Götter haben neben mir.
2. Bildnisse und Reliquien bete nicht an und diene ihnen nicht.
3. Mißbrauche nicht den Namen des Ewigen.
4. Sechs Tage arbeite und den siebenten feiere enthaltsam.
5. Ehre Vater und Mutter.
6. Du sollst nicht morden.
7. Du sollst dein Gemahl nicht vernachlässigen und mit andern keine Kinder haben.
8. Du sollst dein Wort halten und wahrhaftig sein.
9. Du sollst nicht stehlen und jedem das Seine lassen.
10. Du sollst die bestmöglichen Verhältnisse fördern und erhalten.

10. Dez. Das Ehebruchsverbot macht die meisten Schwierigkeiten bei der Anpassung.

Nach der Ueberlieferung der Evangelien I. II. III. hat Jesus die ersten vier Gebote als solche nicht anerkannt. Sie haben keine christliche Bedeutung. Die Aufeinanderfolge ist nicht dieselbe in allen drei Evangelien. I. stellt an die Spitze „Du sollst nicht morden", II. und III. „Du sollst nicht ehebrechen." Im Ev. I. kommen die Gebote vor: erst in der Bergpredigt Kap. 5, [21—48], mit freierer Ausführung; namentlich das achte vom Falschzeugen ist ersetzt durch Gebote von falschen Eiden oder Gelübden; und dann folgen andre

Gebote der Bücher Mosis, die aber zu den zehn Geboten nicht gehören. An der zweiten Stelle I. Ev. 19, [18–19] — ist die Aufzählung genauer. Gebot 6, — 7, — 9, — 8, — 5, — 10 nach obiger Numeration ist die Reihenfolge. Das letzte Gebot, an Stelle des Gebots vom Gelüsten, ist das Gebot, den Nächsten zu lieben. Zu vermuten ist, daß Jesus nur ein Fünfgebot in diesen Stellen anerkennt. Dann wäre das Sabbathgebot als viertes besonders zu zählen, neben dem Gebot: sechs Tage zu arbeiten. Ehre Vater und Mutter käme dann auf die zweite Tafel, und zuletzt. Im II. Ev. folgen sich die Gebote in der Parallelstelle (II. Ev. 10, [19]) 7, — 6, — 9, — 8; dann folgt ein Gebot, das in dieser Fassung im Alten Testament sich nicht findet, und das wohl richtiger übersetzt, heißen soll: Du sollst niemand schädigen. (Neminem laede) Luther übersetzt täuschen „ἀποστερήσειν." Als sechstes Gebot tritt wieder ein: Vater und Mutter ehren. III. Ev. 18, [18–30] gibt die Folge: 7, — 6, — 9, — 8, — 5. Das ist die unzweideutigste Zählung und dann fällt das Gebot von dem bloßen Gelüsten weg, da es nichts Besonderes bietet und mehr die Gesinnung in Bezug auf frühere Gebote angeht; und auch das sechste im I. und II. Ev., die das Liebesgebot hierher nehmen, obwohl auch dieses mehr die Gesinnung, die Herzensstellung betrifft. Die christlichen fünf Gebote wären demnach 1. Nicht ehebrechen, — 2. Nicht morden, — 3. Nicht stehlen, — 4. Nicht falsch zeugen, — 5. Vater und Mutter ehren.

Versuch einer Umarbeitung der zehn Gebote.

1. Ich, der Ewige, bin dein Gott. Dir gelte als Gott nur das ewige Wesen.

   Ob das ewige Wesen ein Ich ist, ob es für die Einen ein Gott ist, für Andre nicht, das sind Vorstellungen, die nicht klar sind; daher „dein" nicht wahrhaftig kann gesagt werden.

2. Du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen.... Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht.

   Du sollst Bilder und Symbole nicht anbeten und ihnen nicht dienen.

3. Du sollst den Namen des Ewigen (deines Herrn) nicht mißbrauchen.

   „Deines Herrn" wegen der Einengung auf einen Nationalgott, wegzulassen.

4. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest, — müßte als Einleitung zu dem eigentlichen Gebote angesehen werden. Das eigentliche Gebot beginnt: sechs Tage sollst du arbeiten,... aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Ewigen. — Eine solche Folge ist eingehalten in den Textworten: Denn in sechs Tagen hat der Ewige den Himmel und die Erde gemacht... und ruhte am siebenten, — Ruhe ist erst durch die vorhergegangene Arbeit berechtigt. Sechs Tage der Woche sollst du arbeiten, und nicht mehr als einen in würdiger Ruhe und Unterhaltung verbringen.

5. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren — bleibt.

6. Du sollst nicht töten.

7. Du sollst nicht ehebrechen. Du sollst nicht zeugen außer der Ehe.

8. Du sollst nicht stehlen.

9. Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

   Du sollst nicht lügen.

10. Lasse dich nicht gelüsten.... Alles was dein Nächster hat.

1. Als Gott gelte dir nur das ewige Wesen, nach dessen Gesetzen du leben sollst, auf daß du nicht in widernatürliche Ausschweifungen oder Selbstmord verfällst.

2. Du sollst nicht Bilder und Gleichnisse anbeten, noch ihnen dienen, auf daß du nicht Versuchungen schaffst zum Aberglauben, zum Truge, oder zum Hasse.

3. Du sollst den Namen des Ewigen heilig halten, auf daß du nicht trügest, die dich hören.

4. Sechs Tage der Woche sollst du arbeiten, den Feiertag aber nicht mißbrauchen.

   Denn du sollst erwerben und nicht betteln, und anständig leben.

5. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, und die Familienbande achten.
6. Du sollst nicht morden.
7. Du sollst deinen Gatten lieben als dich selbst, und Kinder nicht zeugen außer der Ehe, denn es ist nicht gut, daß Menschen alleine sind.
8. Du sollst nicht stehlen, sondern jedem das Seine gewähren.
9. Du sollst nicht lügen.

10. Du sollst niemand verletzen, sondern suchen, mit den Menschen und zwischen den Menschen die bestmöglichen Beziehungen zu pflegen, auf daß du der Gemeinde und dem Vaterlande dienest in Gerechtigkeit nach Vermögen.

Mosis zehn Gebote nach Martin Luther.

1. Ich bin der Herr dein Gott; du sollst keine andern Götter haben neben mir.

2. Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.
3. Du sollst den Feiertag heiligen.

4. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden.

5. Du sollst nicht töten.

6. Du sollst nicht ehebrechen.

7. Du sollst nicht stehlen.

8. Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.

9. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus.

10. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh oder alles, was sein ist.

1. Gott ist nur das Ewige und nach seinen Gesetzen sollst du leben, auf daß du nicht widernatürlichen Ausschweifungen oder dem Selbstmorde verfällst.
2. Du sollst nicht Bilder und Gleichnisse anbeten, noch ihnen dienen, auf daß du nicht Versuchungen schaffest zum Aberglauben, zum Truge, zum Hasse.
3. Du sollst den Namen des Ewigen heilig halten, auf daß du nicht trügest, die dich hören.
4. Sechs Tage der Woche sollst du arbeiten, den Feiertag aber nicht mißbrauchen, auf daß du anständig lebest, erwirbst, und nicht bettelst.
5. Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß die Liebe gedeihet in der Familie und sich ausbreitet.
6. Du sollst nicht morden, auf daß du die Ruhe nicht verlierst auf immer.
7. Du sollst deinen Gatten lieben wie dich selbst und Kinder nicht zeugen außer der Ehe, — denn es ist nicht gut alleine sein.
8. Du sollst nicht stehlen, — auf daß jedem das Seinige verbleibe.
9. Du sollst nicht lügen, — auf daß Treu und Glauben sich mehren kann unter den Menschen.
10. Du sollst in Gerechtigkeit nach Vermögen dienen der Gemeinde, dem Vaterlande, den Menschen, — und die bestmöglichen Verhältnisse pflegen mit den Menschen und zwischen den Menschen, auf daß Freundschaft und Friede sich mehre im Lande.

Nachtrag zur Toleranz.

Der Protestantismus kann sich halten nur auf dem Grundsatz, daß die Menschen vor Gott nicht in Laien und Priester geteilt stehen. Alle sind sie Priester, hat Luther gelehrt, und der Hierarchie damit die Wurzel abgeschnitten. Die Befreiung der Seelen von der Priesterknechtschaft, das war das Zeichen, unter dem die Protestanten siegten. Eine auf Terrorismus und sklavische Fesselung der Seele in Kirchenzucht und Kirchendogmen gegründete protestantische Lehre ist eine durch und durch abtrünnige Kirche; — abtrünnig vom Katholizismus und abtrünnig vom Protestantismus!

Ich glaube, daß wir lange nicht zu Ende sind mit den europäischen Religionskriegen. Die Republik in Frankreich ist viel zu antiklerikal, um tolerant sein zu können. Der Klerus in Frankreich ist mit den Familien zu sehr verwachsen, in gutem und in schlimmem Sinne, um vor den Gründen der Freidenker oder den Dekreten der Gewalthaber zu weichen. Zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Papst ist der versöhnliche Zug wohl beachtenswert und merkwürdig. Der kluge Katholizismus dürfte endlich einsehen, daß er sich dem deutschen Protestantismus gegenüber stellen sollte, wie zu einem verlorenen, aber lieben Sohne. Ganz anders wird einst der Konflikt zwischen der cäsaristischen Orientkirche einerseits, und der papistischen Romkirche andrerseits werden. Der unsichtbare Gott, der inwendige, — und der Kultus in Worten, die den gegenwärtigen Gedanken entsprechen, — ist zu tiefgründig für die Masse der südlichen Völker; ohne ihn gibt es aber keinen Protestantismus.

Das Recht der Eltern, die Kinder in der Religion zu erziehen, die ihnen paßt, ist das wahre Fundament religiöser Freiheit.

Verschiedene Grade der Unduldsamkeit je nach den verschiedenen Religionen.

Universalreligionen zu sein, haben die Vielgöttereien des Altertums wohl nicht beansprucht. Ihnen genügte die Heiligkeit innerhalb der Staatsgrenzen und unter den Staatsangehörigen. Anders die

großen asiatischen Religionen. Die von den Vedas, von der Zendavesta ausgehenden Religionen der brahmanischen, buddhistischen und parsischen Lehren, die des Fo, des Confucius halten sich wohl für allgemein gültig, weil nur in ihnen die Wahrheit. Sie haben aber keinen, das Treiben der Menschen leidenschaftlich liebenden oder hassenden einigen Gott, der sie verpflichtet, die Ungläubigen zu verfolgen und zu unterdrücken. Es ist die zu Grunde liegende Gottesvorstellung, die den Juden, den Christen und den Moslem im Prinzip unduldsam machen muß. Da diese Gottesvorstellung in jedem Menschen anders sich erfahrungsmäßig formt und formen muß, so konnten die Gläubigen nicht anders zusammengehalten werden, als durch autoritative einheitlich formulierte Dogmen. Die eigne Vorstellung muß der kirchlichen sich unterordnen. Es ist nun geschehen und konnte anders nicht geschehen, als daß die Menschen ihrem eingeborenen Wahrheits- und Freiheitsdrange gemäß, und infolge der fortschreitenden Kenntnis, mit den kirchlich autorisierten Vorstellungen sich nicht genügen ließen. Sekten und neue Religionen entstanden, und verfolgten und wurden verfolgt. Zu einer Universalreligion können nie führen, weder Juden, noch Christen, noch Moslem. Ihr Gott ist unduldsam für alle, die an seiner Existenz und der ihm zugeschriebenen Natur zweifeln. Er kämpft um sein Dasein. Was Ihr Philosophen Verfolgung nennt, ist nichts als Notwehr unsres Gottes, kann ein Arbucz, ein Torquemada rufen! Soll es daher eine Universalreligion geben, so kann sie nicht anders sein, als wie in der theosophischen Gesellschaft in Madras und vielleicht in der letzten Form der Brahma-Somai-Religion in Calcutta*).

---

*) In der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 27. Februar 1891 lese ich, Karl von Scherzer referiert über ein Werk, das die Reisen des Erzherzogs Leopold Ferdinand schildert und den Titel führt: An Asiens Küsten und Fürstenhöfen.

„In Madras eine neue Religionssekte ... eine Moralphilosophie, als Universalreligion, — mit vielen Zweigvereinen in Europa und in Nordamerika ... gegen den Materialismus ... Wahrheit und Humanität zu pflegen ... gegenseitige Unterstützung. — Schon 1830 gründete Radjah Ram-Mohum-Rai eine neue Sekte, Brahma Somaji, darin Duldung Andersgläubiger zum Dogma erhoben. Abscheu vor der christlichen Liebe der europäischen Kulturvölker müssen die Hindus empfinden bei den pöbelhaften Ausschreitungen der Antisemiten.

Gedanken über den Selbstmord.

29. April 1887.

In Anlaß des Selbstmordes des einzigen Sohnes ... wird es mir klar, daß gegen den Selbstmord die eigentlichen entscheidenden Gründe mir nicht klar gewesen sind. Das Unrecht gegen seine Angehörigen, gegen seine Freunde, gegen seine Mitmenschen ist ein unverbesserliches. Die Zeit kann es verdunkeln, heilen kann sie es nicht. Das darfst du deinen Mitmenschen nicht anthun! so muß das Urteil lauten; es ist infam, ihre Sympathien so grausam zu verletzen; und wer den Selbstmörder in seinem Blute findet, wendet sich ab von dem Entsetzlichen, das ist real! Nicht gegen Gott, nicht gegen sich selbst, gegen die Andern bist du zu leben verpflichtet.

Eben darum gibt es aber Ausnahmen! Wo ich mein Leben opfere für Andre, da ist es eine edle That; ein Arnold von Winkelried wird gefeiert. Aber auch eine Lucretia wird nicht verdammt. Ist die Ehre nicht auch ein Gemeingut des Mitmenschen? Ist sie in meiner Person so geschändet, daß davon alle Mitmenschen mehr leiden, als von dem Entsetzen des widernatürlichen Selbstmordes, so ist der Selbstmord gerechtfertigt. Die Ehre ist konventionell, sie ist das Ergebnis der Erfahrungen und der Vorstellungen, die sich in dem Lebenskreise angesammelt haben, dem ich angehöre. Kann ich diese Ergebnisse nicht ändern, muß ich mich ihnen fügen.

Um mich selbst vor Gefahr und Leid zu schützen, darf ich niemals mich morden, — auch nicht um zu dienen den Individuen, die ich liebe. Mit Seelengröße und Demut alles über mich ergehen zu lassen, ist für die Gesellschaft der Mitmenschen besser. Ihnen bist du eingegliedert, und welche Funktionen du ihnen zu leisten haben wirst, das vorauszusehen zu wollen, ist Wahn. Niemand ist unnütz, niemand ersetzlich, niemand unentbehrlich.

7. Mai. — Der Mensch gehört andern; wird er geboren, gehört er den Eltern, stirbt er, gehört er denjenigen, die ihn anständig begraben. Sein Wille kommt bei diesen Akten nicht in Betracht. Daß er aber in der Zwischenzeit immer eingefügt gewesen ist, als ein eigenartiges Wesen, zwischen Zeitgenossen, denen er nicht entrissen werden kann, ohne zu fehlen, bis darüber die Erlebnisse eine Decke bilden, läßt sich wahrnehmen. Der Tyrann wird ebenso vermißt, wenn nicht so betrauert, wie der edle Herrscher, und der reiche Wohlthäter wird von den Elenden entbehrt, wie der Elende von seinen Verpflegern.

Daher ist der Selbstmord ein Raub, der Andern zugefügt wird, ohne ersichtlichen Genuß oder Vorteil für das Selbst; — es ist wie das Mordbrennen; — es entsteht daraus ein Verlust ganz ohne Verhältnis zu dem egoistischen Gewinn. — Die Folgen machen ihn aber nicht unsittlich, sondern seine Naturwidrigkeit. Die Maxime, die ihn begehen läßt, eignet sich nicht zum Naturgesetz, nicht zu einem universellen Willen.

---

21. Mai. — Nichts ist so dazu angethan, die Grundlehre Kants für die Sittlichkeit annehmbar zu machen, als der Selbstmord. Nicht wegen des Schadens, den er Andern bringt, ist er entsetzlich, aber wegen des Willens, diesen Schaden zu stiften. Man kann Umstände denken, wo von dem Schaden kaum die Rede ist. Der sich in Todeswehen windet, warum soll er nicht sich und Andern die Qualen um einige Tage kürzen? Wie wenig achtet doch die Natur ein Leben, die Tausende in Sekunden, durch Erdbeben z. B., vertilgt. Auf das Unglück kommt es eben nicht an, aber auf die Schuld. Die Natur hat nie Schuld, der Mensch aber ist verantwortlich. Sein Wille soll nicht in Widerspruch stehen mit den Grundgesetzen alles Willens. Der Wille ist nicht bloß der des Einzelnen, sondern zum Teil ein und derselbe für alle. Der Wille macht die Schuld, ganz abgesehen von den guten oder schlechten Folgen.

---

5. Febr. 1891. — Ueber den Selbstmord nachzudenken, veranlaßte mich gestern ein Besuch bei dem unheilbar darniederliegenden W. Er erzählte, wie die Aerzte ihn, zu voller Bemessung seines Krebsleidens, ein Stündchen in der Chloroformnarkose gehalten und wie er es für besser gehalten hätte, wenn sie ein wenig länger angedauert hätte, so daß es mit ihm ganz aus gewesen wäre. Ich nahm Veranlassung wieder zu sagen, was ich schon in Friedrichsruhe in einer Unterhaltung mit dem großen Bismarck ausgesprochen hatte. Gedenkend des Eleasar (II. Makk. 6, $^{18-31}$) ... der vornehmsten Schriftgelehrten einer, — der nun 90 Jahre alt ist, erinnerte ich an seine Worte 27, darum will ich jetzt fröhlich sterben, weil es mir altem Manne wohl ansteht, 28 und der Jugend ein gut Exempel hinter mir lassen, daß sie willig und getrost um des herrlichen, heiligen Gesetzes willen sterbe, 30 der Herr weiß es, daß ich großen Schmerz, den ich an meinem Leibe trage, wohl hätte mögen umgehen, wenn ich gewollt hätte, aber der Seele nach leide ich es gern um Gottes willen. —

Hinterdrein kommen mir die Beweise nicht einleuchtend genug vor, daß der Selbstmord in der That zuwider geht gegen das heilige Gesetz und Gottes Wille. — In zweiter Stelle habe ich die Kantsche Lehre angeführt, nach welcher die Maxime, sich des Lebens, wenn es zur Last wird, zu entledigen, zu einer universellen ungeeignet ist; sie kann nicht anerkannt werden, wie ein Naturgesetz, und ist deshalb unsittlich. — Ist es denn wirklich so in dem vorliegenden Falle? Ein 74jähriger Mann, von Krebsleiden befallen, von Schmerzen gequält, die ihm unerträglich scheinen, eine Last für alle seine ihn pflegenden Lieben, wie soll der nicht wünschen aus dem Leben zu scheiden?

Es ist in jedem Menschen ein verborgenes, aber erweckbares Gebot, sich selbst so erhaben und so groß wie möglich zu erweisen, namentlich sich durch die auf das Selbst beschränkte Not nicht überwinden zu lassen. Physische Schmerzen, die Sorgen der Geldnot, die Ehrverluste und Liebesnot, sind keine allgemeinen Kalamitäten. Andre fördert der Leidende in solchen Lagen wenig. Ein Arnold von Winkelried, der stirbt, das Vaterland zu retten; — die Fr. von Stieglitz ermordet sich kühn, in dem Wahn, die tragische Stimmung würde nun ihren Mann zum wahrhaft großen Dichter machen. Auch in diesem letzten Fall klingt durch die Berichte nie etwas andres als sympathische Achtung durch, wenn man auch den Irrtum beklagt! Es ist also falsch, den Selbstmord unbedingt für unsittlich zu erklären. Aus altruistischen Gründen wird er in einer andern Weise beurteilt, aber aus egoistischen Gründen, — da zeigt der zur Ausführung gekommene Wille (der bloße Versuch nicht!) — daß die Selbstachtung dem Thäter abhanden gekommen. Es handelt sich um den Wert des Menschenseins im allgemeinen. Die That des einen verletzt den Wert in allen andern. Wünschen kann man sich den Tod, — man kann ihn herankommen lassen, um seinen Glauben, seine Ehre u. s. w. zu bewahren, ohne zu fliehen. Aber Hand an sich zu legen, das kann man nicht, ohne sich verächtlich zu machen, d. h. um persönlicher Leiden willen. *Halte aus, auf daß du nicht verächtlich werdest allen Menschen, wie du dir selbst es geworden bist!* — Das von Schmerzen unbesiegbare Selbst wird zu größerer Höhe geläutert und Gegenstand der Verehrung. Da fast jeder Mensch Momente hat, wo er in Versuchung kommt, sich umzubringen, so sollte er auch schon bei der Erziehung mit den wahren Gründen gegen den Selbstmord bekannt gemacht werden. Solche Gründe aber: „Du sollst nicht töten" sei Gebot, — wobei das Töten im Kampf und selbst das Töten des besiegten Gefangenen, wie Samuel es als Gott gefälliges Werk übte, schon nicht

mit inbegriffen war, und worunter sicherlich der Selbstmord nicht gemeint war, — oder wie der Sokratische, den Plato im Phädon anführt, daß man den Platz, auf den die Götter den Menschen hingestellt haben, nicht verlassen darf, — oder, man hat das Leben sich nicht gegeben, und darf es daher sich nicht nehmen, — sind zu schwach. Wohin man sich auch begibt, Gott entflieht man ja nicht; — und wenn man auch das Leben sich gegeben hätte, könnte man es sich denn etwa leichter und mit mehr Recht nehmen? Können die Eltern, die das Leben den Kindern geben, es etwa leichter ihnen wieder nehmen? Volenti non fit injuria entschuldigt mehr den Selbstmord, als den Kindermord z. B. einer Medea! Auch das ist hinfällig geworden, was ich in jungen Jahren vom ästhetischen Gesichtspunkt anführen konnte: Man könnte Selbstmordtempel einrichten, darin man in süßer Chloroformnarkose sanft aus dem Leben scheidet. In ihnen könnten die Todesstrafen in einer Weise vollführt werden, die das Schönheitsgefühl und das Mitgefühl der Andern nicht beleidigen. Aber auch Privatgebrauch, gegen Zahlung, könnte für solche Ausgangspforten aus dem Leben zugelassen werden. Als strafbares Verbrechen läßt sich der Selbstmord weder praktisch behandeln, noch kriminal-theoretisch begründen. Es ist eben in diesem Falle nicht der Wille, der schon schuldig macht. Der gerettete Selbstmörder muß und wird wieder verpflegt werden, sorgsamer als zuvor. Die Willensthat, als vollführte, macht schuldig, entzieht aber jeder Strafe. Aberglaube, die priesterlichen Lehren von Unreinheit u. dergl. haben die Begräbnisehren dem Selbstmörder versagt; aber dieser Aberglaube ist selbst unrein, mehr als die Leiche! Was soll dem Selbstmörder die Sühne? was soll andre abschrecken? Ich erinnere mich in der Korrespondenz von Sismondi, seine Aeußerung gelesen zu haben, daß in der Meinung der Menschen, die den Selbstmord verdammt, nur verletzte Eigenliebe spricht! Es thut keine Not gegen ein so naturwidriges Beginnen, wie den Selbstmord, noch Menschengebote zu richten; — es bleibt eine verschwindende Ausnahme. Die Bibel hat recht, nichts dagegen anzubringen, und nicht schlechte Gründe, wie es die Philosophen gethan haben. „Mache dich nicht verächtlich, wie es der Selbstmörder thut!" — so, denke ich, muß der Grundsatz lauten, den man der Jugend zu lehren hat; und hinzu kann man fügen: je mehr unverschuldete Not und Schmerzen du erträgst, um so höher steigst du! —

Wie sehr dieses ethische Problem meinen Vater beschäftigt hat, beweisen folgende am 6. Februar an mich gerichtete Zeilen, welche dieselben Gedanken in Kürze wiedergeben:

„Früh fuhr ich nach M., um den an entsetzlichen Schmerzen unrettbar zu Ende gehenden alten Nachbar etwas zu zerstreuen. Besser, meinte er, wenn er in der langen, zur Untersuchung seines Uebels angewandten Chloroformnarkose, für immer eingeschlummert wäre! — Ich wiederholte gegen den Selbstmord, was ich schon öfters gesagt habe, (Makk. II. 6, [30]) . . . und dann nach Kant: es kann nicht allgemein, wie ein Naturgesetz anerkannt und empfohlen werden, des Lebens sich zu entledigen, wenn es zur Last wird; und ist es deshalb unsittlich und widernatürlich, Hand an sich zu legen. Als ich später allein darüber nachdachte, fand ich doch, daß diese Gründe gegen den Selbstmord den Kern nicht recht treffen. Ich denke, es schläft in jedem Menschen das Gebot, sich groß, sich erhaben zu zeigen. Es liegt daher in dem Selbstmord, um Schmerzen willen, um Finanznot, um Ehrverletzung, eine Selbstverachtung, für die kein Mensch Nachsicht fühlen kann. Der Leidende muß darthun, daß in ihm ein Selbst lebt, das die Schmerzen und egoistischen Leiden nie bezwingen können. Es handelt sich um den Wert des Menschseins und dieser wird, in allen Menschen, durch den Selbstmord des einen zu Schanden gemacht. Anders, wenn man sich den Tod gegeben hat, um des Vaterlandes willen u. dergl. Es ist der Selbstmord daher nicht so unbedingt unsittlich; aber wohl, wenn er um der Not willen geschehen, die das eigne Selbst betroffen hat. Die Selbstverachtung, die darin liegt, macht eben verächtlich. Selten vergeht ein Leben, ohne daß an den Menschen die Versuchung zum Selbstmorde herantritt, wenn auch vorübergehend. Es ist daher nicht müßig, die Geisteswaffen dagegen, in der Erziehung, auch der Jugend zu überliefern. Die Trivialitäten dagegen, die man zu hören bekommt, sind meist so wenig stichhaltig, daß sie auseinander stieben, sobald ernstlich darüber nachgedacht wird.

Philosophie und physiologische Psychologie (1891).

(Letzte Aufzeichnungen über Raum und Zeitvorstellungen.)

11. Jan. — Die Gegenwart ist die Grenze zwischen allem vorherigen und nachherigen Geschehen in der ganzen Welt. Sie hat keine Dauer und ist daher keine Zeit. Vor und nach gibt es eine Dauer; ein Geschehen, das gedauert hat, von dessen Vorstellung, Vergangenheit und Zukunft abstrahiert sind. Die Zeit selbst kann keine Grenzen haben und ist eine innere Anschauung, die erst ermöglicht, das Geschehen in eine Zeit zu verlegen. Die Willensfreiheit kann nur vorgestellt werden in der Gegenwart; sobald sie entschieden hat, hört sie auf; das Vergangene kann nicht ungeschehen gemacht werden und das Zukünftige nicht schon erfüllt werden. In der Zeitdauer kann nichts geschehen ohne zureichenden Grund in der vorhergehenden Zeitdauer. Aber da die Gegenwart keine Dauer hat, so kann zu den vorhergegangenen Gründen noch ein Anstoß in der Gegenwart hinzukommen. So klein er auch sein mag, er genügt zur Erklärung des Gefühls der Verantwortlichkeit. — Zeit ohne ein Geschehen hat keine Grenzen, und daher weder Vergangenheit noch Zukunft; diese sind Zeitdauern, abstrahiert aus dem Geschehen.

Geistiges Wesen des Hundes*).

(Entnommen den naturwissenschaftlichen Aufzeichnungen vom 23. und 26. Februar 1891.)

Ueber Abstammung und Wesen des Haushundes habe ich gestern in der neuen Ausgabe von Brehms Tierleben gelesen, was nach dem Vorgange von Pallas und schließlich nach den Erwägungen von Blasius und endlich von Darwin, als zur Zeit für das Wahrscheinlichste über dessen Ursprung gelten könnte. . . . Das Wunderbare bleibt seine eminente Beanlagung zur Symbiose mit dem Menschen. Kann in vielen Ländern der Mensch kaum ohne Hund leben, in noch mehreren Ländern könnte der Hund ohne den Menschen nicht leben. Besonders ist die Aehnlichkeit zwischen Geschöpfen, die dem Körper nach so weit auseinander stehen, wie Hund und Mensch, in Bezug auf die psycho-

*) Siehe Religion 1882. 24. Mai. S. 60.

logischen Funktionen recht eine unenträtselte Offenbarung. Das Verehrungsbedürfnis, welches den Menschen zur Vorstellung übersinnlicher Wesen gedrängt hat, ist beim Hunde ebenso lebhaft vorhanden, aber in einer glücklicheren Lage, da es sich an dem sinnlich vorhandenen Menschen hat Genüge thun können. Das Verantwortlichkeitsgefühl ist beim Hunde einer hohen Ausbildung fähig, und die Grundlage zu einer sittlichen Würde, wie sie der Mensch exklusiv sich auf Erden beizulegen gewohnt ist, kann dem Hunde nicht ganz abgesprochen werden. Inwieweit die der Beobachtung viel mehr entzogenen, anthropoiden Affen geistig dem Hunde gleich oder noch höher stehen, ist unentschieden; gewiß ist indes, daß auch unter ihnen keine Art sich findet, die in demselben Grade, wie der Hund, auf das Zusammenleben mit dem Menschen geradezu angewiesen ist. Das ist es, was ihn erhoben hat über alles andre Getier, und es macht, daß auch er verdiente, wie Linné den Menschen homo sapiens nannte, nicht bloß nach leiblichen Kennzeichen unterschieden zu werden. Nach seiner geistigen Natur müßte neben der cauda recurbata noch etwa zur Charakteristik stehen: Non viget nisi homini consociatus.

Ich fahre fort, Brehms Tierleben als Unterhaltung zu lesen. Wenn man nach der Seele des Hundes fragt, wie sie aus den verschiedenen Schilderungen Brehms hervortritt, so ist sie der Gesinnung nach nicht selten ein Muster für den Menschen. Seinen Beruf zu erfüllen, scheut ein mutiger Hund niemals den Tod. Die vollendetste Humanität, die von Gottes Lohn oder Strafe ganz absieht, ist im Bernhardiner Hunde repräsentiert; der berühmte Barry voran. Unter dem Einfluß des Menschen erwarb der Hund diese Tugenden, und das beweiset, wie sehr die Menschen der Tugenden der andern Wesen bedürfen. Dann aber dürfen sie auch selbst dieselben nicht verleugnen. Dem Pflichtgebot liegt zu Grunde, unbewußt, das allgemeine Bedürfnis; — dem kategorischen Imperativ ein absolutes Verlangen.

Am 26. März schrieb mein Vater in den „Personalia“:

Lektüre hat mich absorbiert. Wundts Physiologische Psychologie gab mir Baron Alexander Uexküll zu lesen. Ehe ich das Buch durchgelesen, habe ich keine rechte Ruhe. Es dürfte meine Ansichten über Seele, Geist, Gott beeinflussen; meine philosophischen Vorstellungen über die menschliche Erkenntnis erweitern. —

Wundts Physiologische Psychologie.

26. März. — Wundts Physiologische Psychologie, 5. Auflage, muß ich erst durchgelesen haben, ehe ich abschließend sagen kann, zu

welchen Ansichten es mich bekehrt hat. Aber schon jetzt, wo ich 158 Seiten des I. Bandes durchlaufen habe, muß ich sagen, daß ich seit lange nichts gelesen habe, das eine so große Belehrung mir zugeführt hätte. Die Einzelheiten in der Theorie der Gehörs- und Gesichtsempfindungen so gründlich durchzunehmen, daß sie mir ohne Experimente gegenständlich und klar geworden wären, das habe ich unterlassen, — und dazu hatte ich kein Interesse. Dennoch habe ich, wenn auch unverstanden oder halbverstanden, alles gelesen, weil die Präzision der Methode und das umfassende Erwägen der denkbaren Fälle hervorleuchtet und anzieht. Aber der 1. Abschnitt: „Von den körperlichen Grundlagen des Seelenvermögens" bot Aufschluß über viele Probleme, die mich beschäftigt haben: Groß ist die Einförmigkeit des Baues der körperlichen Elementarbestandteile der Nerven und der Ganglien. Diesem Befunde gegenüber muß ich mich von Wundt überzeugen lassen, daß von spezifischen Energien der Zentralteile des Nervensystems wenig, von der spezifischen Energie der Nerven selbst, aber gar nichts mehr zu halten ist. Die Verschiedenheit der Gebilde im Gehirn hängt ab von ihren Funktionen, die zugeleiteten Reize zu einander hin und her zu leiten, in der verwickeltesten Weise. Diese Durcharbeitung der Reize bewirkt in gewissen Teilen die Ansammlung und Verstärkung der Erinnerungsbilder, der Bewegungskomplexe u. s. w., schließlich des Denkens. Großhirn und Kleinhirn sind hohlsphärische Apparate, die schließlich ihre Produkte in das verlängerte Mark zusammentreten machen und dort wohl erst zu Bewußtsein kommen lassen. Was durch die Associationsfäden und äußeren Nerven geleitet wird, ist wahrscheinlich molekulare Arbeit, die Molekeln in der Hirnzelle rücken bald zusammen und binden dort Energie, oder treten auseinander und verbrauchen die gebundene Energie, die aber auch unter beständigem Einfluß der Säftezufuhr und Ableitung sich befindet. Es sind demnach vorzugsweise chemische Wellen, die in den Ganglienkernen ausgelöset werden und durch die Nerven weiter geleitet, und von einem Zentralgebilde zum andern zu den verschiedenartigsten Kombinationen und Associationen einander überliefert werden. Der Leib hat die Seele weniger nötig, als die Seele den Leib. In ihrer wechselseitigen Abhängigkeit nimmt die Seele die höhere Stelle ein, aber der Leib die fundamentale.

30. März. — In Wundt vorgerückt durch die Sinnesvorstellungen

bis zu Ende der Gesichtsvorstellungen. Von der Hypothese einer Substanz, die Bewegungen verspürt, kann man niemals loskommen. Bisher hat sie aber Wundt mit Stillschweigen bedeckt. Eine solche Substanz angenommen, wird das Du Bois Reymondsche ignorabimus! übersprungen. Bewegung wird zur Empfindung, Empfindung ist eine Art Bewegung und kann in Bewegungen sich umsetzen. Das Empfundene ist die Bewegung; einfacher, wenn man die Bewegung in die empfindende Substanz selbst verlegt. Bebungen können von allen Sinnen zugeleitet werden, von allen Nerven zurückgehalten oder befördert werden, schließlich in eine Gegend des verlängerten Markes reflektiert sich sammeln. Wo sich die Bebungen ansammeln, und zwar wo sie überwiegend sich ansammeln, da verleihen sie einem Komplex von verbundenen Zellen das Bewußtsein. Es ist das Bewußtsein in einem Organ lokalisiert, nicht durch exklusive, eigenartige Struktur, sondern durch eigenartige Association. Daher kann das Ich wechseln, im Traum, in Krankheiten. Das Ich ist nicht eine Resultante von lebendigen Kräften, sondern die Reaktion auf das Nicht-Ich, auf die der Außenwelt beizumessenden, zugeleiteten Bebungen. Eine ganz unnütze Komplikation einer so gewagten Hypothese, — ein wahrer Salto mortale — ist die Zuhilfenahme einer nicht materiellen Seele, die als Zuschauer die materielle Bewegung zu beurteilen hat. — Die vom Selbst also in Empfindungen, und weiter in Vorstellungen umgesetzten Bewegungen, sind ein komplexes Phänomen. Quantum, Quale, Richtung, Locus sind verschiedene Eigenschaften der Bewegung, die nicht die eine aus der andern erst abzuleiten sind. So kann der Gesichtssinn nicht seine Reize im Raume einordnen, ohne durch Muskelbewegungen über die Entfernung und Richtung, in der die Objekte liegen, Erfahrungen gesammelt zu haben. Kommen diese hinzu, so gesellt sich zu dem Reize eines Punktes der Netzhaut die Entfernung und Einordnung des gesehenen Gegenstandes, wie eine fest an den Punkt gebundene Vorstellung hinzu. Der Raum ist eine Anschauung a priori (weil Denken Bewegung, die Raum und Zeit gibt), aber die begrenzte Ausdehnung empirisch.

1. April. — Wundt II S. 234[1]. Die zurückbleibenden 1. Spuren der Vorstellungen sind als funktionelle Dispositionen zu denken. — 2. Die Veränderungen, die sich dadurch (durch Uebungen) in den Organen vollziehen, haben wir uns aber offenbar als mehr oder weniger bleibende Molekularanlagerungen zu denken. — 3. Die aus dem Bewußtsein verschwundenen (Vorstellungen) werden psychische Dispositionen

unbekannter Art zu ihrer Wiedererneuerung zurücklassen. — 4. Das Bewußtsein und die es begleitenden Gehirnprozesse . . . sind Funktionen, die im Verhältnis unabänderlicher Koexistenz stehen. Diese Koexistenz ist eine letzte Thatsache, wie die Existenz der Materie. Die unabänderliche Koexistenz ist meiner Ansicht nach etwas sehr andres, als die Existenz. Wo zweierlei koexistiert, ist nicht ausgeschlossen, daß das eine zum andern im Kausalzusammenhange steht. Was sub 2 Molekularumänderung heißt, ist eine psychische Disposition unbekannter Art sub 3 genannt. Die Spuren der Vorstellungen sub 1 sind als Molekularumänderungen zu denken. Wie aus der Molekularumlagerung eine Empfindung entsteht, bleibt unbekannt, aber daß eine Reproduktion der Vorstellung aus der Molekularumlagerung hervorgeht, bleibt eine den Monismus begründende Thatsache.

20. April. — Gestern, endlich, habe ich das große Wundtsche Werk zu Ende gelesen. Nun ist mir verständlich, auf welche Vorstellung von der Seele seine Forschungen geführt haben. Sie entwickelt sich in der Substanz. Das Wesen der Substanz muß aber, um das verständlich zu machen, erweitert werden. Es muß ihm Trieb beigelegt werden. In der unbelebten Substanz ist der Trieb der Molekeln ohne zeitlichen Zusammenhang. In den komplizierten organischen Gebilden sammelt er sich, und erreicht in der Nervensubstanz schließlich jene Einigung, die das Selbstbewußtsein, die Seele, ausmacht. Die Seele bildet sich die Organe, ihrem Triebe gemäß; namentlich das Organ der Apperzeption, des Selbstbewußtseins. Es ist eine psychophysische Substanz. Wo Wundt metaphysischer Philosopheme, religiöser Dogmen gedenkt, geht er an ihnen vorüber, als an Voraussetzungen, von denen er keinen Gebrauch hat machen können. Wundt schließt mit der Annahme: Was wir Seele nennen, ist das innere Sein der nämlichen Einheit, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen.

Brief an den Baron Alexander Uexküll, gest. 1892.

Raiküll, den 20. April 1891.

Dieser Brief, mein lieber Uexküll, soll Ihnen zugehen, gleichzeitig mit dem großen Werk des Professors Wundt, das ich mit vielem Dank Ihnen zurückstelle. Eine schwere Lektüre ist es gewesen. Dafür muß ich mich aber entschädigt halten, da ich seit lange nichts gelesen habe, was mir eine so große Belehrung zugeführt hätte.

Wundt schließt mit der Annahme: Was wir Seele nennen, ist das innere Sein der nämlichen Einheit, die wir äußerlich als den zu ihr gehörigen Leib anschauen. Sie ist eine psychophysische Substanz. Das Wesen der Substanz, um das verständlicher zu machen, muß erweitert werden. Es muß ihr Trieb beigelegt werden. In der unbelebten Substanz bleibt der Trieb der Moleküle ohne zeitlichen Zusammenhang. Anders in den höchst verwickelten Gebilden der belebten Wesen. Da steigert sich im Nervensystem die Einigung, — im Menschen bis zu dem entwickelten Selbstbewußtsein, bis zu der Menschenseele. Sie bildet sich ihre Organe, gemäß ihren Trieben, namentlich das Organ der Apperzeption, des Selbstbewußtseins. Groß ist die Einförmigkeit des Baues der körperlichen Elemente des Nervensystems. Von der spezifischen Energie der Nerven ist gar nichts zu halten; — von derjenigen der Zentralteile kaum etwas. Die Verschiedenheit der Funktionen der Hirngebilde entsteht durch die zugeleiteten und in der verwickeltsten Weise zirkulierenden Reize. Die Verarbeitung der Reize bewirkt in gewissen Hirnorganen die Ansammlung und Verstärkung der Erinnerungsbilder, der Bewegungskomplexe u. s. w., schließlich des Denkens. Groß- und Kleinhirn sind hohlsphärische Apparate, die schließlich ihre Produkte in das verlängerte Mark zusammentreten machen, und dort wohl erst zum Bewußtsein bringen. Was durch die Nerven und Associationsfäden der Ganglienzellen geleitet wird, ist wahrscheinlich molekuläre Arbeit; die Molekeln in der Hirnzelle binden Energie beim Zusammenrücken, und verbrauchen sie wieder beim Auseinandertreten, unter beständigem Einfluß der Säfteriefelung. Es sind demnach vorzugsweise chemische Wellen, die in den Ganglienkernen ausgelöset werden, und, durch die Nerven weitergeleitet, von einem Zentralgebilde zum andern, zu den verschiedenartigsten Kombinationen und Associationen einander überliefert werden. Die aus dem Bewußtsein entschwundenen Vorstellungen hinterlassen physische Dispositionen, unbekannter Art, zu ihrer Wiedererneuerung.

Vorstehend wollte ich Ihnen ein Pröbchen geben von den Gedanken, die ich aus dem wunderbaren Werke habe schöpfen können oder aufnehmen. Wunderbar ist die Einfachheit der Mittel, mit denen in der Natur das Erstaunlichste zu stande kommt. Die Gravitation hält das Sternensystem der ganzen Welt zusammen, wie sie den Apfel vom Baume fallen läßt. Die Innervation in den scheinbar ganz kraftlosen Nervenfäden, von einer Konsistenz, die keinen Widerstand leistet, ist das Mittel zu den erstaunlichsten Kräften der menschlichen

Geisteswelt. Sie beherrschen die Verhältnisse an der Oberfläche der Erde und lehren sie erkennen in den fernsten Himmelsräumen. Das sind Leistungen, die so weichen Fäden und Klümpchen, wie sie das Nervensystem zeigt, nicht leicht können angesehen werden.

Ich fürchte, auf dieses schwere Buch hin, einen schweren Brief zu stande gebracht zu haben. Sie werden dem entnehmen, daß ich der Lektüre, die ich Ihnen verdanke, nicht wenig Interesse entgegengebracht habe. In alter Freundschaft ...

Religion (1891).

Letzte Aufzeichnungen über Religion.

Gott — Liebe. Vorsehung — Bewunderung. Ausmusterung — Erkenntnis.

26. Jan. — Erst war es Gott, — dann die Vorsehung, — nun ist es die Ausmusterung, Darwins selection, französisch triage.

Zum Besten führt eines wie das andre, — aber Gott und Vorsehung gemäß von unerforschlichen und unbegreiflichen Ratschlüssen, — die Ausmusterung gemäß der Notwendigkeit. Gott kann man lieben, — die Vorsehung bewundern, — die Ausmusterung verstehen. Bescheiden muß man sich; aber man kann es mit Verständnis, nur gegenüber der Ausmusterung. Das Gefühl der Harmonie, des Zusammenklingens, ist die Liebe, — instinktiv im Geschlechtsleben, — das Gefühl der Harmonie mit Himmel und Erde ist die religiöse Ekstase, Schöpferin der höchsten menschlichen Vorstellungen, aber nicht Bürgin ihrer Wahrheit. Unter den Menschen erhalten sich diese Vorstellungen sehr lange, weil die Tradition ihnen recht bald eine Alters- und Invaliditätsversicherung gewährt. Es ist aber für die menschliche Fortbildung nötig, immer wieder zurück zu kommen auf das ursprüngliche Gefühl der Ergebung, der Liebe, und des Vertrauens zu der Weltordnung; — frei von den Dogmen und Manipulationen, die aus den selbstgeschaffenen Vorstellungen sich ablagerten, wie ein dunkler Schlamm auf den Wegen der Erkenntnis.

Einsames Dasein, ohne Geschäftsleben, und ohne müßig Geschwätz mit Standesgenossen, bleibt eine schwere Aufgabe. Das eigene Gedankenleben erschöpft sich im Alter und erscheint nichtsnutzig und einförmig. Religiöse Kontemplation und Kultus der Einsiedler und der streng in Klöstern abgeschlossenen Mönche üben Wiederholungen der

Handlungen, Gedanken und Empfindungen, — welcher Wiederholung eine mysteriöse Bedeutung beigelegt wird; — es ist ein Illusionsleben ohne Klarheit und Wahrheit.

Ohne Gebet kein Umgang mit Gott. — Nachdenken über ihn ist nicht Umgang.

1. Febr. — **Ohne Gebet, kein Umgang mit Gott.** Das Nachdenken über das Dasein und die Beschaffenheit eines Wesens, ist zwar Beschäftigung mit ihm, aber nicht Umgang. Ohne Umgang mit Gott verliert aber der Mensch, besonders aber das Weib, den Rückhalt gegen die Versuchungen der sinnlichen Preisgebung in der Fülle der Liebe.

Gottes Auftrag an einen Seligen.

Gott beauftragte einen der Seligen an seiner Stelle die von der Erde zu ihm aufsteigenden Gebete entgegen zu nehmen. Die Brahmisten und Buddhisten ermüdeten ihn sehr durch Wiederholung derselben Laute und Gebetsformeln, ohne rechten Sinn; — sie waren in den Irrtum verfallen, man könne Gott zwingen, indem man Formeln wiederholt oder gar in Mühlen dreht, die sehr langweilig werden können, wenn man so unvorsichtig ist, darauf zu hören. Der Selige merkte auch bald, daß sie nichts andres bewirken sollten, als die Beter heilig machen. So unzweckmäßig das Mittel schien, man konnte ihnen die Spielerei belassen; nur daß sie glaubten, damit jeder moralischen Pflicht überhoben zu sein, war ein Uebelstand. Bei der andern dreifachen Menschenreligion, war es nicht so. Juden, Christen, Islams hatten moralische Vorschriften, — die Gerechtigkeit, Liebe, Mildthätigkeit, — aber nicht gegen Andersgläubige. Der Glaube galt mehr, als die Tugend. Auch sie glaubten durch Ritual, Gesang und heilige Worte, — lange Reden, — Aufzüge und Anzünden von Lichten, Gott gefällig zu sein und geneigt zu machen. Darin stimmten alle überein, daß sie sehr viel Unvernünftiges erbeteten, und immer nur das, was ihren Trieben jeweilig dienen sollte. Für den Nutzen der Menschheit, im ganzen, hatten sie kein Herz, und trafen sie etwa einen Sonderling, der sich dazu anschickte, so verspotteten sie ihn, als Humanitarier. — Jetzt, sagte der Selige zu dem wieder eintretenden Gott, verstehe ich erst: Soll man auf Erden zum Besten regieren, muß man sich um das bekümmern, was in den Gebeten nicht vorkommt; um das Wohlbefinden der Allgemeinheit der Menschen. Das, was in den Gebeten vorkommt, kann man ruhig sich selbst überlassen. Nach Verdienst wird es gefördert durch die Eintracht, oder gehemmt durch den Widerspruch.

10. Febr. — Hunger und Durst kann man sich selbst nicht vortäuschen. Ist es nicht ebenso mit Liebe und Religion? Vergebens sagt man sich da: Du mußt! Vergebens rechnet man sich die Wohl-

thaten vor, die zu Liebe aus Dankbarkeit verpflichten könnten. Man täuscht damit sich und andre und gerät in die Heuchelei. Hat der innere Drang zur Religion mich verlassen, so muß ich der Wahrhaftigkeit zu Liebe mich nicht anders anstellen, wenn auch ich der Sitte der Menschen mich unterziehe, um die bestmöglichen Beziehungen zu pflegen*).

The bow is bent and drawn, make from the shaft,**)
Come not between the dragon and his wrath.

Dieser Worte gedenke ich, da im stillen die Versuchung mich befällt, dem gewaltigen Bismarck zu schreiben. Nicht, daß er in seinem gegenwärtigen Leben „keine rechte Befriedigung findet", — wie er sehr milde sich ausdrückt, ist ihm zu verdenken.

Ah, l'âme que la gloire une fois a touchée,
Est pour le bonheur calme à jamais desséchée;
Elle garde, en sa chûte, un désespoir hautain,
Et ne peut plus rentrer dans le commun destin;
Du haut de sa ruine, elle écoute, isolée,
L'écho retentissant de sa grandeur croulée.***)

Hochtragisch ist Bismarcks Fall. Einen gleich allgemeinen Ruhm hat bei Lebzeiten niemand genossen, und kaum mag es eine wilde Völkerschaft geben, die von ihm nicht gehört hätte.

Bismarck ist wider Willen transfiguriert durch die Strahlen seiner großen Vergangenheit. Für die kleine Gegenwart, was bleibt ihm? Niemand kann ihm die Bitterkeit seiner Empfindungen versüßen oder vorwerfen; aber erhaben soll er sie tragen, wie einen physischen

---

*) Wie auf der See die Wellen auf- und abwogen, bald hoch, bald niedrig gehen, bald tiefe Meeresstille eintritt, bis ein neuer Windhauch Bewegung weckt, so in der Seele die Gefühle der Liebe zu Gott und zu den Menschen, — pflegte mein Vater oft zu sagen.

**) Der Bogen ist gespannt, entflieh dem Pfeil! —
Tritt zwischen den Drachen nicht und seinen Grimm!
König Lear.

***) O! hat einmal der Ruhm die Seele ergriffen,
Ist sie für ruhiges Glück für immer verloren (vertrocknet),
Sie bewahrt in ihrem Sturze hochmütige Verzweiflung,
Und kann nicht wieder zurücktreten in das gewöhnliche Sein,
Von der Höhe ihrer Trümmer (ihres Ruins) lauscht sie vereinsamt
Dem verhallenden Schall ihrer verfallenen Größe.

Schmerz. Das Menschenleben, im einzelnen Menschen, trägt die Würde der ganzen Menschheit. Kein Leiden soll größer sein, als dieses Selbst im Leben. Je mehr es den Leiden gegenüber sich unerschütterlich zeigt, um so mehr bewährt es seine Höhe. Das ist die Antwort auf meine Frage*), warum die Menschen den Unschuldigen im Leiden als das Höchste schätzen, obwohl das keineswegs ein Ideal für sie gewesen, nach dem sie gestrebt hätten. In diesem Sinne läutern die letzten, oft so qualvollen Krankheiten wirklich den Menschen.

Ich las kürzlich: „Thaten der praktischen Liebe sind das Kennzeichen der Jünger Christi; nicht aber die Wissenschaft der Ethik könne die Religion ersetzen, die kalten Abstraktionen die Begeisterung geben" u. s. w.

Ist es aber mit den Thaten nicht ähnlich? Tausende kann ich kleiden und speisen und kann dabei der Liebe entbehren. Es bleibt mir ein großes Geheimnis in der Liebe. Weder Lehrbegriffe noch Werke können sie ersetzen oder erschöpfen. Muß nicht ein Hauch der Poesie das Werk, das wir zum Besten der andern thun, noch durchwehen? Oder ist das nur eitel Schein? — Es wird das höchste Sein sein, über alles Denken hinaus. — Von den Dogmen wendet sich in neuerer Zeit mancher Theologe ab, — den Werken darf er aber nicht zufallen, und die Liebe läßt sich nicht festhalten. So bescheide man sich. Das Vergängliche ist doch schön gewesen und zum Ewigen führt es. — Es wird mir ernst und geschieden muß sein.

„Les choses visibles durent peu," — die sichtbaren Dinge dauern kurz, — aber sie allein lassen uns das Ewige auf Erden ahnen und empfinden!

---

3. März. — Was die Freundlichkeit der Menschen anbetrifft, so erfährt man in schweren Lebenslagen dergleichen zu oft, um nicht neben dem radikal Bösen in der Menschennatur auch ein eingepflanztes Gutes wirklich anzuerkennen und mit herzlichem Dank.

---

*) Siehe Bibelstellen über die Zukunft der Verstorbenen. Allgemeiner Rückblick S. 219. Leipzig 1876. (Als Manuskript gedruckt).

Schluß.

Ueber Moltkes Tod heißt es in einem an meinen Bruder gerichteten Brief:

„Er starb nicht, wenn man Siechtum und Todesqualen darunter versteht, sondern Gott nahm ihn hinweg, wie es von Henoch heißt.“

Am Ostersonntag, 21. April, schrieb mir mein Vater:

„Ich komme eben von unsrer Grabstätte.... Es ist wie Du sagst, die Zeit der Sehnsucht, der Sehnsucht nach neuem Leben.

Der Frühling kam,
Die Halde grünt ringsum; —
Sein Flügel brach
Und seine Brust ist stumm.

Diese Worte von Paul Heyse geben der weichen Stimmung, die im Frühling Menschen, die viel Leben hinter sich haben, zuweilen beschleicht, den rechten Ausdruck.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am 8. Mai war er nicht mehr unter uns!

Den Spruch, den er sich zu seiner Grabschrift erwählt, dem er gelebt hatte bis zum letzten Atemzuge, lautet:

„Der Geist der Wahrhaftigkeit
wird den Weg euch weisen
in aller Wahrhaftigkeit!“
IV. Ev. 16, [13].

Zum Schluß mögen hier noch folgende Worte aus den persönlichen Aufzeichnungen meines Vaters Platz finden.

H...s Notizen über Mariens letzte Tage gelesen. Ich muß viel Thränen dabei vergießen. Meine Stimmung ist durch die viele Einsamkeit und das Alter weicher geworden.... Schon vorgestern, bei der Heimkehr aus Reval, beschlich mich etwas Eigenes. Es ist als riefe mich der Ewige aus dem unsteten vergänglichen Treiben. Es ist der inwendige Gott, der weder in Schrift noch Ritualien offenbar werden kann. Wie ein tief am Horizont leuchtender Fixstern, den man sehen kann, erst wenn die Dünste und der Schimmer des Tages verschwunden sind, weiß man von dem inwendigen Gott nur in der Stille. Jedes Wort über ihn stört; soll ich voll fühlen, daß ich den Ewigen habe, und daß er mich hat, muß ich recht allein sein. So hat Jesus Gott gehabt am Oelberge. Aller Kirchendienst, alle klügelnde

Lehre von Theologen und Philosophen, alle Beschäftigung mit der vergänglichen Welt zerstreut. Ein ewiges, nicht zu sagendes Geheimnis! Wenn ich aber die Seele darauf richte, dann erst fühlt sie sich in Vollständigkeit und in dem Reiche der Ruhe. — Mag wohl in meinem Hirnleben eine physische Veränderung herannahen. . . . Immerhin ist es meiner Natur jetzt angemessen, aufzuschauen innerlich zu dem unbegreiflichen Gott. Menschen, Kirche, Bibel, nichts gibt mir den inwendig verborgenen Gott, vielmehr bringt alles das Zerstreuung, Verdunkelung. Gehe also schweigend durch die Menschen und bewahre das Geheimnis! Auch Jesus bewahrte es bis ans Kreuz. Seine Worte verzweifelten, aber der Ewige hatte ihn und er hatte den Ewigen bis zuletzt!

Allgemeine Betrachtungen.

Soziale und politische Fragen.

Soziale Frage! Eine Vexierfrage vielleicht, wie die Frage nach dem Dinge an sich.

Die soziale Frage oder das Problem zwischen Kapital und Arbeit, wird mir viel zu sehr vorausgesetzt. Die Hand, die in die volle Tasche des Nachbars greift, scheint mir kein neues Problem aufzuwerfen. Wenigstens ist es mir nicht geläufig daran noch zu zweifeln, ob etwa der Mann die Schuld trägt, der sich die Tasche gefüllt hat, oder derjenige, welcher sie leeren möchte. Nur das ist mir Problem, wie weit die Genossenschaft in der ökonomischen Welt ihre Wirksamkeit mit Erfolg ausdehnen kann. Die Freiheit der Arbeit wird von den Männern der Arbeitseinstellungen verkannt, sie drängen in die Leibeigenschaft zurück. Die Wurzel alles Uebels und alles Terrorismus scheint mir aber die Vorstellung zu sein, das Glück für die Menge anzustreben, anstatt das Glück für alle. Das letztere ist nur in der höchsten Gerechtigkeit und Gemeinschaft zu finden, — das erstere vorübergehend in der Zerstörung aller gesetzlichen Schranken, die für die Mehrzahl beständig hart bleiben werden. Die Darwinianer weisen eigentlich nach, wie das Naturgesetz die Ausmerzung der Mehrzahl verlangt und die Elite nur bleiben darf, und wie übel angebracht jenes Wohlwollen ist, das alle, zur Herabwürdigung aller, erhalten möchte.

Was man von dem Bedrohlichen meldet, das in dem Anwachsen der sozialdemokratischen Partei sich zu erkennen gibt, interessiert mich sehr. Fern vom Schuß sind meine Betrachtungen kühl; die Unmöglichkeit für die menschliche Gesellschaft, sich auf die sozialdemokratische Partei zu gründen, scheint mir sonnenklar, und daher kann wohl eine vorübergehende und sehr bedauerliche Zerstörung an einzelnen Orten

die Folge solcher Verirrung sein; aber keine dauernde Ordnung. Ich begreife aber, wie wenig dergleichen allgemeine Wahrheiten Schutz und Trost bieten, wenn man für die Einzelexistenz in eigener Nähe zu Besorgnis Anlaß findet. Den Sozialdemokraten halte ich aber für ein Wesen, das bald aussterben muß, wie alle Kreatur, die nur auf außergewöhnliche Zustände berechnet, sich in gewöhnlichen Zeiten nicht halten kann, wegen mangelnder Existenzbedingungen.

Durch die ganze Welt geht eine, meines Bedünkens nach, verkehrte Strömung, wenn auch nicht durch Schuld, so doch im Sinne der Kathedersozialisten. Not und Krankheit wird es in der Welt geben, so lange es eine menschliche Gesellschaft geben wird, und das Verkehrte scheint mir, wenn der Staat sich berufen fühlt, durch allerlei Vorsorge das wegzuschaffen, was nun einmal sich nicht wegschaffen läßt. Die Kräfte und die Güter sind ungleich verteilt und verschieben sich nach Kausalitäten, die vom Staate unabhängig sind. Seine Aufgabe bleibt eine Gesetzgebung, die keinen begünstigt oder bedrängt, und eine für Alle gleiche Gesetzlichkeit mit unerschütterlicher Gewalt sicher zu stellen. Gibt er sich der Verlockung hin, alle Unglücklichen zu versorgen, so wird er zum Schwindler und kann auf die Länge nicht bestehen. Die Manie, die Schuld von allem Elend der Gesetzgebung zuzuschreiben, ist die Zeitkrankheit, und dürfte auch bei uns dem Nihilismus zu Grunde liegen.

Den Verstand in einem Lande so zu verteilen, daß nur Mittelmäßigkeiten bleiben, könnte man es bewirken, so würde man es doch kaum förderlich für die Gesellschaft halten. Hinsichtlich des Reichtums hält man aber die gewaltigen Kontraste für nachteilig, — die in den freien Vereinigten Staaten Nordamerikas sich gleichfalls bilden. Gern erkenne ich ein höheres Ziel der Gesellschaften und der Menschen an, — als den Reichtum, — nämlich die Erweiterung und Steigerung der Gemeinschaft, — und so erkenne ich auch gewisse Umstände in Deutschland, die ein gewisses Transigieren mit den sozialistischen Strebungen zeitweilig rechtfertigen mögen. Aber die Formel: möglichst viel Wohl für möglichst viel Menschen, halte ich für irreleitend und für unrichtig; die Verteilung der Glücksgüter halte ich nicht für eine Sache der Gesetzgebung u. s. w. Haß und Liebe, nicht Eifer für das Gemeinwohl, haben die Masse der Einzelmenschen immer, vielleicht in demselben Grade beglückt und unglücklich gemacht.

Es war mir interessant, wie sich verschiedene Gymnasien über die Uniformen der Gymnasiasten aussprachen. Da gibt sich der Geist zu erkennen, der die aufgezwungene Gleichheit höher schätzt als die Freiheit. Die Schulen nähren diesen Wahn. Um die Unterschiede zwischen Arm und Reich zu verwischen, so heißt es, muß die Schule gleichförmig gekleidete Schüler haben. Um von früh auf diesen wesentlichen Unterschied zu verstehen, zu dulden, die Freiheit zu ehren, könnte man das Gegenteil verlangen. Kann nicht auch in der Kleidung ein Stück Moralität liegen? — Diese Art Gleichheit verdrängt die Selbstbeschränkung, und die Absonderung zwischen Menschen und Staatsdienern, wird zu einer Zeit fühlbar gemacht, wo die entsprechenden Pflichten noch nicht vorhanden sind.

Ich gestehe, daß mir der Staatssozialismus meines alten Jugendfreundes und des größten Mannes Deutschlands und vielleicht gegenwärtig der ganzen Erde, als Doktrin unverständlich ist. Behandelt man doch die Konkurrenz, diesen Trieb, der die uns bekannte Natur zu wunderbarer Vollkommenheit getrieben hat und immer weiter treibt, als eine Erfindung des Manchestertums, die man mit gutem Herzen und gut angelegten Steuern aus der Welt schaffen könnte. Sind es nicht Utopien, wenn man die naturnotwendigen Uebel der vorgeschrittenen Gesellschaft als künstliche Produkte darstellt, Utopien, die zu Uebergriffen, Verbrechen und Wahnsinn treiben? Doch ich bescheide mich; daß alte Leute ihrer Zeit nicht folgen können, ist ja immer gewesen.

Ich bin ein verstockter Parteimann des Rechtsstaates, im Gegensatz zu dem Wohlfahrtsstaat.

Die Sozialdemokratie verdient vertilgt zu werden, auch ohne Attentat.

Verkrüppeltes und Altersschwaches ist dem Untergange geweiht, damit das Gesunde und Jugendkräftige Raum gewinnt zu besserem Gedeihen; so ist die Ordnung der Natur und die Regel jedes Haushalts. Wie kommt nun das Deutsche Reich dazu, eine so naturwidrige und unökonomische Gesetzgebung zu unternehmen, wie die Invaliditäts- und Altersversicherung? Der Arme im Volk soll von

dem Staate greifbare Vorteile in Aussicht haben, um von dem Staate etwas zu halten und an ihm fest zu halten, gegenüber den Angriffen von außen und Aufreizungen von innen. Als Nobiling schoß, und die Sozialisten mehr und mehr das Reich überzogen, sann man auf Heilmittel. Auf die Belehrung durch die wahren Lehren, oder durch die Not, wollte man nicht rechnen; zu schmerzlich und zu lang dünkte dieser Weg. Da macht man nun diesen kühnen, gewaltigen, naturwidrigen und daher nur vorübergehend wirksamen Versuch. Materiell wird ein Reich durch solche Gesetze geschwächt. — Wird es aber ideal mächtiger? Der Aermere ist erst der Tapfere. Wird das deutsche Volk um so tapferer werden im Kampfe gegen Romanen und Slaven? Ist es eine Rüstung, die ihres Geldes wert ist? Modern ist infolge der Erleichterung aller Verkehrsmittel, daß die Konkurrenz von dem Einzelmenschen übergeht auf Menschengruppen, auf Nationalitäten. Wird die germanische Nationalität im Kampfe gegen andre Nationalitäten gewinnen?

In Deutschland ist das Gesetz für die Krüppel und Alten, wenn auch mit geringer Majorität, durchgegangen. Falls es sich haltbar erweist, ist für die menschliche Gesellschaft eine ganz neue Erfindung gemacht. Im Bienenstaat haben die ganze Arbeit, und freilich auch die ganze Macht, sterilisierte Weibchen; — für viele andre Geschöpfe wäre diese Einrichtung nicht erträglicher Unsinn. Die deutsche Staatsgemeinschaft könnte eine neue Phase erleben, ebenso verschieden von andern Staaten und von der eigenen Vergangenheit, als die Bienen von den Wespen. Aber entschieden ist es noch nicht.

Die Verirrungen des Sozialismus verraten, gleich den Religionen, schon durch ihre geographische Verbreitung, daß sie eine staatliche Einrichtung gar nicht sind. Die christliche Barmherzigkeit führt auf die Forderung zurück, daß die einen erwerben für andre, die verzehren. Sie findet ihre mechanische Grenze, sobald im Verzehren ein Uebergewicht eintritt. Aber schon ehe die Gesellschaft bis an diese Grenze gelangt, würde sie durch die Erschlaffung des Triebes, für sich und die Seinigen exklusiv zu arbeiten, und durch die Unfähigkeit jenen Schmuck dem Dasein zu leihen, der durch die Vorliebe der Optimisten entsteht, (der Reichtum müßte ja aufhören oder sich verbergen —), unerträgliches Elend verbreiten.

... Mehr und mehr realisiert sich der irdische Universalstaat, und die Schutzzöllner kämpfen vergebens, — vergebens die Gewerksgenossenschaften der Lohnarbeiter. Weder Protektionismus noch Sozialismus kann auf die Länge die ökonomische Gesetzeswirkung behindern. Der freie, ökonomische Wettkampf auf Erden ist das Recht und das Heil!

Die Beihilfe erscheint dem Bedrängten auf die Länge niemals unverdient; — so viel ich es bei Stipendiaten und Alumnen in Lehranstalten habe beobachten können. Auf Anerkennung durch die Arbeiter, denen der Staat etwa höheren Lohn verschafft, darf er nicht rechnen. Dagegen trifft den Staat sicher der Vorwurf derjenigen, für die nicht gesorgt ist, nachdem der Staat die verantwortliche Zumessung des Arbeitslohns sich angemaßt hat. Den Haß, den er sänftigen wollte, zieht er herbei. Denn nur das Recht ist gleich für alle, — der Lohn notwendig verschieden. — Es meinen die Sozialpolitiker den Staat anders nicht schützen zu können; ohne Zugeständnisse hält sich der Staat für zu schwach. Dann ist er, durch die Angst vor den Fäusten innerlich schon überwunden und wird dem Kapitalisten den friedlichen Zustand nicht sicher stellen, mit dem er ihn jetzt ködert!

Woran die Menschen vor lauter Klügelei irre werden: das ist den Hunden klar in Bezug auf Eigentum. Ein guter Hund bewacht die Effekten seines Herrn und die Grenzen seines Grundstücks. Grundbesitz und Besitz beweglicher Güter ist ihm gleich verständlich.

Die Kinder sind Stücke vom Leibe beider Eltern, wie es die Entwickelungsgeschichte endlich klar gelegt, Stücke die durch einen Akt der Eltern, zu dem sie sich nicht nur entschlossen, sondern meist auch gedrängt und jedenfalls gefügt haben, selbständige Existenzen geworden. Wer sie selbständig gemacht, ist auch verbunden, sie demgemäß zu versorgen; und sie erben, was von den Eltern übrig bleibt, weil sie dasjenige sind, was von der Persönlichkeit der Eltern übrig geblieben; — zwischen den Sachen der Eltern und zwischen deren Person dauert das Verhältnis fort, weil beides vorhanden bleibt.

Der Besitz juristischer Persönlichkeiten beruht nicht auf derselben Grundlage. Er steht im Wege dem allgemeinen Güterverkehr. Die tote Hand sollte kein Privateigentum haben, aber wohl Eigentum für alle, d. h. zum Besten der Gesellschaft. Unter andern Umständen kann es andre Verwendung finden.

Das Besteuerungsrecht steht eigentlich in Widerspruch mit dem Privateigentum. Die Staatsbedürfnisse aus allgemeinem Eigentum zu bestreiten, wie es in altständischen Ländern gewesen, war so übel nicht. Aber dazu ist das Staatswesen zu groß geworden. Ein unveräußerliches, allgemeines Obereigentumsrecht bleibt dem Staate, und daher die Steuern. Sie gestalten sich aber nicht rationell. Wo man leicht und reichlich findet, da wird genommen.

... In der deutschen Rundschau ist der Artikel von Ihering, dem Juristen, über antike Gastfreundschaft ethisch und politisch sehr belehrend. Nach ihm ist das Sittliche, ebenso wie das Recht, das unter gegebenen Umständen Richtige; — keineswegs das Wahre. Es ist veränderlich, in der Entwickelung begriffen, — das Wahre ist dasselbe für alle Zeiten. Sittlich ist, nach Ihering, das für das gedeihliche Zusammenleben der Menschen Unerläßliche. Unter den antiken Staaten war Gastfreundschaft die Bedingung für den internationalen Handel und Verkehr, da übrigens der Fremde ein Feind war. Seitdem der Fremde Staatsschutz genießt, gleich den Angehörigen des Staats, genügen Gasthäuser. Rußland neigt aber zurück zu der Gleichsetzung von hostis und hospes, und hat auch kein sehr ausgebildetes Gefühl für das Gastrecht. Die exklusiven Bestrebungen der Staaten für die nationalen Produktionen trüben das Verständnis für die Vorteile des internationalen Handels. Die Nationen stehen sich wieder gegenüber im Naturzustande. Jede Nation leidet die andre, nur so weit sie nicht vermag sie aus der Welt zu schaffen. Wäre ewiger Friede unter den Menschen, so wäre ein universeller Zollverein vorteilhaft, — d. h. die Zölle an den Grenzen hörten auf. Die Finanzen würden von Fabriksteuern, Konsumsteuern, direkten Steuern u. s. w. leben. — Aber so wenig wird der Nutzen des Handels verstanden, daß man in Rußland darüber Klagen vernimmt, daß hier gewachsenes Getreide ins Ausland geht, oder daß die Produzenten den Handelsmann für einen Schmarotzer halten.

Nationalpatriotismus ist eine eigene Haut; man kann sie nicht ab- und anziehen. Es läßt sich wohl ein Pelz darüber ziehen, aber man findet darunter immer die natürliche Haut. Doch der Beruf kann viel umbilden. Napoleon I. war ein anti-französisch gesinnter Korse, und später wurde er ein Schöpfer französischer gloire.

Vor langen Jahren kam mir der Gedanke, die Vorsehung ruiniere die bedrohliche Uebermacht der Großmächte, indem sie den Leitern derselben die Leidenschaft der Gleichmacherei einflößt; — in Religion, in Sprache u. s. w. Die Gleichartigkeit der Beziehungen macht die Gliederung der großen Körper unmöglich; Sandkörner sind gleichartig, — aber ohne Arbeitsteilung. Kein Teil ist für den andern notwendig oder dienlich. Es hört der feste Zusammenhang auf. Umwälzungen jeder Art finden loses Material in Masse vor, — der Widerstand wird abgeschwächt und der Zufall tritt ein. So mit der römischen, so mit der spanischen Weltmacht.

Aus einem Briefe an B. v. U.

In der Hauptstadt beschäftigt man sich ausschließlich mit uns Balten. Es klingt so, als wollte man uns schlimmer behandeln, als Sie es mit den Ratten zu thun vorhaben. Sie wollen auch sie los werden, aber geben ihnen zu kosten, was ihnen wohl schmeckt. Uns gibt man, was schlecht schmeckt.

Es kann sich vieles ändern für die existierenden Vereine, nur müssen sie die Thorheit nicht begehen, sich aufzulösen. Nur für die Toten gibt es auf Erden keine Hoffnung mehr.

Immediatgesuche der Ritterschaft sind ein rauchfreies, nicht knallendes Pulver, das aber auch nicht losgeht, weder von selbst, noch durch Zufall. Der Ritterschaftshauptmann kann keinen besseren Gebrauch davon machen, als sie in der Tasche herum zu tragen, die dadurch gewiß keinen Schaden nimmt.

Die deutsche Sprache soll nicht nur als Lehrmittel, sondern auch als Lehrgegenstand verdrängt werden. Es ist klar, daß man die deutsche Sprache jeder Bedeutung für die Kultur entkleiden will, und sich so stellen, als gäbe es im Lettischen und Esthnischen, ebenso gut einen Kant, einen Goethe u. s. w. — Der Unsinn siegt, sagt nach Schiller der sterbende Talbot. Aber die Ueberlebenden sagen, — nicht auf die Länge!

Sprachwechsel bedeutet Personalwechsel in einem großen Umfange. Kinder andern Geistes kommen an die Reihe.

Jedenfalls ist es eine arge Verblendung, die Sprachmeisterei an die Spitze zu stellen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Nihilisten das Russische gut verstanden und gesprochen haben, — was aber doch nicht behinderte, daß sie der Regierung und dem Reiche verderblich gewesen. Rußland bedarf nicht so sehr der Vermehrung des russisch sprechenden Personals, als der Vermehrung des unterrichteten, zuverlässigen und sittlichen Personals.

Aber es ist die Zeit gekommen, wo Rußland selbst an seiner Schwächung arbeitet, und seine Grenzländer herunterbringt.

Von grünen Blättern leben Raupen, von trockenen Papierblättern die Beamten; Papierraupen, die sich leider nie verpuppen und zu Schmetterlingen nicht entwickeln.

Der panslavistische Sturm wird so gewaltig, daß kein Anker mehr halten kann! Für Glück ist in solcher Lage eigentlich nicht mehr zu sorgen, sondern für Würde. Denn diese ist dienlich, ob es wieder zum Leben, oder ob es zum Sterben sich wendet.

Wie stehen unter dem Zeichen nicht so sehr der Reaktion, als der Stagnation; hat die frühere Regierung das Land mit Reformen überrieselt, so werden nun Dämme gebildet, hinter welchen sich stille Wasser oder zuweilen Sümpfe bilden können!

Wer bewirkt, daß an Stelle eines einfachen ein doppelter Grashalm wächst, hat sich um das Wohl der Menschen verdient gemacht, jedenfalls mehr, als unser Gouverneur, der statt einfache Papiere zu deutsch, Doppelpapiere zu russisch und deutsch, einzubürgern trachtet.

Im nächsten Jahre (1877), soll die Justizreform, so heißt es wieder, eingeführt werden. Es ist freilich mit den Beratungen der Justizreform gegangen, wie mit einer Menagerie, die oft hintereinander zum letztenmal gezeigt wird.

Die Auswüchse des Patriotismus, der nicht in der Liebe zum Vaterlande, sondern im Haß des Fremden Befriedigung findet, sind unberechenbar.

„Die Emigration“, so schreibt der berühmte Turgenjeff, „hat die guten Früchte nicht gebracht, die wir erwartet haben.“ Das ist eine kaum bestrittene Thatsache. Turgenjeff erklärt sie durch die störenden Einflüsse gewisser Staatsmänner bei der Gesetzgebung, die der Sache abgeneigt waren. Mir scheint es vielmehr eine der unvermeidlichen Krisen, wenn man eine so gewaltige Masse ein großes Stück vorwärts schieben will und muß. Auf akute Fälle war man gefaßt, aber es ist ein chronisches Leiden eingetreten von unabsehbarer Dauer.

Februar 1879.

Deutschland versucht es mit der Reaktion. Auch in der Handelspolitik macht sich diese breit, aber ich gestehe, daß ich auf seiten der Reaktion nur die heftigere Willensenergie, nie aber die bessere Begründung und überlegene Intelligenz habe wahrnehmen können. Willensstärke ohne Einsicht oder Willensschwäche mit Einsicht, ein böses Dilemma!

Im Baltenlande versteht man nicht, wie derselbe Staatsmann, an der Spitze des kleinen Preußens kühner eintrat für die im Nystader Frieden garantierte Religionsfreiheit, als er es an der Spitze des großen Deutschen Reichs gethan. Preußen bedurfte damals eines Reibepunktes, um auf andern Gebieten sich freundliche Behandlung zu sichern. Deutschland dagegen opfert gern allen Zusammenhang mit der altdeutschen Baltenkolonie, wenn dafür Rußland der erlangten Einheit Deutschlands nirgends entgegen zu wirken fortfährt; namentlich wenn es dem revanchelüsternen Frankreich keinen Beistand leistet. Baltenland wird gern geopfert auf dem Altar der Einheit Deutschlands. Rußland soll dadurch, sozusagen, Selbstinteresse an Deutschlands Einheit bekommen. Kommt die in Gefahr, so wird auf die Erfüllung des Nystader Friedens wieder gedrängt werden.

Vergeblich ist die politische Thätigkeit ohne Macht hinter sich und ohne Hoffnung vor sich.

---

die sittliche Kraft, von dem Zuwachs an Macht den rechten Gebrauch zu machen. Ist es nicht so gewesen, als die Schiffahrt erfunden wurde? Sie war lange ein Mittel des Seeraubs, bis es sich zeigte, daß der sichere Handel das bessere Geschäft sei. Nur durch prompte Repression und vielleicht durch Verantwortlichkeit von Gemeinschaften, ohne skrupulöse Beachtung des Einzelnen, lassen sich dergleichen soziale Verwilderungen bekämpfen.

Wir leiden, wie ich die Attentate auffasse, an einem schrecklichen Kampf mit einer eigentümlichen Leidenschaft. Wo lange Zeit eine unwiderstehliche Macht äußerlichen Gehorsam und wohlthätige Ordnung erhielt, gibt es einen Größenschwindel des Gegensatzes. Gegen eine solche Macht, gegen eine solche Ordnung sich aufzulehnen, wird von Wahnwitzigen für Heroismus gehalten. Vergebens forscht man, was doch das eigentliche Ziel und der Anlaß der Katastrophe ist. Es ist der ganz rücksichtslose und gedankenlose herostratische Wahnsinn.

Fanatiker lassen sich umbringen, aber nicht lenken.

Irische Frage.

Die Ermordung des Staatssekretärs von Irland, Cavendish, und des Unterstaatssekretärs Burke im Dubliner Park, darin der neu ernannte, eben eingetroffene Staatssekretär zur Abendstunde sich von seinem Kollegen spazieren führen ließ, von Menschen, die in einer Kutsche angefahren kamen, und nachdem sie ihre Opfer wohl nicht ohne heftigen Kampf, mit kalter Waffe zerfleischt hatten, unbelästigt haben verschwinden können, gibt zu ernsten Betrachtungen Anlaß. Achtung des Grundeigentums ist eine unerläßliche Vorbedingung der menschlichen gesellschaftlichen Existenz; — das Vermietungsrecht, zu den von Nachfrage und Angebot geregelten Preisen, ist wieder eine wesentliche Eigenschaft des Eigentums.

Die ergreifendste Erfahrung hat unser wohlwollender, grausam hingemordeter Kaiser Alexander II. der Welt geliefert. Umgarnt von den Doktrinen Miliutins, von den Unklarheiten der Grundbesitzer, die in der Mehrzahl stets die Freiheitsbeschränkung der Arbeitsbevölkerung für das vorteilhaftere Privilegium halten, und gern dafür von ihrem

Verfügungsrecht über den Boden etwas opfern, ist man von dem obersten Grundsatz: frei Land, frei Arbeit, bei der russischen Emanzipation abgewichen. Mein System war es nie, ich erwartete aber, daß man auf einem Umwege bald wieder in das rechte Geleise würde gedrängt werden, und wenn ich auch nie aufgehört habe, der Großfürstin Helene zu wiederholen, ohne Freizügigkeit keine rechte Emanzipation, so beruhigte ich mich mit falschen Hoffnungen. Die haben sich nicht erfüllt. Das Seelenland ist der Klotz geworden, daran die Leibeigenen geschmiedet, zu Galeerenarbeitern geworden sind, und die Landämter sind unter dem Schein von Selbstverwaltung, zu Steuerpressen geworden, vor denen sich die angeblich von Freiheit beglückten Menschen, im Gouvernement Wjätka z. B., in die Schlupfwinkel der Wildnis flüchten. Der Kaiser hatte es anders gemeint. Er ist ein Opfer des Irrtums geworden. — Nun endlich kommt der unselig beredte Gladstone und überredet das englische Parlament, die irländischen Pächter durch eine normierte, fair rent, wie es hieß, zu langer glücklicher Ruhe zu bringen. No rent! lautet der Widerhall der irländischen Agitatoren und statt die einzige richtige Antwort no rent, no farm, zu geben, werden Erlasse der Pachtrückstände und andre Vorteile für den Pächter, als Beschwichtigungsmittel in Aussicht genommen. Böswillige Pachtverweigerung hätte als Verbrechen besonderer Art Gegenstand einer Bill werden sollen. Solche Pächter hätte man nach Wildnissen in Australien deportieren müssen, wo sie ja ihren idealen Zustand eher verwirklichen könnten, soweit es zu individuellem Grundbesitz noch nicht gekommen ist. — Endlich, hatte es mit den Unruhen der Gracchen nicht eine ähnliche Bewandtnis? — Qui ronge le droit du propriétaire, fait saigner, kann man mit mehr Recht sagen, als den Spruch: qui mange du pape, en meurt.

Attentat Nobilings.

Terrorismus oder Aberglauben hemmten gewiß in früherer Zeit die hochverräterische Mordlust. Man bringt diese Mittel nicht mehr zurück. In Preußen war die persönliche Minoritätsregierung von Bismarck von Meuchelmord vielfach bedroht, bis sie sich als eine großartige entfaltete. Man kann mit Minoritäten ein persönliches Regiment halten, aber nur so lange man große Politik treibt.

Mittel gegen eine Bosheit, die Selbstvernichtung gar nicht scheut, gibt es nicht auf dem Strafgebiet. Das Objekt der Bosheit kann aber unerreichbar gemacht werden. Majoritäten können auch mit kleiner Politik regieren. Minoritäten oder einzelne Persönlichkeiten nur durch häufige und großartige Erfolge.

der urweltlichen Ueberreste hervor, — und die Entwickelungsgeschichte lehrt uns die substanzielle Fortdauer der Individuen auf Erden. — Ich habe bei Reval die aufgestellten Gletscherblöcke der kleinen Wismar-Bastion kennen gelernt, — den Sorex pygmaeus in Raiküll entdeckt, — den subdiözischen Blütenstand von Pinus silvestris bemerkt.

Die Bienenzellen, welche die Aufgabe lösen, mit minimalem Material maximale Hohlräume herzustellen, eine Aufgabe, die mit höherer Mathematik sich lösen läßt, waren ein Angestauntes. Hier schien es offenbar, daß der Schöpfer seinen das Tier und den Menschen unendlich überragenden Geist fixiert hatte, und die Biene bewußtlos oder instinktmäßig vollführte, was der Schöpfer ihrer Struktur einzuwirken beschlossen hatte. Jetzt erweist Herr Müllenhoff, daß eine Doppelschicht von Seifenblasen einander durch Pression genähert, genau dieselben Zellen liefert. Den Seifenblasen schreibt man doch keinen Instinkt zu, sondern die physikalischen Gesetze machen den Instinkt zu einer Seifenblase! In diesem Falle wenigstens. Die Pressung der Bienenköpfe an beiden Seiten der Wand, welche den Boden der Wabe bilden, bewirken das Ganze nach physikalischen Gesetzen und die übrige Leibesbeschaffenheit bedingt die prismatischen Zellen. Immer vorwärts geht es mit der Entgötterung der Natur.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ist ein Wettwerben um die Erweiterung unsrer Kenntnisse eingetreten, die fast nie andre, als vielstimmige Entdeckungen zulassen.

Organismus.

Harmonischer Mechanismus wird mißbräuchlich Organismus genannt. Nur was seinesgleichen selbst erzeugt und in höherem Sinne, was aus zweierlei Geschlecht sich wiedererzeugt, verdient Organismus zu heißen. Der Staat ist kein Organismus, weil er nicht sich reproduziert, nicht durch Männchen und Weibchen zusammen gezeugt wird. Endlose Spielerei wird aber mit dem fälschlich so genannten Organismus getrieben.

Kosmisches.

In den Naturwissenschaften haben mich angeregt die fortgesetzten Beobachtungen über die säkularen Veränderungen in der Lage der magnetischen Kräfte des Erdkörpers. Weder aus Doppelpolen, noch aus solaren Einwirkungen lassen sie sich recht erklären. Es muß in

dem Erdinnern viel lebendiger hergehen, als wir es uns vorgestellt haben. — Andererseits haben die Amerikaner bei Gelegenheit der letzten Sonnenfinsternis nicht nur vermeintliche Planeten, einen oder zwei, innerhalb der Merkurbahn entdeckt, was noch zu bestätigen — sondern die großen Veränderungen, die auf der Sonne sich zutragen, festgestellt. Lyell mag recht haben, nur gegenwärtige Kräfte zur Erklärung in der Geognosie zu verwenden; aber die subterranen und solaren Kräfte kennen wir noch zu wenig. Zu unbefriedigend ist erklärt, warum die Gebirge von Kräften zusammengeschoben sind, die in ganz andern Richtungen, als in denen der Schwerkraft gewirkt haben. Zu unerklärlich ist die einzige und vergängliche Eiszeit.

Ich präpariere die Schädel der beiden Spitzmäuse und finde, daß diese Tierchen zehn Gaumenfalten haben. Die drittletzte Falte gewährt ein Artkennzeichen. Sie verläuft bei p y g m a e u s ziemlich ununterbrochen in einen hinterwärts konvexen Bogen, bei S. vulgaris ist sie deutlich von Gestalt einer Armbrust, mitten mit einem kleinen Winkel. Der Unterkiefer mit drei hinteren Fortsätzen, der unterste Fortsatz ist bei pygmaeus wie eine Nadel ziemlich gerade, — bei vulgaris gebogen, an der Basis kräftiger. Was nützen neue Kennzeichen? E r s t l i c h bestätigen sie die Artunterscheidung, zweitens sind es Stufen zur Beurteilung etwaiger Abstammung, — drittens helfen sie Fossile erkennen.

Art ist jedes letzte Glied in dem alle irdischen Lebewesen umfassenden System disjunktiver Begriffe.

Welch reichlichen Gebrauch macht man von teleologischen Betrachtungen, seitdem der Darwinismus sich verbreitet hat. Erst seitdem die Zweckmäßigkeit als mechanische und fatale Folge des Daseins angesehen wird, hat man wieder Mut bekommen, viel von ihr zu sprechen.

Seit lange empfinde ich, wie die Achtung und Liebe, die man zu den Forschern auf Gebieten empfindet, die man selbst aus innerem Berufe pflegt, alle nationalen Gegensätze abstreift; frei von diesen Gegensätzen sich auf Augenblicke ganz und gar zu fühlen, ist eine wohlthuende, ergreifende, edle Empfindung. In den Naturwissenschaften ist sie, meiner Meinung nach, näher liegend, als in den Geisteswissenschaften engeren Sinnes.

Gegenüber der Massenbeteiligung an der Kritik aller Staatshandlungen ist das persönliche Regiment der Boden der Attentate. Dumme und zur Exaltation, aus Schwärmerei oder Eitelkeit geneigte Individuen, werden nie fehlen. Nur zwei Mittel gibt es dagegen, Majoritätsregierung und Schandstrafen. Die Todesstrafe behält etwas Pathetisches an sich. Sie greift in ein Mysterium. Auspeitschen, — — Arbeit in Ekelgewerben, — Zellengefängnis, — wären vielleicht zu kombinieren.

Wie ist diesen denkbarst frechen Angriffen auf Staat und Menschheit von seiten einzelner zu begegnen? Man denke an die vielen Attentate neuerer Zeit. Es tritt hier die selbstlose Bosheit in ihrer Entsetzlichkeit hervor. Präventive oder abschreckende Gesetze beziehen sich auf das Selbstinteresse. Eine Bosheit, die opferlustig ist, kann nur durch die Gemeinschaft und zwar im Entstehen zurückgedrängt werden.

So lange in der Gemeinschaft das Ansehen der kaiserlichen Würde, die Achtung des Greisenalters, die Dankbarkeit der Nation für den hochherzigen Mann, der ihr die nationale Einheit verkörpert, ausnahmslos waltete, — so lange in keinem Kreise ein Wort dagegen gelitten wurde, waren solche Attentate unmöglich.

Die Ehrfurcht läßt sich nicht wieder bringen. Neue Prinzipien müssen an die Stelle treten. Eine Majorität, das ist einleuchtend, läßt sich von einem Einzelnen nicht durch Meuchelmord beseitigen. Die Majorität muß an Stelle der Person treten.

Politischer Enthusiasmus.

Gehe ich durch, wofür man in meiner Erinnerung begeistert gewesen ist, so müßte man in der Politik die Begeisterung oft für ein böses Vorzeichen halten. Philhellenische Begeisterung, — bisher ist es oft recht traurig damit gegangen. Kapodistrias ermordet — König Otto vertrieben. Aber mag sein, daß es viel langsamer zwar als erwartet wurde, aber doch nicht schlecht geht. Das Griechenvolk ist tückisch, zu Aberglauben geneigt und daher kirchlich verdummt; schlau, unredlich; — es ist aber begabt und keusch im Familienleben, es könnte sich schließlich zivilisieren und etwas leisten.

Die Begeisterung für die Polenaufstände, die so lange im Westen Europas allgemein war, hat in dem halben Jahrhundert sehr abgenommen. Gutes hat sie nicht gebracht.

Kläglich scheiterte die Begeisterung mit der die Reden vernommen wurden, die König Friedrich Wilhelm IV. bei seinem Regierungsantritt hielt. Ich war als junger Mann in Charkow und besinne mich mit welchem Enthusiasmus selbst der alte Golowkin, ein Staatsdiener aus den Zeiten Katharinas und Pauls, von diesem jungen Könige sprach. Er erwies sich als ein untüchtiger Schöngeist und schwächlicher Schwärmer in Religion und Altertümeleien.

Was ist aus der Begeisterung geworden für die Julirevolution und deren große Redner? Traurig wurde Louis Philippe verjagt, und Lamartine entzückte mit seinen Phrasen nur kurze Zeit.

Was ist aus der Begeisterung geworden, mit der die Aufhebung der Leibeigenschaft durch unsern Kaiser in der ganzen Welt begrüßt wurde? — Sie hat Fiasko gemacht in den Augen ihrer Urheber, und der Kaiser ist elendlich ermordet worden.

Die Begeisterung für die deutsche Einheit im Jahre 1848 leistete nichts. Mit Eisen und Blut mußte sie begründet werden, wie Bismarck sagte und auch that.

Verwaltungswissenschaft, Finanzwissenschaft, legislatorisches Genie und Juristerei, Kriegswissenschaft und Kunst in allen diesen Fächern, deren bedarf es, um in Politik etwas zu leisten. Das sind aber trockene, ernste, harte Beschäftigungen. Mit schöngeistigen Betrachtungen und hinreißenden, interessanten Reden werden sie nicht bestritten! Mißtraue daher in Politik aller Begeisterung!

Naturwissenschaft.

Wirft man einen Blick auf die politischen und sozialen Verhältnisse, so findet man, daß es in allen Schichten unruhig gärt. Die Naturwissenschaften jedoch und die sich daran knüpfenden Erfindungen, sind wie ein herrlicher ruhiger Strom, der zwischen allen diesen Wirren, ohne Ablenkung und ungehemmt, weiter und ins Weite zieht. Chemie lehrt die organischen Produkte durch Synthese bilden (Indigo) und eröffnet den Blick in die Molekularstrukturen. Physik lehrt mittels der Spektralanalyse unsre Stellung im Weltgebäude besser beurteilen; — Telephonie erweitert den Raum des sprachlichen Verkehrs; — die Geheimnisse der Schöpfung treten mit wachsender Klarheit aus der Fülle

der urweltlichen Ueberreste hervor, — und die Entwickelungsgeschichte lehrt uns die substanzielle Fortdauer der Individuen auf Erden. — Ich habe bei Reval die aufgestellten Gletscherblöcke der kleinen Wismar-Bastion kennen gelernt, — den **Sorex pygmaeus** in Raiküll entdeckt, — den subdiözischen Blütenstand von **Pinus silvestris** bemerkt.

Die Bienenzellen, welche die Aufgabe lösen, mit minimalem Material maximale Hohlräume herzustellen, eine Aufgabe, die mit höherer Mathematik sich lösen läßt, waren ein Angestauntes. Hier schien es offenbar, daß der Schöpfer seinen das Tier und den Menschen unendlich überragenden Geist fixiert hatte, und die Biene bewußtlos oder instinktmäßig vollführte, was der Schöpfer ihrer Struktur einzuwirken beschlossen hatte. Jetzt erweist Herr Müllenhoff, daß eine Doppelschicht von Seifenblasen einander durch Pression genähert, genau dieselben Zellen liefert. Den Seifenblasen schreibt man doch keinen Instinkt zu, sondern die physikalischen Gesetze machen den Instinkt zu einer Seifenblase! In diesem Falle wenigstens. Die Pressung der Bienenköpfe an beiden Seiten der Wand, welche den Boden der Wabe bilden, bewirken das Ganze nach physikalischen Gesetzen und die übrige Leibesbeschaffenheit bedingt die prismatischen Zellen. Immer vorwärts geht es mit der Entgötterung der Natur.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ist ein Wettwerben um die Erweiterung unsrer Kenntnisse eingetreten, die fast nie andre, als vielstimmige Entdeckungen zulassen.

Organismus.

Harmonischer Mechanismus wird mißbräuchlich Organismus genannt. Nur was seinesgleichen selbst erzeugt und in höherem Sinne, was aus zweierlei Geschlecht sich wiedererzeugt, verdient Organismus zu heißen. Der Staat ist kein Organismus, weil er nicht sich reproduziert, nicht durch Männchen und Weibchen zusammen gezeugt wird. Endlose Spielerei wird aber mit dem fälschlich so genannten Organismus getrieben.

Kosmisches.

In den Naturwissenschaften haben mich angeregt die fortgesetzten Beobachtungen über die säkularen Veränderungen in der Lage der magnetischen Kräfte des Erdkörpers. Weder aus Doppelpolen, noch aus solaren Einwirkungen lassen sie sich recht erklären. Es muß in

dem Erdinnern viel lebendiger hergehen, als wir es uns vorgestellt haben. — Andererseits haben die Amerikaner bei Gelegenheit der letzten Sonnenfinsternis nicht nur vermeintliche Planeten, einen oder zwei, innerhalb der Merkurbahn entdeckt, was noch zu bestätigen — sondern die großen Veränderungen, die auf der Sonne sich zutragen, festgestellt. Lyell mag recht haben, nur gegenwärtige Kräfte zur Erklärung in der Geognosie zu verwenden; aber die subterranen und solaren Kräfte kennen wir noch zu wenig. Zu unbefriedigend ist erklärt, warum die Gebirge von Kräften zusammengeschoben sind, die in ganz andern Richtungen, als in denen der Schwerkraft gewirkt haben. Zu unerklärlich ist die einzige und vergängliche Eiszeit.

Ich präpariere die Schädel der beiden Spitzmäuse und finde, daß diese Tierchen zehn Gaumenfalten haben. Die drittletzte Falte gewährt ein Artkennzeichen. Sie verläuft bei pygmaeus ziemlich ununterbrochen in einen hinterwärts konvexen Bogen, bei S. vulgaris ist sie deutlich von Gestalt einer Armbrust, mitten mit einem kleinen Winkel. Der Unterkiefer mit drei hinteren Fortsätzen, der unterste Fortsatz ist bei pygmaeus wie eine Nadel ziemlich gerade, — bei vulgaris gebogen, an der Basis kräftiger. Was nützen neue Kennzeichen? Erstlich bestätigen sie die Artunterscheidung, zweitens sind es Stufen zur Beurteilung etwaiger Abstammung, — drittens helfen sie Fossile erkennen.

Art ist jedes letzte Glied in dem alle irdischen Lebewesen umfassenden System disjunktiver Begriffe.

Welch reichlichen Gebrauch macht man von teleologischen Betrachtungen, seitdem der Darwinismus sich verbreitet hat. Erst seitdem die Zweckmäßigkeit als mechanische und fatale Folge des Daseins angesehen wird, hat man wieder Mut bekommen, viel von ihr zu sprechen.

Seit lange empfinde ich, wie die Achtung und Liebe, die man zu den Forschern auf Gebieten empfindet, die man selbst aus innerem Berufe pflegt, alle nationalen Gegensätze abstreift; frei von diesen Gegensätzen sich auf Augenblicke ganz und gar zu fühlen, ist eine wohlthuende, ergreifende, edle Empfindung. In den Naturwissenschaften ist sie, meiner Meinung nach, näher liegend, als in den Geisteswissenschaften engeren Sinnes.

Die ästhetische Teilnahme an dem Erhabenen in der Natur ist anders, als die wissenschaftliche Einzelforschung in den Naturobjekten. Da aber die ästhetische Teilnahme nicht viel Zeit bedarf und ausfüllt, so kann der Naturforscher es länger mit dem Naturgenuß halten.

Die naturwissenschaftlichen Kenntnisse haben sich in überraschender Weise durch die popularisierenden Bücher und Zeitschriften verbreitet, — die naturwissenschaftlichen Methoden aber merkwürdig wenig. Daher bleiben Familien, die auf der Höhe der Bildung zu stehen scheinen, doch dem Aberglauben und der Charlatanerie zugänglich wie im Mittelalter.

Landwirtschaft.

Es liegt in der direkten Landwirtschaft ein Element, das ernste Thatkraft und Pflichtgefühl stärken kann, aber auch eine verbauernde, dem reicheren Leben unzuträgliche Fessel.

Ich bleibe der Ansicht, daß es eine Zeitkrankheit ist, wenn dem kleinen Eigentum so exklusiv der Vorzug gegeben wird vor einem gut geregelten und eingelebten Zeitpachtverhältnis. Das Kapital, das sich mit einer sehr geringen Rente begnügen muß, kann der kleine Mann besser verwerten, wenn es mobil bleibt.

Auch in der Landwirtschaft heißt es: Es muß in der Wirtschaft wachsen und werden, ohne Neuerung hört das Interesse auf.

Auf und ab geht es mit den Gefühlen, auch in der Landwirtschaft, und deshalb ist sie nicht so einförmig, wie sie aus der Ferne erscheinen mag. Etwas innere Bewegung muß ja der Mensch verspüren, um seines Lebens sicher zu sein und um sich zu freuen.

Es ist eine eigene Sache mit dem Fortschritt. Es muß durch verfrühte Anwendung von zivilisatorischen Ackerwerkzeugen das Bedürfnis geweckt werden, — oder man hat zu warten ohne Ende. So mag es auch mit der sogenannten Reife der Schüler und Völker gehen. Da heißt es, der Schüler weiß genug für die höhere Klasse oder für die Universität, aber sein Charakter ist nicht fest! Thorheit! Durch Zurückhalten auf niederen Stufen wird die Charakterbildung gehemmt. Und ist es nicht mit den Völkern ebenso? Um sich zu beteiligen an der Regierung, dazu sind sie unreif, zugestanden! Aber wenn sie sich nicht beteiligen, reifen sie nicht; ja, aus Mangel an Uebung werden sie unreifer als sie es im Naturstande waren!

Heute begann das Beifutter von Kartoffeln für Mastrinder, schon mit Zusatz von Erbsen und Oelkuchenmehl. Es zeigen sich dabei Erscheinungen, die auf ein langes Gedächtnis des Rindes bestimmt hinweisen. Die Stammherde, die im vorigen Winter Kartoffeln bekam, frißt sie mit größter Gier, mit Ausnahme eines einzigen Stieres und zwar des Rautenburger, aus Preußen importierten, der in seinem Leben gewiß keine Kartoffeln gefressen hat. Unter den Mastrindern fressen die hier eingelebten Kühe und früheren Arbeitsochsen, die im vorigen Jahre schon Kartoffeln erhalten haben, auch am ersten Tage ganz gern, trotz der Bestreuung mit dem vielleicht ungewohnten Mehlgemisch, — die gekauften Mastochsen, denen die Kartoffeln ungewohnt sind, verhalten sich meist nicht willig bei diesem Futter. Der Rautenburger Stier, der mit Oelkuchen früher wahrscheinlich traktiert worden, — frißt die Kartoffeln, sobald Oelkuchen hinzukommen. Es hat das Gedächtnis also an der vorjährigen Winterfütterung nachgewirkt. Ist solchen Thatsachen gegenüber haltbar, das Gedächtnis in die Seele zu verlegen? Ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, daß Empfindungen in gewissen Molekülen des Leibes (in Teilen von Nervensubstanz) Aenderungen sehr andauernder Natur hervorbringen, so daß die wiederkehrende Empfindung an dieser bereits bestehenden Aenderung sich leichter anknüpft, als wo diese entsprechende Aenderung fehlt? Man hat die Wahl, zu behaupten, daß die Empfindungen bleibende Spuren hinterlassen in dem unbewußten Seelensein der Ochsen, wobei diese immaterielle Ochsenseele nicht materiell gefaßt werden soll, und schwerlich realisiert kann vorgestellt werden, — oder zu bekennen, daß nur das im Gedächtnis ist, was materiell in der Nervensubstanz fortbesteht, — sei es für jeden besonderen Eindruck, als eine eigenartige

Bebung, die sich in einzelnen Zellen festsetzt, sei es als eine besondere Lagerung der Teilchen in der Zelle. Die Zelle wird von dem Eindruck besetzt gehalten, und der Eindruck wird von der Zelle absorbiert. Aus dem Zellenzustand kann der Eindruck immer wieder in das Zentrum der Wahrnehmung (in den Brennpunkt des Nervenlebens) treten und so zur Besinnung kommen.

Unter 80 Ochsen gibt es jedoch zwei, die Kartoffeln mit Oelkuchen nicht vertragen oder nicht recht mögen. Der eine von ihnen wird aufgebessert mit Hafer; — der andre bleibt ziemlich bei Heu und frißt ein wenig auch die Kartoffeln. Individualisieren! unbequem, aber überall naturgemäß.

Le maréchal Bugeaud, d'après sa correspondance intime et des documents intimes, par le comte H. d'Ideville I. Paris. Firmin Didot, muß recht lesenswert sein, und wiederum beweisen, wie sehr die Ausübung der Landwirtschaft zur Staatsadministration die rechte Vorschule bildet.

Die Kolonisationsversuche in Algier mißlangen, solange man nicht eine hohe Garantie von den Kolonisten sich einzahlen ließ. Der Staat, da mögen die Kathedersozialisten sagen, was sie wollen, ist dazu nicht zu brauchen, die Aecker geduldig zu bewirtschaften; das ist eine der individuellsten Aufgaben.

Pädagogik.

In der Rundschau: Du Bois-Reymonds gedankenreichen Aufsatz „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft" gelesen. Es regt sich die Empfindung, daß das deutsche Gymnasialideal unsrer Zeit nicht entspricht. Vergebens gibt man den Schülern immere größere Dosen von Latein und Griechisch, nur um so weniger behalten sie bei sich, um so lebhafter wird ihr Ekel. Die Zeit verlangt eine Erziehung und einen Unterricht, ganz auf naturwissenschaftlicher Basis. Das ist der Grund, auf dem eine neue Vegetation erzeugt werden soll, frei von

so vielem tollen Aberglauben, den wir bis ans Lebensende in uns nicht mehr bändigen können. Auf die Natur muß das Gesunde und Moralische gegründet werden, und das Schöne auf die ewige Natur.

Die Schule sollte mehr und mehr realistisch werden. Ist es möglich, so mag nebenher der Geschmack für das Schöne, für Sprache und Dichtung gepflegt werden. So verlangt es das Leben, um nicht jeden Schmuckes beraubt, zu vergehen. Jedoch sollte das Fundament realistisch, d. h. mathematisch und naturwissenschaftlich sein.

Die Pädagogik sollte auf Geisteswissenschaft gegründet und eine sittliche Kunst sein; aber das gilt vielleicht zwischen Eltern und Kindern; übrigens muß sie ein Gewerbe bleiben und der Nahrung nachgehen, und auch politisch dressieren. — Man hat zu wenig die Manieren geachtet. Es ist einigen Menschen gegeben, durch freundliches Wohlwollen oder Dienstwilligkeit den Erziehungsmangel auszugleichen, nicht allen. Auch ist es nicht leicht die Grenzen einzuhalten. — Man soll nicht schmeicheln, aber wo man z. B. in Damengesellschaft kommt, aufmerken, und schnell die Gelegenheiten zu kleinen Dienstleistungen ergreifen, — die Toiletten soll man schön finden und rühmen, über die Schönheit der Personen soll man schweigen. Rücksichtsvoll sein in Visiten; schweigen und nichtssagendes Gespräch unter Umständen verstehen; keine Selbstgefälligkeit oder Eitelkeit zeigen; — in Briefen prompt antworten, verbindlich, niemals dozierend; — man soll nie vergessen, daß die geschriebene Kritik kränkt, mehr als die gesprochene; — unangenehme Mitteilungen, wenn es auch schwer wird, soll man, wo möglich, nur mündlich machen oder empfangen. Einige Zuversicht in den Bewegungen, im Hinein- und Hinausgehen und in den Verbeugungen, in dem Darreichen und Entgegennehmen, ja, das müßte ein Zermonienmeister in unsern gelehrten Schulen übernehmen. Unsre liebe Jugend verliert doch immer mehr die äußere Würde und den Anstand; wie ein Rudel Hunde stürzen sie sich durch die Straßen.

Die Jugend würde besser gedeihen, wenn sie ihre Erzieher stets neben sich hätte, denen sie ihr Herz mit vollem Vertrauen eröffnen könnte. In der Welt gibt es aber mehr Zöglinge als Erzieher. Besonders verwaist ist der Student der deutschen und russischen Universitäten. Zu der Zeit, wo es in ihm am tollsten gärt, ist niemand bei ihm, der ihn leitete und liebte, und er lebt am entferntesten aller

geregelten, aller nützlichen Thätigkeit. Als Schüler hat er von täglichem Beruf erfüllte Zeit, und die Feiertage sind eine erfrischende Erholung. Als Beamter oder Gewerbsmann hat er für seine Existenz und für den Nutzen andrer ernstlich zu sorgen. Als Student, je mehr Fähigkeiten, um so mehr muß er den Druck empfinden, daß seine Zeit zu nichts Rechtem nötig ist; seine Kräfte dienen bloß zur Erzeugung des Leerheitsgefühls, des Weltschmerzes. Jeder Unsinn, jede Schwiete, jeder wilde Streich ist gut genug, um ihm anziehend zu erscheinen. Sich selbst überlassen, betreibt er das Studium der Wissenschaft, die im glücklichsten Falle ihn begeistert, in der verkehrtesten Weise. Was glaubt er nicht alles wissen zu müssen und erlernen zu können? Wie ganz anders wäre es, wenn ein solcher als Jünger oder Geselle an der Arbeit eines Meisters teil hätte, der dafür seine Studien dirigierte. Wie viele gehen irre und zu Grunde, weil sie aus der Schulzeit geschleudert werden in den Ozean der Sinnenlüste, ohne Richtung und Ziel. Sich austoben! heißt es dann; aber wenn es einigen nicht schadet, der Mensch hält viel aus; — besser wäre es für alle, wenn ihre Jugendkräfte, stets zum Guten, Edleren, Geschmackvollen und Nützlichen angeleitet, die Ausschreitungen und Vergeudungen nie gekannt hätten. Warum ist den Menschen die Kindheit so lieb? Sie wissen, was sie zu thun haben in dieser Zeit, und können es leisten. Die Gewohnheit, niemals müßig zu sein, kann zur Natur werden, ebenso wie das Lungern des unbeschäftigten Studenten. Ein Dienstpferd läßt man nie ins Toben verfallen; denn die Recidive ist wahrscheinlicher als das erste Mal die Ausschreitung gewesen. Der Student kann lernen: saufen, den cynischen Venusdienst, das gewissenlose Schuldenmachen und Verprassen des Vermögens, das die Angehörigen vielleicht in Not und Arbeit ersparten. Wie soll das ihn gut und glücklich fürs Leben machen!

Ich bin überzeugt, es wird eine Zeit kommen, wo es anders werden wird. Der Militärdienst kennt nicht alle diese Uebelstände, obgleich auch er in Deutschland oft eine Periode größter Frivolität durchmacht. Das Tutorsystem Englands ist vielleicht ein Keim, der sich einst zu einem schützenden Baum entfalten könnte!

Nichts ist verfehlter, als die Lehre vom Austoben. An Pferden, aber auch an Vieh nehme ich wahr, daß es, wenn es in früher Jugend brutal gebändigt und erst wild gemacht wurde, Jahre hindurch den Kampf fortsetzt.

Ob die Erziehung logischer macht? Die Nachkommen könnten profitieren, denn das Nervensystem vererbt sich mit einem Teil der erworbenen Eigenschaften.

Auch darin sind die Affen den Menschen vergleichbar, daß sie der Beschäftigung, die nie ermattet, bedürfen, um nicht in wilder Launenhaftigkeit und in Lusttrieben zu verwildern und schnell unterzugehen. Den gewöhnlich ganz unbändigen Mandrill erzog Brockmann zu einem munteren, gesitteten Tier, indem er ihn arbeiten lehrte und ihm keinen Müßiggang gestattete. Psychologie der Affen, — das wäre eine Aufgabe für einen Philosophen, der aber die Welt bereisen müßte.

Unterrichten mit der wahren Lebendigkeit und Weihe kann man nur in seiner Denk- und Haussprache. Unsre Lehrer müssen weichen, wenn im Ernst die russische Unterrichtssprache verlangt wird. Was wir an Lehrern mit russischer Denksprache beschaffen könnten, ist nach den Erfahrungen, die ich als Kurator gemacht, jämmerlich, und so oft betrunken, daß ich schon auf den Gedanken geriet, daß die Aussprache des Russischen mehr Durst erregt als andre Sprachen.

Um die Elemente einer Wissenschaft gut zu überliefern, muß man selbst ein Meister in derselben sein.

Nur Altersgenossen verstehen sich. Aufwachsen nur unter Alten, treibt, aber entfaltet nicht.

Wir geben unsern Kindern oft eine Erziehung im Mißverhältnis zu der Erbschaft, die sie zu gewärtigen haben. Besser, man irrt nach der andern Seite; — man erzieht besser auf Erwerb.

Wie verbringt ihr die Mußestunden? — die Antwort entscheidet über den Grad der allgemeinen Bildung.

Die deutsche Burschikosität ist eine für das spätere Leben nicht unschädliche Verirrung. Ob Trojaner, ob Griech', ich zermahle ohn' Unterscheiden. Pascal unterschied: l'esprit droit des Mathematikers von dem esprit fin. Aber der Bursche hat l'esprit gros! oder die Plumpheit scheint ihm die gesunde Geisteskraft. Die feineren Untersuchungen verwirren den Plumpen nicht, — er huscht über alles Tiefere hinweg und es fehlt ihm die Logik. Er operiert mit wenigen ihm angeflogenen Vorstellungen und versteht nichts von der Geistesarbeit des eigentlichen Forschers. Burschikosität ist eine germanische Verirrung, macht stumpf und geschmacklos. Viel besser, wenn der Student zu einem sauberen, maßvollen, männlichen Fleiß von Hause aus angeleitet werden kann.

Gestern in der Revue d. d. Mondes, von dem 15. Juli gelesen: Alfr. Fouillée: L'Organisation morale et sociale de l'enseignement I. Humanités Scientifiques. Von den Körperwissenschaften*), wie ich diese „sciences" nenne, will er im Sekundärunterricht nur Mathematik und Physik belassen. Er hat von der Bedeutung der systematischen Naturwissenschaften keine Ahnung. Um in kurzem anzudeuten, sei hier bemerkt, daß dieser Unterricht in den Gymnasien bestehen sollte in dem Selbstbestimmen. Mit Sicherheit leitet da nur das disjunktive Urteil. Ein logisches Verfahren wird hier geübt, wie bei keinem andern Fach des Unterrichts, Genauigkeit des Ausdrucks und das Verständnis der Worte ohne subjektive Trübung; es enthüllt dem Geiste ein System, darin die ungeheure Mannigfaltigkeit aller Organismen einen festen Platz einnimmt; die Schöpfung hört auf, als eine Sammlung von realisierten Einfällen zu erscheinen; dem Menschen wird die ihm stets zur Hand liegende Natur eine unerschöpfliche Quelle von Beschäftigung edler Art, — d. h. nicht voll Begehrlichkeiten. — Besteht die Bildung in der Gabe, seine Mußestunden in uneigennütziger Weise zu verwenden, zu eigenem und der Mitmenschen Vergnügen, zu Beziehungen mit andern Geistesgenossen, was dient dazu besser, als das Sammeln von Naturalien? Genauigkeit der Sprache, der Beobachtung, das Subsumieren und Differenzieren, Erkenntnis der Außenwelt, nicht wie man sie will, sondern wie sie

*) Mein Vater unterschied Körper- und Geisteswissenschaften. Erstere befassen sich mit der Beschaffenheit von Körpern und Körpergestalten, wie Naturwissenschaft und Mathematik, letztere mit den Denkgesetzen (Philosophie), oder den Wirkungen des Menschengeistes, z. B. in der Geschichte.

ist; — Quelle der genußreichen Beschäftigung und des fröhlichen Verkehrs; — und so manches andre, das hat A. Fouillée nicht in Betracht gezogen.

Wie soll man Strickstrumpf im Latein sagen? tibiale acu textum und griechisch cheliocnemis, von χηλόω oder χηλεύω wird χηλευτός oder χηλινός gebildet. Philologie.

Soll ich Rat erteilen in Bezug auf den häuslichen Unterricht der Knaben, so sage ich: weg mit all den Fächern, wo der Lehrer beständig in den Schüler hineinredet, bis sie sich gegenseitig zur Last sind ... Sprechen, lesen, schreiben, rechnen, — das wird der Mensch sein Lebenlang brauchen, — das muß auch dem Schüler zumeist eingeübt werden, durch Selbstthätigkeit, nicht durch Vorthun. Nun aber spezieller:

Die alten Sprachen beginnen mit strikter Formenlehre, aber sobald nur möglich, mögen die Knaben einen klassischen Schriftsteller vornehmen. Da quälen sie sich durch, indem sie sich vorher präparieren, im Lexikon die Vokabeln aufschlagen, den Sinn des Satzes herauszubringen suchen, und die Vokabeln zur Stunde (nicht zum Hersagen), sondern zu eigenem Gebrauch auswendig lernen. In der Stunde geht es dann an die Uebersetzung mündlich; der Lehrer läßt konstruieren, die Formen analysieren, und erklärt die Syntax beiläufig; ist das Pensum durchgeackert, so wird der Schüler aufgefordert, es nochmals laut und fließend vorzulesen und mit richtiger Accentuation und so viel Ausdruck, daß der Lehrer durchhören kann, ob der Schüler den Sinn durchweg sich vergegenwärtigt hat.

Wegen der Betonung ist es wohl wünschenswert, neben einem leichten und korrekten Prosaiker, einen leichten Dichter vorzunehmen.

Direktor Köhler*) sagt mir von einer Schulausgabe des Cornelius, die von allen Unkorrektheiten bereinigt ist. Die eignet sich wahrscheinlich. Zwei Stunden in der Woche. Eine solche vita kann der Schüler in einem Strich durchlesen; — zwei Stunden Grammatik! — Ovids Metamorphosen oder Virgil, oder erst Phaedri fabulae! — Das Lateinschreiben kann sich beschränken auf die Paradigmen in der Grammatik.

---

*) Langjähriger Direktor der Domschule in Reval, die nach fast 600jährigem Bestehen infolge der Einführung der russischen Unterrichtssprache geschlossen wurde.

Griechisch ebenso. Xenophons Cyropädie und Homer: erste Lektüren.

Die beiden klassischen Sprachen können also zwölf Stunden wöchentlich beanspruchen und ebensoviel zum einsamen Präparieren erfordern. Nehmen wir noch zwei Stunden Arithmetik und Algebra, — zwei Stunden Geometrie, — ohne Vorbereitungen, so gibt es schon sechzehn Stunden.

Der Rest ist kameradschaftliche Beschäftigung mit deutscher Litteratur, Geschichte, Geographie. Religionsunterricht von ganz zweifelhaftem Werte. Kirchengeschichte, das wäre vielleicht das Nützlichste.

Statt nun in dieser Weise den Unterricht anzugreifen, bildet sich mancher Privatlehrer ein, er solle dem Schüler gegenüber dasjenige Spezialwissen bekunden, das ein ganzes Gymnasialpersonal scheinbar in sich trägt. Es lebt dann ein solcher Lehrer in der Angst, die scheinbaren Lücken seines Wissens würden entdeckt werden! Die Lernschande macht ihn dann zum Wissensheuchler.

Gut ist es, daß der Deutsche Kaiser so viel in Kassel gelernt hat, um dem Götzendienst von toter Gelehrsamkeit mit begründeter Ueberzeugung entgegentreten zu können. Eines finde ich noch nicht gehörig betont. Tote Sprachen brauchen keine tötenden zu sein. Sie können dem Leben näher gebracht werden, solange der Lehrer nicht selbst ein getöteter ist. Das bißchen Homer und Plato, das mein Sohn mit mir gelesen hat, war lebendiger, bilde ich mir ein, und hat ihn mehr gefördert, als was der kenntnisreiche K. als Gagelöhner abarbeitete.

Fr. von Löher sagt: „Wie köstlich erfrischt uns ein Trunk aus der reinen Quelle griechischen Altertums“, — darauf sehe man sich die Primaner der Gymnasien an. Von deren Erfrischung aus der gedachten Quelle zu sprechen, könnte man für Spott halten. Neben dem vielen, was Kaiser Wilhelm irrtümlich zur Schulreform gesprochen hat, ist eine unklare, aber berechtigte Unzufriedenheit mit dem jetzigen Schulbetriebe von Griechisch und Latein anzuerkennen. Der Abiturient soll mit Erfrischung und Geschmack die Schulschriftsteller des Altertums lesen können, — nicht übersetzen. Welches litterarische Meisterwerk könnte, selbst in der Muttersprache, erfrischen, wenn bei jedem Wort gefühlt wird, gib Rechenschaft von der bezüglichen Form der

Deklination, Konjugation, den Satzregeln, — oder es geht dir schlecht. Wer nie über dieses Vorstudium hinausgeführt ist, wer nie eine Seite Homer oder Plato u. s. w. unübersetzt, mit richtiger Empfindung, laut hat vorlesen gelernt — aller Grammatik vergessend, aber mit poetischem Verständnis —, hat aus dem Studium der Griechen und Römer für die allgemeine Bildung nicht den entsprechenden Gewinn gezogen. Das haben die Herren Breslauer Professoren gut ausgesprochen in ihrer Eingabe für Beibehaltung der klassischen Gymnasialgrundlage. Für die Philologie als Vorstudium etwas zu treiben, ist Berufssache. Aber Griechisch und Latein soll gelehrt werden für jene Bildung, die außerhalb des Nährberufs liegt, allgemein. Für den Leseverkehr soll der Unterricht sorgen, wenn auch aufgegeben werden muß, für lateinischen oder griechischen Lebensverkehr auszubilden. Die toten Sprachen sollen ja beleben und dürfen nicht abtötend gelehrt werden.

... So lange Kinder im Bildungszustande sich befinden, ziehen sie aus den Gedanken und Empfindungen der Eltern Leben und Freude. Sind sie in das Alter der Selbständigkeit getreten, so muß das aufhören. Nicht länger steht es ihnen an, sich an die Eltern anzulehnen. Der reife Samen muß vom Baume abfallen, um nicht zu verderben und um wieder einen Baum zu machen. Sehr vorsichtig müssen die Eltern werden, wenn sie ihren Einfluß weiter üben wollen; gleichsam nur noch schützenden Schatten auf den Nachwuchs werfen.

Litterarische Bildung.

Es ist schwer, einen Mann, der durch unsre gelehrt sein sollende litterarische Vorbildung dahin gebracht ist, mit Worten und nach Worten alles für erledigt zu halten, zu sorgsamer Beobachtung, Fertigkeit und Prüfung in der Erfahrung zu bringen.

Ob auch ästhetische und intellektuelle Beschäftigungen gewisse Naturen mehr anziehen, als muskulöse Spiele, — um so nötiger wird es diesen, die rein physischen Fertigkeiten sich durch Gewohnheit anzueignen, zur harmonischen Heranbildung des Mannes.

Ich möchte aus dem Schicksal der Familie C. lernen, was man bei seinen Kindern vermeiden soll. Indolenz und Zerfahrenheit als

den Grund der Uebel; — beständige Beschäftigung aus Pflicht und Trieb, und zwar ohne von dem, was man vorgenommen hat, ohne Erfolg abzuspringen, kann helfen; — Mäßigkeit! — Umgang mit Damen zu geistigem Vergnügen und in einer Gesellschaft, wo Geschmack und viel Bildung! — Pflichtgefühl ist eine große Schutzwehr, und oft ist ein äußerer Beruf, mit Geldverdienst, heilsam.

Schöngeistigkeit.

Die Schöngeistigkeit, entfernt vom Gemeinen, sie macht den Menschen zu einem angenehmen Gesellschafter, sie erwirbt ihm Freunde und Freundinnen und leitet ab von bösen Stimmungen, aber ihre bedenklichen Seiten hat sie auch. Sie hebt über den Ernst des Lebens leicht hinweg, macht schwach in Thaten des Erwerbens, und milde im Regieren, mehr als gut ist; Aufgeblasenheit, wenn auch unbewußt, ist es doch, wenn man den litterarisch oder wissenschaftlich ungebildeten Menschen glaubt vernachlässigen zu dürfen. Im Dienste, Zivil oder Militär, in fachmännischer Gelehrtenarbeit wird der Schöngeist leicht zu universell, — er wird ein Dilettant, der Allotria seinem eigentlichen Beruf voranstellt. Einen Hang zu bekämpfen, der allgemein für löblich, oft für bewunderungswürdig gilt, ist schwer, beständige strikte Erfüllung der Pflicht ist wohl das Gegenmittel. Kommt nun aber das leidige Universitätsleben dazwischen, da wird die Schöngeistigkeit von allen Fesseln der Pflicht entledigt und ergeht sich in Wildheit zuweilen. Ist die Universitätszeit vorüber, dann kommt eine Uebergangszeit, wo man zu nichts Rechtem sich von Herzen entscheidet. Der Militärdienst ist weniger unterbrochen. Immerhin ist auch da die allgemeine Schöngeisterei eine Versuchung, die Pflicht oft aus den Augen zu lassen. Indes bleibt es dabei: Die Schöngeistigkeit muß kultiviert werden, sich und andern das Leben zu veredeln; — aber Ehre, Treue, Pflicht, Wohlwollen, Erwerbseifer müssen dadurch nicht abgeschwächt werden!

Schöngeistigkeit.

Die ungebildete Barbarei hat vielleicht Vorzüge, die durch die Bildung leicht verloren gehen. Die Bildung macht weichlich, unzuverlässig, — die Barbarei macht gemütlich, männlich, treu und zurückhaltend. Wie verbindet man die Vorzüge beider Zustände? Jagd, männlicher Umgang, Kampfspiel, Worthalten, Ordnung kann nebenher gehen mit wissenschaftlichen, künstlerischen anmutigen Beschäftigungen. Glücklich, dem es sich so fügt! Herbeiführen ist schwer.

Die destruktiven blinden Leidenschaften häufen sich doch viel öfter bis zur Entladung in einigen Köpfen an, als früher. Aber, wie ich schon oft gesagt, mein auf die Paläontologie gegründeter Optimismus ist fest, und wir werden die schwierige Zeit überleben, d. h. unsre Nachkommen. Nur sollen wir mehr, als es geschieht, nach dem Grundsatz leben und lehren, daß nur eines für jedermann notwendig ist, — seine Pflicht zu thun, — daß aber, in andrer Weise glücklich zu werden, durchaus nicht notwendig ist.

Pflicht und Glück.

Cölibat, Keuschheit, Ehe.

Die sexuellen Beziehungen in seinem Leben ganz ohne Anstoß geführt zu haben, wer von Frauen und gar von Männern kann dessen sich rühmen? Aber wie ist man vollständig ratlos, oder vielmehr übel beraten, allen Zufälligkeiten in dieser Beziehung, allen Lockungen und schwärmerischen Aufregungen Preis gegeben gewesen! Mir ist eigentlich eine vernünftige Erörterung dieser ungemein verworrenen Aufgabe und eine Anweisung zu edler Lebensführung in Ansehung des Geschlechts, die für die Gesellschaft geziemend und nicht utopisch wäre, nicht in die Hände gefallen. Ich möchte daher jetzt, wo diese Triebe wegen meines Alters einen überwundenen Standpunkt bilden, einiges darüber mir klarer machen. Aus seinesgleichen (Aehnlichem) zu entstehen, ist für alle Organismen, soweit bisher unsre Kenntnisse reichen, charakteristisch, und jedem Organismus wohnt die Anlage bei, sich selber Aehnliches hervorzubringen. Zwei verschiedene Bestandteile, der eine weiblich und der andre männlich, müssen bei allen höher stehenden Organismen zu diesem Zwecke zusammenwirken und werden von verschiedenen Organen, — bei Wirbeltieren von abnormen Zwittern abgesehen, von verschiedenen Individuen produziert. Auf der Vereinigung der Geschlechter beruht die Fortsetzung der Menschheit sowohl, als die der höheren Tierarten. Es handelt sich um ein den Menschen durchaus nicht eigentümliches Verhältnis, aber wohl um ein veränderliches, jeder Tierart anders angepaßtes, so daß dafür auch eine eigene, menschenwürdige Gestaltung nicht fehlen kann.

Daran haben überspannte Geister oft gezweifelt, und die vollständige Unterdrückung des geschlechtlichen Lebens für das einzig Edle

erklärt. So die ehelosen Essener, die christlichen Orden und verschiedene christliche Sekten, wie die amerikanischen Shakers und die russischen Selbstverstümmler. Solche Bestrebungen führen zu mannigfachen Mißbräuchen. Heuchlerischer Umgang im geheimen rc., Gesundheitsstörungen folgen diesem naturwidrigen Beginnen und fressen als ein Gift in der Gesellschaft um sich. Wie viel reiner z. B. steht die protestantische Geistlichkeit da, als die russische Klostergeistlichkeit und die katholische. Die vollständige Unterdrückung einer solchen Grundlage des Lebens und Liebens ist im Widerspruch gegen das menschliche Dasein und beansprucht hier nicht weiter Beweise, um als unrichtige Lösung der menschlichen Aufgabe anerkannt zu werden.

Soll das Leben der Geschlechter miteinander stattfinden sowohl in freier Liebe, als in geschlossener Ehe, oder nur in einer dieser Gestalten?

Orientieren kann man sich einigermaßen zunächst durch einen Blick auf die von untrüglichen Instinkten und nicht von trügerischer Vernunft geleiteten Tiere.

Sie liefern gewisse Beispiele, die selbst für das Cölibat könnten angeführt werden. Die größte Anzahl der Ameisen eines Haufens und der Bienen eines Schwarmes sind wegen Verkümmerung gewisser Teile, von Natur Nonnen. Sehr anders, als die Klosterbewohner der Menschen, lastet die Sorge für tägliches Brot und Leben gerade auf den Ehelosen, während für die Zukunft des Volkes die Gatten zu sorgen haben. Die Mehrzahl der Männchen bei den Bienen (Drohnen) sind gezwungenerweise Mönche, da es der Weibchen so wenige gibt, und ihre Menge dient nur zur Auslese und zur Sicherung der Begegnung für die Weibchen (Königinnen). Sie werden auch, wenn die schöne Jahreszeit mit ihrem Nahrungsreichtum vorüber ist, als unnütze Fresser hinweggeräumt. Ein Apologet des Cölibats könnte, auf dieses von der Natur gelieferte Beispiel sich beziehend, etwa folgendes sagen: Was die tierische Natur nicht anders zu stande bringt, als wie durch physischen Zwang und mechanisches Geschehen, das kann dem Menschen durch geistige Nötigung und sittliche Pflicht zu üben nicht für naturwidrig gelten. Die Zukunft des Menschen ist das überwiegend Wichtige, beim Tier dagegen die tägliche Versorgung. Um sich der Hauptaufgabe ganz hingeben zu können, muß man von den Aufgaben niedrigerer Ordnung frei bleiben. Daher, wenn die Ehelosen unter den Bienen für die Ernährung sorgen, so müssen unter den Menschen die Sorgen für den Geist mit demselben Recht der Beruf der Ehelosen werden können. — Zu entgegnen ist: Die Naturwidrigkeit des Cölibats für

die Menschen kann nicht beurteilt werden nach den Leistungen der Bienen, sondern nach dem Befinden der Menschen. Die Zukunft des Einzelnen kann nicht für wichtiger gelten als die Reproduktion der Menschheit, da ohne dieselbe es mit dem Einzelnen aufhören würde. Eine geträumte Zukunft gilt außerdem nicht gleich den wirklichen Erlebnissen. Auch die Tiere haben Höheres oder ebenso Hohes an der Fortsetzung der Art als an der täglichen Ernährung. Diese wird vergessen, während der Trieb zur Fortpflanzung wirkt. Nicht die Ehelosen unter den Menschen haben in Kunst und Wissenschaft die Verehelichten übertroffen, — sondern umgekehrt. Im Durchschnitt sorgen diejenigen, die sich der Ehelosigkeit weihen, weder geistig noch körperlich besser für die Menschheit als die Gatten. Da sie von der Arbeit der andern oder auf Kosten von deren Nachkommen leben, verdienen sie das Schicksal der Drohnen.

Nicht gut, daß der Mann alleine sei, heißt es im Alten Testament, und der Koran sagt, ohne Weib kann der Mann nicht sein.

Das sind natürliche Stimmen auf religiösem Felde.

Aber die Philosophie läßt oft dieses schwierigste und wichtigste Kapitel des sittlichen Verhaltens beiseite.

Wenn junge Frauen der Gesellschaft von Sünde sprechen, so haben sie gewöhnlich nur die außereheliche Liebe zum Manne im Sinne, und wer nicht das selbstverständlich findet, den halten sie für einen Heuchler oder einen Idioten.

Was ist auf diesem Felde das Moralische?

Vorausgesetzt ist hier die Anerkennung der Thatsache, daß weder die Erkenntnis noch die Kunst die Moral verbürgt, und daß auch die Religionen die Moral nicht machen. Mohammedaner, Juden, Christen, römische Heiden u. s. w. haben Beispiele hoher Moralität geliefert. Die Pietisten haben in Geldgeschäften sich als Spitzbuben zuweilen aufgeführt und sicherer geht man, wenn man Geld leiht jemandem, der seinen Atheismus bekennt. Er weiß, daß dieses eine übelberufene Hypothek ist; bezieht er sich dennoch auf dieselbe, so beweist er, daß er nicht betrügen will, was bei dem frommen Heuchler dahinsteht.

Versuche ich kurz leitende Grundsätze für das Verhalten zum andern Geschlecht niederzuschreiben. Mögen sie zu einer weisen Erziehung und Lebensführung meiner Nachkommen nützen.

Schamhaft und keusch sei die Erziehung der Jugend. Ihre physische Erziehung hat ebenso Verweichlichung wie Ueberreizungen zu meiden.

Regelmäßige und kräftige Beschäftigung, verständige Gymnastik, angestrengtes Sammeln von Naturalien aller Art, Anlegen von Herbarien, Käfer, Schmetterlingssammlungen, Petrefakten u. s. w., — Jagd, Schwimmen, Reiten, Fechtübungen für Knaben unter guter Leitung, führt zu einer gesunden Phantasie. Die letztere wird leicht verdorben durch den Umgang mit fremden Gespielen. Man überwache den Umgang mit der Jugend aus fremden Häusern und gebe ihnen keine Gelegenheit zu solchen Unterhaltungen, die Oeffentlichkeit zu scheuen haben.

Schwieriger ist die Leitung der Phantasie der heranwachsenden Jugend. Verbieten allein macht es nicht. Es muß gesunde Nahrung geschafft werden. Außer der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, glaube ich, daß die Geschichte eine Quelle gesunder Nahrung für die Phantasie werden kann. Von den Dichtungen würde ich die heroischen bevorzugen, — die dramatischen in zweiter Reihe, — die lyrischen sind zum Teil unpassend. Der poetischen Form gebührt der Vorzug vor der prosaischen. Unter den Romanen, wenn man sie nicht gut meiden kann, bevorzuge man die historischen. Gegenüber der Furcht, daß daraus irrige Vorstellungen über die Vergangenheit entstehen könnten, beherzige man das Baconsche Wort, daß die Wahrheit eher aus dem Irrtum hervortaucht als aus der Konfusion; und, füge ich hinzu, als aus der Teilnahmlosigkeit. Die eigentlich klassischen, in gebundener Rede uns überlieferten Schätze soll ja die gebildete Jugend kennen lernen. Der Balte hat es da zu thun mit der germanischen, englischen, französischen, russischen Litteratur, und es müßte bei der Erziehung viel ordentlicher und vollständiger der Jugend auch die griechische und lateinische Poesie vorgeführt werden, — den Mädchen in Uebersetzungen.

Schon früh möge die ziemlich herangereifte Jugend die Wahrheit zu hören bekommen, daß die schönste und höchste Aufgabe jedes Menschen darin besteht, ein glückliches Familienleben zu begründen. Das Leben der Verheirateten hat viel Sorgen, — aber das Leben der Unverheirateten ist verdrießlich und oft verfehlt.

Aber dann soll der reife Mensch auch nicht vergessen, daß die Familienbildung von allen Geschäften, die er jemals übernehmen wird, gewöhnlich das ernsteste und folgenschwerste ist. Wie wenig ist es erschöpft mit den Liebkosungen, zu denen die Natur die Tiere zwingt und die Menschen neigt. Die Liebkosungstriebe werden von den Dichtern gefeiert; das Familienleben ist für den dichterischen Spieltrieb fast zu ernst. Selbst ein Goethe hat oft nur die freie Liebe, nicht

die Ehe poetisch zu gestalten vermocht. Diese große Verschiedenheit sollte der herangereifte Mensch kennen. Dem Verlangen nach Liebkosung kann in der Ehe vollständig genügt werden, aber eine viel ernstere und dauerndere Aufgabe schwebt ihr vor. Einen standesgemäßen Haushalt soll sie in ihrem Lande, in ihrem Staate dauernd erhalten, und Nachkommen erziehen, womöglich in verbesserter Auflage.

Man soll also nicht anders eine Familie zu gründen unternehmen, als auf auskömmlicher Grundlage. Der Mann vor allen Dingen muß zur Ehe nicht schreiten, bevor er erwerbsfähig geworden. Fühlt er, daß er nichts ist als ein Konsument, so muß er sich die höhere Lebensstellung versagen. Aber ich rate, nicht zu ängstlich dabei zu sein. Man soll wagen. Recht produktiv kann aber der Mann nicht sein vor dem 28. Jahre. Aus diesem und so manchem andern Grunde rate ich zu heiraten, nicht vor dem 28., und nicht später als im 36. Jahr.

Anders für Mädchen. Es ist so schwer für ein Mädchen, unter voraussichtlich zuträglichen Verhältnissen sich zu verheiraten, daß sie den Heiratsantrag eines ehrenwerten Mannes nicht leicht ausschlagen darf. Ist der Antrag ernst ausgesprochen, sind die Aussichten auf ein auskömmliches Familienleben nicht zu unwahrscheinlich, ist der Widerwille nicht unüberwindlich, schlage sie zu. Um sich selbst aber eines solchen Antrages würdig zu erhalten, muß sie ein gesittetes Jungfrauenleben geführt haben. Nie darf sie durch unterhaltende Liebeleien sich gebunden haben. Wenn ein Mann ihr etwa gefällt und sich ihr nähert, frage sie sich, ist er frei? — Wenn nicht, so meide sie ihn wie das Feuer. Denkt sie aber auch gar nicht an Heiraten bei harmloser Unterhaltung mit jungen Männern, so beobachte sie genau die Grenzen. Um der Ehe würdig zu bleiben, darf sie keine Liebkosungen oder vertrauliche Liebesgeständnisse provozieren oder dulden. Noch bestimmter muß sie sich vornehmen, für eine unbestimmte Zukunft sich nicht zu binden. Jugendlieben müssen nicht gefangen nehmen. Man soll seine Jugend in Herzensfreiheit und Reinheit genießen; — immer öffentlich, nicht zu zwei, im geheimen. — Glücklich ist es, wenn das junge Mädchen, ein oder zwei Jahre wenigstens, Bälle und was man die Welt nennt, hat besuchen können, ehe sie heiratet. Vor dem 21. Jahre ist das Mädchen eigentlich zu jung zur Ehe. Indes, man muß deshalb eine gute Gelegenheit nicht versäumen.

Die verheiratete Frau mag liebenswürdig sein gegen jedermann, aber ihre ernste Aufgabe soll sie nie darin suchen. Sie ist Herrin im Hause und das ist ihr heilig zu haltender Beruf.

Von einer koketten Frau, die in der Jugend als reizendes Kätzchen nach Männerherzen maust und deren Launen eine unwiderstehliche Grazienmacht ausüben, hat man unrecht, zu fordern, daß sie als Matrone das Gewohntgewordene nicht weitertreibt. Aber, was dem Hündchen erlaubt ist, wird der Kuh verwehrt, und es ist ein Unglück, daß bei dem (menschlichen) Weibe eine rückschreitende Metamorphose oft ihr Analogon hat. Nur wenige Frauen haben ein würdiges Alter und eine verständige Führung bis ans Ende . . .

Wir besuchten Fr. v. * und erheiterten sie, indem wir ihre kleinen Schönheitstriumphe aus Kinderjahren anhörten. Wegen Schönheitstriumphen empfindet das Weib bis in sein höchstes Alter nie Reue; — begehrlich zu sein, nicht begierig, ist ihre natürliche Bestimmung, die nie überwunden wird und nicht soll unterdrückt werden. Der Mann soll wohl begierig sein. Selbstbeherrschung muß die schicklichen Grenzen einhalten. Es ist vergebens, nach kategorischen Imperativen in diesen organischen Beziehungen zu suchen. Lebe so, daß aus deinen Trieben die bestmöglichen Verhältnisse hervorgehen, — das ist die Regel. Geschicklichkeit, Klugheit, Anständigkeit, Neminem laede! das kann gelten. Aber jene Askese, die daraus das Fundament der Moral machen will, ist Schwärmerei und Unnatur.

In Sachen der Liebe sollte das junge Mädchen alles der Mutter anvertrauen, diese vorsichtig lenken.

Die Keuschheit in der Jugend und im höheren Alter ist anständig und naturgemäß, und schließt den angenehmen Verkehr mit Damen nicht aus.

Absolute Keuschheit für das Mädchen, gesundheitliche Keuschheit für den Mann, — eheliche absolute Treue für beide, das wird wohl die richtige Regel für das Leben sein.

Der Trieb zur Fortpflanzung und zur vorbereitenden Liebe ist nicht böse, aber nur der unvernünftige Mißbrauch.

Das normale christliche Familienleben und die Jungfräulichkeit der Mädchen kann die Regel bleiben; — nur sollte man die Ausnahmen mit mehr Nachsicht beurteilen; — zumal der Wegfall der so sehr verurteilten physischen Triebe der Liebe das unterste Fundament entziehen würde, das durch die höhere Gestaltung derselben verdeckt werden soll, aber doch für dieselbe nicht entbehrt werden kann.

Ehe.

Die Hochzeit ist unter den Akten, für welche die Religion die Weihe zu geben hat, der heiterste, doch die Ehe ist ernst wie der Tod, und kein Liebesspiel.

Grotius hat über das Recht der Völker im Krieg und Frieden ein Meisterwerk geschrieben, aber über die Ehe im Kriege und im Frieden fehlt noch das rechte Buch. Ich meine das Verhältnis der Eheleute, wie es sich ausnimmt in Wirklichkeit. An heimlichem Zwiespalt fehlt es oft nicht und eine Art Kriegsrecht, mit List und Kundschafterei kommt zur Geltung. Unvermeidliche Uebel muß man vollziehen, aber der Wille wohl zu thun und zum Frieden zu verhelfen, bleibt. Es scheint wirklich, daß nicht nur in den ersten Jahren der Ehe Schwierigkeiten sich finden, sondern daß sie sich gegen die Wende des Geschlechtslebens nicht selten von neuem einstellen. Es ist, als hätten die Verfehlungen sich angesammelt und veranlaßten nun eine Spannung gegen die, durch vieljährige Dauer verhärtete Solidarität.

In einer unbefriedigenden Ehe gilt es von der Frau: Wenn nicht bald Kinder ihr Herz zwingen, so dürfte es in nicht gar langer Zeit springen.

Eine rechte Ehe ist die dauerndste Quelle des Menschenglücks.

Nicht vielen ist volles Liebesglück beschieden, sowohl unter den Männern als unter den Frauen, — aber außer der Ehe sind viele vollendet elend.

Litteratur.

Es herrscht in der Kunst der Realismus, aber er muß erhebend wirken, — oder, setze ich hinzu, befreien durch typische Bedeutung, nicht bloß durch vergängliche, gemeine Wirklichkeit.

„Die von Kelles“ von Pantenius.

Ich habe gestern zur Nacht den düsteren Roman von Pantenius, „Die von Kelles“, beendigt. Die Schilderung, wie es in einem Lande wird, wenn sich alle Bande lösen, das ist das Thema. Eilert Kruse und Anna Nötken stellen den Idealismus dar, der in der Not der Zeiten zu schwach ist und nur gedrückt bestehen kann, — die naive Rauflust stellt Jürgen Nötken dar, — die starken Charaktere, die nicht brechen und nicht biegen, in allen ihren Leidenschaften, aber doch mit einem edlen liebenden Zuge vermischt, stellen die Thedingsheims dar, — die allmählich bis in den Verrat gedrängten Opportunisten, das zeigt der Stiftsarzt Kruse und andre, — die zügellose und kalt berechnete Bosheit der eingewanderten Glücksreiter, stellen Franz Bonnius und die verlaufenen Landsknechte dar, — die gutherzige Buhlerin ist in Ursula gezeichnet. Es ist zu wenig' Erfreuliches in dem Buche für den großen Absatz. Es ist mit patriotischem Herzblut geschrieben. Da ist eine Tragik, wie in den Nibelungen. Aber Franz Bonnius, der Rachegeist, ist keine edle Kriemhild, und seine Kämpfe sind die des Räubers.

Rumänische Volkspoesie.

Carmen Sylva hat mir die „Lieder aus dem Dimbowitzathal“ zugesandt. Merkwürdig ist an diesen Liedern, daß sie ohne Gott und ohne ewiges Einzelleben sind. Sie sollen uralt sein und das ist mir sonst bei uralten Poesien nicht vorgekommen.

Macaulay.

Gestern beendigte ich die Lektüre des dritten Bandes der Biographie Macaulays von Trevelyan. Macaulay ist durch und durch Engländer und Redekünstler. Seine Studien haben die praktische Aufgabe, sich und andre zu vergnügen, in edler Weise. Wenn Niebuhr den Beweis führt, daß Livius die älteste Geschichte Roms nationalen Gesängen muß entnommen haben, und sich damit begnügt, die schönen Königsgeschichten aus der Geschichte in die Sagenwelt zu versetzen, so

wird diese Erkenntnis für Macaulay Anlaß, die römischen Gesänge zu erfinden, und seine Landsleute in Entzücken zu versetzen. — Macaulay schreibt, was die Zeitgenossen in Masse lesen, und mit Begeisterung ohne Mühe lesen können. Die deutsche Gelehrsamkeit will das System des menschlichen Wissens fördern, und kehrt sich nicht an die Nachfrage. Lessing, glaube ich, sagt irgendwo: „wird ein Buch sogleich beim Erscheinen verschlungen, muß es nur gebracht haben, was sich eigentlich nicht verlohnte zu bringen." Es war schon alles da in den Menschen. Aber Macaulay, trotz seines ausgedehnten und gründlichen Wissens, hält nichts von der einsamen Wissenschaft. Er will ein Volkshistoriker in der Art Homers sein. Er will bezaubern und durch schönselige Empfindungen veredeln. Das ist ihm gelungen mit allen seinen Schriften. Ihm ist die historische Wissenschaft nur die Ausrüstung, deren er bedarf, zu seiner hinreißenden Kunst.

Wolffs Tannhäuser.

Mit Genuß habe ich mir den Tannhäuser von Julius Wolff vorlesen lassen. Es ist ein Meisterwerk, das an Ausgeglichenheit der Sprache und Komposition die Scheffelschen poetischen Erzählungen hinter sich läßt. Die Zauber- und Hexenwirtschaft mutet Wolff den Zeitgenossen nicht mehr in der Realität zu. Er benutzt sie nur als aufregende Phantasmen und Hallucinationen für die Menschen des 12. Jahrhunderts. Schön hat er aus den Nibelungen Volker den Fiedler als einen Typus benutzt. Die antiklerikale Tendenz des Dichters wird nirgends verleugnet, tritt aber niemals störend dazwischen.

Leo Tolstois: Worin besteht mein Glaube?

„Worin besteht mein Glaube? von Leo Tolstoi, aus dem russischen Manuskript übersetzt von Sophie Behr;" merkwürdiges Buch! Die Kritik der offiziellen orthodoxen Katechismen u. s. w. (S. 237 f.) der russisch-griechischen Kirche, die sich daran knüpft, ist vernichtend. Es könnte daran ein allgemeiner Abfall sich gründen. Aber das anscheinend Wahre, das Leben schaffen und nicht bloß dem Falschen wehren soll, ist auf einen Wahn gegründet, der sich nicht eignet, allgemein geteilt zu werden, wenn auch wohl sektiresierend zu wirken. Es wird die Vorstellung zu Grunde gelegt, als würde das Reich Gottes auf Erden thatsächlich eintreten, sobald man Ernst machte mit dem (vierten Gebot nach Tolstoi) „Du sollst nicht widerstehen dem Uebel." — Daß der Böse, sobald er keinen Widerstand finden würde, gut werden wird, — das kann nur derjenige hoffen, der die Erfahrung

in Verzückung aus den Augen verliert, — der Grundsatz ist ganz ungeeignet, die menschlichen Verhältnisse zu den bestmöglichen auf Erden zu machen. Soll doch jeder in sich dem Bösen mit allen Kräften widerstehen, — und dieselbe Maxime sollte auf andre übertragen schlecht sein! Dann eben wäre sie kein unbedingtes Gesetz.

A. sagte von Tolstois Buche, — es sei der Unsinn eines Wahnsinnigen. Ich bemerkte dagegen, es sei die fleißige Arbeit eines Irrenden, der aber in allem Ernst nach der Wahrheit des Christentums ringt.

Stanley.

Henry Stanley im dunkelsten Afrika, Rettung von Emin Pascha, zwei Bände — gestern beendigt. So wichtig die geographischen Resultate sind, das Hauptinteresse liegt doch für den Leser in den menschlichen Geschicken und Charakteren, die zur Darstellung kommen. Es ist weniger eine Entdeckungsreise, als ein kriegerischer Zug. Daher ist das Werk ein politisches, mehr als ein beschreibendes. Vergleichen läßt es sich mit der Anabasis des Xenophon. Stanley erscheint sich selbst wie Moses, der sein Volk aus Aegypten führte. Auch darin ist er ein Moses, daß er mit hartnäckiger Klugheit sein Volk beherrscht, und die Prüfungen von Krankheit, Hunger und Feindseligkeit wunderbar trägt und überwindet, — aber auch darin, daß der Ungehorsam und Abfall droht, sobald er den Rücken wendet. . . . . . Stanley geht aus der ganzen Unternehmung hervor, als ein großartiger, heldenhafter Heerführer.

Tschernyschewsky.

Tschernyschewsky ist der langweiligste Romanschriftsteller, und doch hat er Schule gemacht. Ist der Fanatiker nicht in der Regel gefährlich und langweilig zugleich?

African Farm of Ralph Iron (Olive Shriner).

Die Fürstin S. hat mir Bemerkungen geschrieben über eine kleine, aber tiefsinnige Novelle: Story of an African Farm by Ralph Iron (Olive Shriner). Vorläufig scheint mir an dem Buche merkwürdig der übersinnliche Trieb ohne übersinnlichen Glauben, die ganze Tendenz ist ein sublimierter Realismus; alle Leidenschaften, die da vorkommen, sind eigentlich ohne Lüsternheit. Der Tod kommt

in dem Buche vor immer als ein milder Freund, und von den selten fehlenden physischen Martern ist abgesehen. In dieser Beziehung ist der Autor nicht realistisch und vielleicht jugendlich.

Rembrandt als Erzieher.

Rembrandt als Erzieher, 25. Auflage, hat der anonyme Verfasser durch seinen Verleger mir zugeschickt, insofern mit Erfolg, als ich sonst an den ersten Seiten genug gehabt hätte. Jetzt lese ich es durch, um zu erfahren, was den Erfolg des Werkes erklären kann. Der Abschnitt „Deutsche Kunst" bis S. 57 hat es mir nicht verständlich gemacht. Urteile der Willkür folgen darin zwar aufeinander, aber nicht auseinander, zu Ende ohne Schluß. Ist unter das deutsche Publikum ein Bedürfnis verbreitet nach Spielereien, in langweiliger Maske? Vielleicht findet sich weiter etwas zur Beantwortung meiner Frage.

Die Fragen, womit obiges abschließt, habe ich dahin beantwortet, daß das Buch des Herrn Bewer: „Rembrandt als Erzieher" ein Narrenbuch ist. Nicht der Autor ist der Narr, aber wohl die davon 25 Auflagen kauften und sogar durchlasen. Ich habe aber das Buch auf Anordnung des Autors von der Verlagsbuchhandlung zugeschickt erhalten, und habe somit das Buch nicht gekauft und nur zur Hälfte gelesen. Also habe ich mich nur ein Viertel so viel als andre zum Narren halten lassen.

Aberglaube.

Versuchen will ich eine Definition des Aberglaubens zu geben, so wie ich ihn auffasse. Wunderglaube, Aberglaube, Zauberglaube sind für mich Arten einer Gattung. Diese Gattung könnte man Ueberglaube nennen. Es ist der Glaube an sinnliche Vorgänge, deren nächste Ursachen die menschliche Fassungskraft übersteigen. Wenn diese unbegreifliche nächste Ursache der Eingriff eines guten Gottes ist, so gibt es die erste Art: das Wunder. Ist es eine böse dämonische Macht, so kommt die zweite Art zu stande: der Zauberglaube.

Wo endlich nur ein blindes, der Sinnlichkeit immanentes Fatum vorausgesetzt wird, in einer das individuelle Interesse des

Menschen bedingenden Weise, da kommt es (sens strict) zu dem Aberglauben. — Aber- und Zauberglaube werden jedoch oft zusammengeworfen.

Was nun die Gegenmittel anbetrifft, so wird es immer schwierig bleiben, wenn man nicht die Gattung vertilgt, die Bildung der drei Arten ganz zu behindern. Bis zu einem gewissen Grade ist es aber doch gelungen, die schwächere Art durch Wucherung der stärkeren zu verdrängen. Die Hebräer haben z. B. viel weniger Zauber- und Aberglauben gehabt, als die Hellenen. Die Kirche hat gegen den Aberglauben geeifert, und nicht ohne Erfolg in Europa, — und wenn der Mosaismus im Vortheil geblieben, so hat dazu der exklusive Monotheismus beigetragen. Die Unmöglichkeit des ganzen Genus geht nach meiner Definition daraus hervor, daß unbegreifliche nächste Ursachen weder sinnlich, noch durch den Verstand wahrnehmbar sein können. Man hat also nur die Abwesenheit begreiflicher Ursachen konstatiert und per contumaciam auf unbegreifliche geschlossen. Warum sind Glücksspieler, Kriegsmänner, Jäger, Seefahrer und die von der Witterung abhängigen Landwirte dem Aberglauben so zugänglich? Weil ihnen Glück und Unglück von Wechselfällen abhängt, deren unabsehbare Kausalreihen mit ihren Kreuzungen in ihrem Gemüt unabläſſig quälerisch gesucht werden; es ist da ein vacuum, das mit Aberglauben gefüllt wird, wegen einer Art horror vacui. Die menschliche Unwissenheit, so natürlich sie ist, verletzt den menschlichen Dünkel so sehr, daß man lieber das Uebernatürliche glaubt. Würde das Unbegreifliche wirklich wahrnehmbar werden, also in die menschliche Fassungskraft positiv gerückt werden, — so hörte es auf, so transscendent zu sein, wie ein Wunder es erfordert. Ist durch solche Erkenntnis die Macht des Aberglaubens nicht zu besiegen, selbst in den Köpfen sehr gebildeter, scharfer Denker, so erkläre ich es mir durch die Ruhe mit der im Individuum Widersprüche unausgeglichen neben einander wohnen, unterstützt oft durch die Einseitigkeit der Bildung, wie es z. B. abergläubische Mathematiker gibt. Wenn aber dennoch der Aberglaube im allgemeinen in Europa abgenommen hat, so schreibe ich es den modernen Erfindungen zu. Sie leisteten Größeres als die Wunder und ihre beliebige Wiederholbarkeit für jedermann zerstörte den Nimbus der unbedeutenderen Vorgänge, für die man früher übernatürliche Ursachen annahm. Der Telegraph z. B. wirkt durch größere Räume, als die Swedenborgsche Hellseherei u. s. w. — Dem sittlichen Gebot: „Du sollst nicht abergläubisch sein", — lege ich nur einen bedingten Wert bei. Warum soll ich es nicht sein? Die Kirche

kann antworten: „Aus Gottesfurcht und Wunderglaube", und etwas wirkt das. Auch der Deist kann sagen, daß der Aberglaube der Gottesordnung widerspricht und insofern für das Gebot eine Unterlage findet. Der Naturforscher antwortet, der Aberglaube widerspricht den durch tausendfältige und stets wiederholbare Erfahrungen nachgewiesenen Gesetzen der Sinnenwelt. Der Philosoph endlich weist nach, daß er einen Widerspruch in sich enthält, ein unwahrnehmbares Wahrgenommenes, nach meiner Definition. Zum Schluß noch: meine Freunde B. glauben, wenn ihnen ein Schwein begegnet, das bedeute ein Unglück für sie. Ein Bedürfnis liegt zu Grunde, die Vorgänge mehr zu motivieren, als man es kann; diesem Bedürfnis entsprechend entwickelt sich oft spielende Einbildungskraft.

Verschiedenes.

Metaphysik.

Was Sie von L. und den metaphysischen Philosophen im allgemeinen sagen, daß man an ihren Produktionen zu kauen hat, als ob es altes Kuhfleisch wäre, hat mich vergnügt, weil eben viel Wahres daran. Aristoteles, der oft genannte und so wenig gelesene, ist der großartigste Lederfabrikant*) und noch immer ist sein Vorrat ausreichend, daß mancher Jüngling ein Paar neue Schuhe sich daraus schneidet. Metaphysik wird wohl, ebenso wie Schuhe, immer mit Leder gemacht werden müssen, da es selbst dem Plato (s. Parmenides u. a.) nicht anders hat gelingen wollen.

Verschiedene Geistesanlagen.

Mir war die Geschichte stets ein viel zu flüssiges Element; — ich begreife nicht, wie man sein Leben lang darauf herumzuschwimmen sich entschließen kann. Wo der feste Boden der wiederholbaren Erfahrung oder der unabänderlichen Denkgesetze fehlt, fängt für mich praktisch das Abenteuer, ideell der Roman an. Andre Geister scheinen wieder so organisiert, daß, wo sie auf das Unabänderliche stoßen, die Langeweile für sie anfängt, — sie bedürfen als Grundlage der beweglichen Empfindung.

*) Aus einem Brief an Dr. Seydlitz.

Wird uns die Außenwelt ganz einerlei, dann geht es mit dem inneren Denken auf die Länge abwärts von den gesunden Bahnen, auf die der Mensch angewiesen ist, wenn er auch sich darüber zu erheben meint.

Charakteristik.

Bismarck hat einst Lasker mit zwei Worten unübertrefflich charakterisiert; er nannte ihn einen ciceronisierenden Cato, — und wurde, meine ich, damit gerecht der Tugend, sowie der überfließenden und von Kenntnissen strotzenden Redegabe des Mannes der Opposition.

Bismarck, der größte Titan der Staatsmänner und des Opportunismus!

Umgekehrt.

Die Fürstin S. erzählte mir, wie der alte Dichter Fürst Wjasemskij bis ans Ende der Verliebte gegenüber der Kaiserin war und vor Liebe verrückt wurde. Umgekehrt, denke ich, die Verrücktheit machte ihn, den ehrwürdigen Dichtergreis, verliebt.

Moralität.

Wenn Moralität in der menschlichen Gesellschaft soll gefördert werden, ist der Intellektualismus etwa gefährlich? Gewiß ist das Bewußtsein des Menschen zu enge, um gleichzeitig mit einer Aufgabe für den Scharfsinn und einem Rührungsgefühl erfüllt zu sein. Will man seiner Thränen Herr werden, sei es bei einem Schauspiel oder bei wirklichen Erlebnissen, versuche man nur an sich einen mathematischen Beweis oder die Ermittelung unterscheidender Charaktere organischer Wesen, oder man vergegenwärtige sich, wo etwa die Schädelknochen ihre Nähte haben, wo Zwerchfell und Eingeweide im Rumpfe liegen u. s. w. — es wird sogleich das Gefühl gehemmt und verdrängt sein, das die Rührung bis zu Thränen hervorbrachte. Es verdrängt daher die Sittlichkeit aus Einsicht diejenige aus Neigung, — Liebe und Religion mit erhebenden und schmelzenden Empfindungen sind aber Affekte und keine Einsichten. Man soll zugeben, daß der fortschreitende Intellektualismus bei den Menschen die Religiosität und die Gemütlichkeit einengt und mehr und mehr zurückdrängt. Was folgt aber daraus für die Moralität? Die Zeiten der religiösen Erregungen heftigster Art waren nicht gerade Zeiten hoher Sittlichkeit. Indes um sich den Zusammenhang klarer zu machen: denke man sich

eine Flasche berauschenden Inhalts und dazu einen Menschen mit einem gewissen Hange, die Flasche zu leeren. Gott hat es verboten, könnte der Mohammedaner sagen und sich enthalten. Aber mit der Autorität kann man auf Auskunftsmittel sinnen. Eigentlich ist ja nur Naturwein verboten, aber Bier, Branntwein, Champagner, — das läßt sich bezweifeln. Ferner ist es ja möglich, seine Uebertretungen zu verbüßen und wegen der Menschenschwäche unmöglich, keine Uebertretungen zu begehen. Daraus folgt, seine Triebe walten zu lassen und hinterher es gut zu machen; nur so kommt es zu einem lebendigen Gefühl der Gnade Gottes, das der stoischen Sittlichkeit unbekannt ist. In der Praxis ist niemand durch Religion von der Trunksucht befreit worden. Wenn aber die Einsicht lehrt und die Erfahrung es hart zu fühlen gibt, wie verderblich für die Gesundheit das Trinken ist, — entsteht aus Klugheit, nicht aus Moralität zuweilen Zurückhaltung, — und aus diesem erst hypothetischen Imperativ kann der kategorische sich entwickeln. Die Bekämpfung der Völlerei durch Einsicht scheint aussichtsvoller als durch Religiosität. — Läßt sich aber das nicht auf die meisten Versuchungen durch sinnliche Triebe übertragen? [Die Moralität aus Vernunft ist die sichere, ist die fortschrittliche.

Verstand und Empfindung.

Die Umstände machen die Ereignisse erfreulich oder betrübend, und es ist gewiß wahr, daß sie in allen Abstufungen mildern und verschärfen können. Aber die Empfänglichkeit unseres Empfindens ist der andre Faktor. Ihn ganz in unsrer Gewalt zu haben, ist eine zu unnatürliche Forderung, um schön zu sein. Aber sobald wir die Thätigkeit des Verstandes oder der äußerlichen Verrichtungen anspannen, leiten wir von den Empfindungen unsrer Seele ab. Es legt sich der Wellenschlag unsrer Gefühle.

Das Mädchen aus der Fremde.

Nach meiner Auslegung ist „das Mädchen aus der Fremde“ die Trägerin des fröhlichen Herzens.

Heiterkeit.

Ihr Brief bringt einen warmen Zug in meine winterlichen Empfindungen. Denn köstlich und sehr angebracht ist Ihr Humor.

Der Humor befreit und ist dem Menschen gut noch auf dem Schafott. Der ernsten Gesinnung und Besinnung braucht er keinen Abbruch zu thun.

Die cheerfulness, wie die Engländer sagen, — das fröhliche Herz läßt sich nicht anvernünfteln. Wir haben es zuweilen auferstehen gefühlt, wenn wir zusammen gewesen sind.

Die Herzensfröhlichkeit erhält sich, wie Sie sagen, am besten durch die Dankbarkeit gegen Gott.

Man soll, denke ich, die Heiterkeit herbeinötigen bis zum äußersten; — das ist nicht Frivolität, sondern Pflicht, uns den Kopf freier zu wahren und Gott vielleicht richtiger im Herzen zu behalten, als wenn man sich in Trübsinn gehen läßt.

Mein Freund Baron Bernhard Uexküll hat in seiner langjährigen Blindheit und ohne stehen und gehen zu können, von vielfachen Schmerzen oft ergriffen, in seiner Lebensordnung viel Weisheit bewiesen. Er hat sein Leben andern nützlich und sich erträglich, ja bisweilen ergötzlich zu machen gewußt durch einen weitherzigen Gebrauch seines Reichtums; — nicht kapitalisierend, aber fruktifizierend! und in beständiger Pflege der Verstandesthätigkeit.

Charlatanismus.

Dr. Mackenzie ist ein Meister gewesen, bis ans Ende zu täuschen, — und für diese Kunst sich hoch bezahlen zu lassen.

Sonst beantwortete ich mir die Frage, welches die Gebiete des Charlatanismus in vorzüglichstem Grade sind, mit den drei folgenden Gewerben: Religion, Medizin, Pädagogik. Das bedarf einer Ergänzung. Das Gewerbe, vermittelst simulierter Weisheit sich und andre zu beschwichtigen, in Sicherheit zu wiegen u. s. w., ist der Charlatanismus. Es ist eine Kunst, auf Kosten andrer zu leben, die man bethört. Vor allen Dingen gehört die Diplomatie in die Reihe dieser Künste. Glücklich machen ist oft der Vorwand. Einem Armen einzubilden, daß er reich ist, und ihm von dem Seinigen dafür zu nehmen, wird niemand für edel halten und für klug. Es ist eine genaue Kenntnis seines Vermögensstandes die einzige richtige Grundlage gesunder Vermögenswirtschaft. Was von dem Gelde gilt, wird von höheren Gütern nicht minder gelten. Die Menschen zur Selbsterkenntnis ihrer Unwissenheit anzuleiten, das war die sittliche Handlung eines Sokrates. Denn nur auf dieser Grundlage kann bleibende Wahrheit erworben werden. Die Scheinkenntnisse, von denen die Priester, Doktoren,

Diplomaten und Pädagogen leben, sie halten die Menschen in Unwissenheit, — mit süßer Bethörung oder mit grimmiger Verfolgung und Drohung.

In das gesinnungstüchtige Betrugsverfahren lebt sich der schwache Mensch so schnell hinein, daß er nicht mehr weiß, ob er bloß die andern oder auch sich selbst betrügt.

Ein guter Diplomat ist wie ein zugerittenes Pferd, das mit derselben Grazie rückwärts schreitet als vorwärts. Gortschakoff wird sich als Minister in der reculade zeigen müssen, um den Frieden zu schaffen....

Lüge.

Die Lüge sollte bei Kindern durch Vermeiden aller Gelegenheit dazu und durch Nichtbeachtung eingedämmt werden, — nicht durch offene und häufige Vermahnung. Die Selbstachtung muß geschont, geweckt werden. Die Voraussetzung muß durchblicken, daß die Selbsterniedrigung in der Lüge zu groß ist.

Der Lügengeist ist unermüdlicher als der Eifer, seine Erfindungen zurecht zu stellen. Die Wahrheit geht nicht verloren, daher ihre Ruhe und Verdrängung aus dem Tagesgetriebe.

Lügen gibt das Wort, und somit die Vernunft des Lügners der Verachtung preis, — Schamgefühl: moralische Blödigkeit, wenn man dabei ertappt wird. Aber auch da macht der Wille den Unterschied. Eine vergnügliche Dichtung und alles, was sich nicht mit dem Anspruch auf Wahrheit produziert, ist anders. Wohnt der Poesie böser Wille bei, so ist sie gewiß unsittlich, aber von der eigentlichen Lüge unterschieden.

Man kann vielleicht in gewissen Fällen hart sein, weil man die Weichheit seines eigenen Herzens zu sehr fürchtet, — wie man vielleicht auch weich sein kann, um der sich regenden Härte des Herzens zu steuern.

Bescheidenheit.

Die Scheu in seiner Eigenliebe, in seinem Ehrgeiz verletzt zu werden, verleiht eine scheinbare Bescheidenheit, in deren Schatten der Hochmut erst recht gedeihen kann. Wirkliche Leistung macht in der Regel bescheiden, aber geplante Leistung, aus der nur wenig geworden ist, bläht auf. Der rechte Bramarbas gedeiht mehr im Frieden, als im Kriege. Die Offiziere, die Sewastopol verteidigt hatten, — die deutschen Offiziere nach 1870 waren ernst und bescheiden geworden. Die öffentliche Schule macht bescheiden, — wenn sie richtig geleitet ist. Die Wahrhaftigkeit macht bescheiden.

Ignoranz.

Zieht die Ignoranz harmlos auf den Pfaden der Finsternis umher, mag man sie nicht wider Willen beleuchten. Anders, wenn sie sich anmaßt, für andre die Vorsehung zu spielen.

Verstand.

Verstand kann freilich auch unweise machen, sobald er nur darauf bedacht ist, sich und andre mit kleinen und großen Bosheiten zu überraschen.

Einigen kann es gegeben sein, mit Schlauheit durch die Welt zu kommen. Ist man aber zu wenig dazu beanlagt, dann sollte man sich vornehmen, nie anders als redlich zu sein, was aus andern Gründen ohnehin sich empfiehlt.

Unverstand.

Dem Menschen wird oft tierischer Unverstand zugeschrieben und er hat doch an dem menschlichen Unverstande genug zu tragen!

Trunksucht.

Trunksucht durch Vernunft zu hemmen, ist schwierig, — da muß das Volk gebildet sein, wie erst nach tausend Jahren vielleicht! — Mit unvernünftigen Offenbarungen hat der lüsterne Kriegsheld Mohammed es wirksamer durchgesetzt!

Unvermeidlich.

Seinem Geschick kann man nicht entrinnen, — so heißt es, — leider auch nicht *seinem Ungeschick*.

Die Unklarheit wird von der Klarheit verletzt, wenn die Unklarheit für die vage Hoffnung auf Erfüllung von Wünschen eine schützende Hülle bildet.

Unklarheit.

Es gibt Menschen, wie die zugeschraubten Flaschen von Selterswasser oder Limonade gazeuse, die man Siphon nennt. Drückt man daran, so zischt immer dasselbe heraus. Hinein bringen aber kann man nichts, es sei denn, man nimmt die Flaschen auseinander.

Vernagelt.

Man findet die Sorte von Menschen die an Betrachtungen Gefallen finden, doch nicht viel.

Denkscheu.

Motley gehörte zu den Naturen, die eine Begabung in sich mit Grund verspüren der gerecht zu werden ihnen nicht immer gelingt und das macht blöde, wie ich mir vorstelle.

Befangenheit.

Den Menschen wird es schwer, ihr Unrecht einzugestehen, besonders aber in dem Falle, wo eine anderswo herrührende Gegensätzlichkeit persönlicher Art hinzukommt.

Rechthaberei.

Kurios ist die medizinische Kontroverse über den Kommabazillus. Pettenkofer macht sich anheischig, nicht nur den Kommabazillus in beliebiger Menge zu verspeisen, sondern auch einen Magenkatarrh zu besserer Rezeptivität sich vorher anzulegen. Das erinnert an den Sängerkrieg auf der Wartburg. Der Ueberwundene setzt das Leben ein.

Wettkampf.

Die Abnahme in der Disposition liebevoll teilzunehmen an den Empfindungen und Bestrebungen unsrer Mitmenschen, ist mir bemerklich. Ob das Bedürfnis, durch gemütliche Teilnahme andrer die eigenen Bestrebungen begleitet und gehoben zu wissen, in gleichem Maße zurückgetreten ist? — Wo aber liegen die Ursachen zu solchen Gesinnungsänderungen? Sind es Dampf und Elektrizität, welche die Fäden des Verkehrs so lang und verzweigt gemacht haben, daß sie für den nächsten Verkehr dünner geworden sind? —

Intensiv und extensiv.

Lieblosigkeit.

Es gibt eine Zeit des Hasses, wie es eine Zeit der Liebe gibt; — zwischen eigenwilligen, der Vernunft unzugänglichen Menschen gibt es kaum ein Mittel dagegen.

Die jetzt hierarchisch verfinsterte, einst so liebenswürdige Gräfin L. hat alle körperliche und geistige Freiheit verloren und die Empfindungen, die sich in der Gebundenheit aufbäumen, können meist nur das Gewand der Entrüstung an sich tragen. Traurig, aber unabänderlich. Wer nicht nach der Wahrheit ringt, sondern nur nach der eigenen Seligkeit, verirrt sich um so gründlicher, je größer seine Kraft, je heftiger sein Verlangen ist. Eine stumpfe phlegmatische Natur dagegen bleibt in den Vorstufen des Irrtums, gleichsam am Rande des Sumpfes stecken, und fristet dort ein erträgliches Dasein.

Teilnahme.

Der Reiche findet mehr Teilnahme als der Arme; er hat mehr verloren und hat ausgebreitetere Bekanntschaft.

Altern und Vereinsamung.

Aelter werden, das ist nur dann ein Unglück, wenn man es nicht versteht, oder zu sehr verarmt an Mitteln des geistigen Lebens, Beziehungen der Liebe oder Vorlagen zur Arbeit.

Manche Beobachtung bestätigt meine Vorstellung, daß man ruckweise altert.

Entstehen große dauernde Lücken im Dasein, so bedürfen wir täglicher Pflichten, die uns auf festen Stegen weiter drängen und uns die Zeit nicht lassen, viel stille zu stehen und ins Leere zu starren.

Mehr und mehr überkommt mich geistige Indolenz. Es ist die Folge nicht bloß des Alters, sondern der geistigen Vereinsamung. . . . Ich komme nicht mehr zusammen mit irgend einer arbeitenden Persönlichkeit auf dem Felde der Gedanken.

Es ist ein hohes Glück, an demselben Wissenszweige bis in ein vorgerücktes Alter fortarbeiten zu können, dem man sich in jüngeren Jahren aus Neigung und berufsmäßig gewidmet hat.

Die intellektuellen Hilfsquellen versagen leider viel zu früh bei den meisten Frauen und Männern, und ohne dieselben ist das Greisenalter schwerer, als es nötig wäre. Von Euthanasie ist viel die Rede gewesen, trotz der spöttischen Bemerkung Montaignes, daß es kaum nötig wäre, sich auf das Sterben vorzubereiten, da es bis jetzt jedem gelungen wäre. Von der Eugerousie ist aber jedenfalls mehr zu halten. Ich meine, daß man sich die Rezeptivität, durch Teilnahme an den Fortschritten des menschlichen Wissens und Verrichtens und an den Schöpfungen der Kunst, nach Umständen möglichst zu erhalten suchen muß. Die Produktivität mag dann im Alter immerhin zurücktreten.

Glücklich ist es, wenn man im 40. Jahre etwa in die sonnige Wärme und kunstsinnige Schönheit Italiens sich tauchen kann. Ich habe wenigstens das Gefühl, daß in der Nähe des 60. Lebensjahres ein Aufenthalt in Italien mir das nicht wiedergeben könnte, was ich für diese Welt verloren habe; die reine Freude an dem schönen Dasein, ohne weitere Bedürftigkeit, strahlt nicht aus dem Auge des höheren Alters; die einen werden zu ernst, zu sehr von Problemen und Geschäften benommen, andre zu stumpf.

Die alten Tage sind einsam, aber wenn die Gesundheit nicht fehlt, die mildesten des Lebens.

Wohl mag es richtig sein, daß man die Metaphysik in produktiver Weise nur im kräftigsten Mannesalter treiben kann. Sollte es aber nicht auch daran liegen, daß sich das umsichtigere Alter meist eingesteht, daß es zu einer ganz einheitlichen, systematischen Weltanschauung gar nicht die Mittel besitzt, wie man es in den (jugendlicheren) Jahren des Schaffens und Drängens sich erst als unentbehrlich und notwendig vorgestellt, und dann als vorhanden eingeredet hat. Die irrationalen Größen und die unvermittelten Gegensätze —

ja mit Worten wurden sie umrankt und umhüllt —, aber es tritt mit der Zeit zu Tage, was künstlich zusammengekittetes Stückwerk daran ist.

Barrande.

Gestern meldete die Allg. Zeitung den Tod des Geognosten Barrande im 85. Jahre. Er hat in der Wissenschaft durch sein Riesenwerk über die silurischen Versteinerungen Böhmens sich ein Denkmal erster Größe geschaffen. Er ist Lehrer und später Privatsekretär des Grafen Chambord gewesen, treu und gewissenhaft, exakt und nachhaltig. Alle wissenschaftlichen Freunde, Meister und Bekannte, so scheint es mir, sind vor mir dahin gegangen. Ein mir fremdes Geschlecht ist auf allen Gebieten herangewachsen.

Professor Grisebach.

Die Post brachte die Nachricht von dem Tode meines alten Freundes, Aug. Grisebach, des großen Botanikers und Verfassers der Vegetation der Erde! Meine Zeitgenossen, die meine wissenschaftlichen Jugendbestrebungen gekannt und meine Mannesarbeit geteilt haben, sind nun fast alle heimgegangen. In konservativen Jahrhunderten mag der Zurückbleibende sich weniger geistig isoliert fühlen. In unsrer mehr und mehr von Dampf und Elektrizität radikal veränderten Zeit ist der Unterschied zwischen den Vätern und Söhnen der Geistesrichtung nach wahrscheinlich größer, als in gewöhnlichen Zeiten, — und der Nachwuchs kennt die Ideale nicht, für die wir schwärmten.

Grisebach war eine feine geschmackvolle Natur; ein richtiger Priester der scientia amabilis.

Professor Fechner, gestorben 1887 in Leipzig.

Also auch der alte Fechner ist hin! es ist mir lieb, daß ich ihn im Jahre 1873 bei Professor Strümpell als meinen Tischnachbar kennen gelernt habe. Er war so edel liebenswürdig, und schwer mag es sein, von diesem eigentümlichen Geist ein genügendes Charakterbild zu geben. —

Wissenschaft.

So lange man wissenschaftlich arbeitet, hat man doch ein ganzes Stück Menschheit zu dessen Vorrat man einen kleinen Beitrag liefern kann, vor sich.

Geistlose Menschen können zünftig schreiben, gut für die Wissenschaft, — aber populär, das vermögen sie nicht.

Die richtige Art von Gemeinschaft, die in der Wirksamkeit für die Aufgaben der Gegenwart im Hinblick auf die Zukunft besteht, gibt auch dem Einzelleben Gehalt, mehr als die raffiniertesten flüchtigen Genüsse, oder sterile, wenn auch rührende Entsagung.

Gemeinschaft.

Die verschiedenen Anregungen zu öffentlichen Vorträgen sind vielleicht auf die Männer der Wissenschaft von nicht geringerem Einfluß als auf die Massen. Agassiz z. B. hätte sich, ohne diesen Einfluß in Nordamerika sehr reichlich zu erfahren, nie an die Beschränkung und Klarheit gewöhnt, zu der er gelangt ist.

Einfluß der Oeffentlichkeit.

Man spricht von den unzähligen Vereinsversammlungen in Deutschland. So wenig ich für meine Person mich noch versammeln möchte, so erkenne ich doch darin einen großen Fortschritt der jüngeren Zeit. Die wachsende Gemeinschaft unter den Menschen habe ich oft für die praktische Aufgabe der Menschheit in der Geschichte angesehen, darin kommen sie vorwärts. Ob sie besser oder glücklicher werden, ist nicht so klar.

Vereinswesen.

In Berlin tagt ein Telegraphenkongreß. Einheitliche, billige Zahlung in Europa, das ist das Große, das Generalpostmeister Stephan wieder durchgesetzt hat. Ist die Steigerung der Gemeinschaft unter den Menschen, die eigentliche Aufgabe der Menschheit, so hat darum Generalpostmeister Stephan sich verdient gemacht wie kein andrer. Heiligsprechung verdient er über alle Mitmenschen.

Verdienste Stephans.

Unsre Wohlthätigkeit findet ein schönes Feld unter dem Zeichen des Roten Kreuzes. Das ist wohl ein schöner Fortschritt! Das Prinzip der Hilfe für die Leidenden, ohne Ansehen von Religion und Nationalität, ist wohl nie in früherer Zeit so allgemein proklamiert worden.

Das Rote Kreuz.

Die Gesellschaft des Roten Kreuzes ist ein idealer Keimling. ... Wie Tacitus von den ersten Christen, damaligen Juden, sagte, das erste für sie sei, das Vaterland abzulegen, so muß es auch die Gesellschaft des Roten Kreuzes. ... Die Spitäler und Ambulanzen desselben müssen wirklich international sein, ohne Vorliebe den Ver-

wundeten und Kranken aller Nationen dienen, ein wissenschaftlich-medizinischer Orden müßte es werden, zu dem der Beitritt durch Gelübde erfolgte.

Opportunismus.

Der utilitarische Opportunismus kann schwerlich bei einer Mehrzahl denselben Inhalt haben. Was dem einen vorteilhaft scheint, oder in seinem Gesichtskreis opportun, muß wegen des Individualismus von Interesse und Horizont einem andern anders erscheinen.

Autorität.

Was die Menschen bedürfen, ist nicht sowohl die Freiheit ihres widerspruchsvollen Beliebens, als eine entscheidende, von aller eigenen Neigung freie und klar verständliche Autorität.

Menschenwürde.

Gelesen von Blum: Joh. Jakob Sievers. Da wird über das Auftreten des gewesenen Günstlings der Kaiserin Katharina II., des Grafen Gregor Orloff, berichtet. Um diesen noch immer mächtigen, asiatisch verschwenderischen Mann, drängte man sich in Höflingskünsten. Er besaß das Rittergut Lode. Man erschien bei ihm in Lodischer Bauerntracht und setzte sich zur Tafel nach den Buchstaben, die man auf der Brust trug, so daß Gregor Orloff zusammengestellt zu lesen war. Er beschenkte mit Tausenden.

Wie hat die französische Revolution die Denkweise der christlichen Kulturwelt umgestaltet! Das Gefühl der Menschenwürde darf nicht, öffentlich wenigstens, so vergessen werden, um sich einem ganz unthätigen Menschen, der nur durch die Fähigkeit, die Kaiserin nach ihrem Geschmack einige Jahre zu liebkosen, Bedeutung gehabt hatte, in Sklaventracht darzubieten. Die Nacken sind steifer geworden, die höfische Unterwürfigkeit ist verächtlich geworden, die Wahrhaftigkeit gewachsen. — Aber die absolute Monarchie ist nicht in ihr früheres Ansehen wieder aufzurichten, oder aufrecht zu halten.

Maxime.

Aergert man sich, dann sollte man in der Regel drei Tage vergehen lassen, ehe man reagiert.

Der Mythus der Erinnyen knüpft an die Mücken an.

Ver-allgemeinerung.

Wen die täglichen Begebenheiten nur insoweit beschäftigen, als neue Maximen daraus hergeleitet werden können, der muß zuletzt knapp werden in seinen Bemerkungen. Die lebendige Schilderung geht aus der Lust an dem Einzelfall hervor; — ihr ist die Verallgemeinerung ein tödlicher Abstraktionsprozeß; — ein Abbalgen des Vogels.

Knappheit.

Heute geht ein kleiner Aufsatz von mir über „Waldgrundsteuer" an unsern Oekonomiesekretär. Ich habe darin kurz alle meine Gedanken über die Sache, und in der einfachsten Form ausgedrückt; für den Aufmerksamen, denke ich, gar nicht mißverständlich. Aber je geschlossener eine Gedankenfolge ist, um so weniger gestattet sie ein Abschweifen der Aufmerksamkeit. Wiederholungen, um sich wieder zurecht zu finden, fehlen, und wer aus dem Eisenbahnzuge ausgestiegen, kann nur den Rauch in der Ferne noch einige Zeit verfolgen; — die Reise macht er nicht mit.

Zu konzentrierter Geist wird gar nicht, oder langsam von den Menschen aufgenommen.

Vergänglichkeit.

Was ist aus dem Mädchen geworden, von dem ich als Braut sagte: so freundlich wie ihre Augen, leuchtet den Menschen kein Stern vom Himmel!

Stückwerk ist das Leben, aber das Geschreibsel noch viel mehr.

Ist man einander entrückt, finde ich, daß nach meiner Erfahrung die Freundschaft immer abmagert, doch aber schneller, wenn sie nicht durch Geschreibsel gefüttert wird.

Leben und Kunst.

Meine Tochter fordert mich auf, meine jugendlichen Tage zu beschreiben. Warum habe ich keine Freude an einer Aufgabe, mit der so viele sich vergnügt haben? Das Leben ist kein Kunstwerk, und nur durch die Beimischung von Dichtung kann man es dazu machen. Fast allen Episoden meines Lebens, finde ich, haften Verstöße, mißliche Wendungen an. Wo könnte ich Beziehungen finden, die sich auf der

idealen Höhe gehalten hätten, ohne Mißton, die ich ersehnte? Die Zukunft, selbst im höheren Alter, wird von der Hoffnung idealisiert, — die Vergangenheit aber nur von selbstgefälligen Illusionen!

Erinnerung.

Tschernyschеff berichtete mir über seine Petschorareise und brachte mir eine Reihe landschaftlicher Photographien, darunter auch eine von einem alten Mann mit zwei Söhnen, der viel davon zu erzählen gehabt hat, daß er vor 47 Jahren mein Führer gewesen. Ich habe ihn vergessen, — er aber mich nicht; denn wo so wenig geschieht, bleibt das Andenken.

Dauer.

Zuweilen wird es uns wohl dunkel vor den Augen, wenn wir in die Zukunft unsres Landes und der Länder Europas blicken. Aber es gibt immer noch Quellen, an denen man sich erfrischen kann. Wir studieren Sterne und Insekten. Intellektuelle Freuden dauern lange. Aber auch das Herz dauert lange. Da aber gebe ich die Palme den Frauen. So rein und treu zu lieben, wie sie, können das die Männer?

Warum hat mich die Wissenschaft nicht ganz vergessen*), der ich bescheidene Beiträge geliefert habe, und dann in Abgeschiedenheit und vollständiger Zurückgezogenheit von dem aktiven Dienst für die Wissenschaft fast ein Menschenalter verbracht habe? — Sie wissen, daß ich die ganze paradoxe Meinung hege, daß das weibliche Herz treu ist. Aber endlich muß es doch sterben. Insofern ist die Wissenschaft doch noch treuer. Wer ihr ein brauchbares Steinchen geliefert hat, den streicht sie nie mehr ganz aus ihrem Gedächtnis. Wer aber für den Wohlstand der Menschen Verdienste hat und für die Politik insbesondere, der muß auf Undank rechnen bei den Lebenden und auf gegensätzliche Ungerechtigkeit bei der Nachwelt. Bismarck, den wird man nie vergessen, — aber wie man ihn nach hundert Jahren beurteilen wird, das hängt von unberechenbaren Folgen ab. Deutschland hat durch ihn für zwei Nachbarn die Harmlosigkeit verloren.

*) Nach der Feier seines 50jährigen Schriftstellerjubiläums geschrieben.

Mannigfaltige geistige Interessen sind zuweilen in schwierigen Lebensmomenten gleich vielerlei Strauchwerk, daran man sich halten kann, um den Abgrund nicht hinunterzurollen. Geistige Interessen.

Geistige Beschäftigung hört nie auf die Tage zu verklären.

Liebe ist ein großes Wort, aber Freundlichkeit kann man sich immer abgewinnen. Wohlwollen.

Wärmestrahlen müssen zurückgeworfen werden, sonst wirken sie erkältend. Gegenliebe.

... Eine selige Erinnerung, daß man so viel Liebe gefunden hat; nicht aus Eigenliebe gedenkt man dessen, sondern aus Dankbarkeit, denn man hat es ja nicht verdient. Verdienst und Liebe haben kein rechtes Verhältnis zu einander; von verdienter Liebe zu sprechen, ist es nicht so, als spräche man von wohlriechender Musik? Verdienst und Liebe.

Thränen sind ein besserer Kitt als Lachen. Der ganzen Welt ihre Glückseligkeit zu zeigen, trillert die Lerche ihr Jubellied hoch in den Lüften; leidet oder stirbt sie, verbirgt sie sich, wo man sie schwer oder gar nicht findet. Seine Traurigkeit, — sehr verschieden von Verdrießlichkeit, die man allein hinunterschlucken sollte, — zu teilen, halte ich für ein Zeichen herzlicher Zuneigung. Thränen.

Wie anders ist doch die ernste Form des semitischen Geistes als die spielendere der Hellenen! Aber auch diese Formen können sich ergänzen. Die Liebe ist langmütig und freundlich, sagt Paulus, — und Sokrates empfiehlt, den Grazien zu opfern. — Ja, das sollen wir armen Menschenkinder unter allen Umständen ausüben; in der Jugend sind anmutige, harmlose Tändeleien am Platz; — aber auch der Ernst des Alters und der strengen Lehren kann und soll so sanft und gefällig sein als möglich. Anmut.

Liebe.

Die Liebe auf Erden bedarf einer beständigen Hoffnung auf Neugestaltung um rechtes Leben zu haben.

Die Empfindungen den Großkindern gegenüber sind andre, als den Kindern gegenüber, vielleicht freier und zarter, vielleicht auch wegen des den Leidenschaften meist entrückten Alters, ungestörter sympathisch.

Freundschaft.

Die Freundschaft gehört auch zu den ungleich verteilten Gütern dieser Welt.

Freunde habe ich treu befunden und auch Freundinnen viel beständigerer Art, als man nach den Urteilen in der Litteratur über das wankelmütige Weib voraussetzen könnte, denn das Weib ist treu und nicht falscher Art, wenigstens nicht in der Freundschaft, so müßte ich nach meinen Wahrnehmungen und Beziehungen, von unsrer seligen hohen Frau auf dem russischen Kaiserthron herab bis auf die gute Hausmagd die mich bedient, urteilen.

Das weibliche Herz.

Das weibliche Herz liebt vollständiger und treuer, dazu hat es die Natur in höherem Grade bestimmt. Die Mutter soll lieben, der Vater beschützen und versorgen.

Königin Elisabeth.

... Ideen aufzunehmen und mitzuteilen macht Vergnügen und dauernderes. Da ist der Umgang mit Damen gleichfalls Bedürfnis. Die Männer wollen ernste Geschäftsmänner sein, und wo das Geld anfängt, hört nicht nur die Gemütlichkeit auf, — es hört die Freude an dem Austausch, an der Vermehrung der Ideen auf. Da habe ich jüngst einen schönen Beleg von der Königin Elisabeth von Rumänien erhalten. Selbst wohnt sie in der Poesie! Gott hat ihr diesen Trieb gegeben, und aus ihr strömt es unaufhaltsam, zuweilen zu frei natürlich, — die Feile könnte einzelne kleine Verstöße entfernen, aber die Natur ist doch schön, und viel Künstelei würde daran nur verderben. Sie ließ mir einen Cyklus von bezaubernd anmutigen Gedichten, handschriftlich aufgezeichnet, zukommen unter dem Titel: „Geschichte einer Dichtertraumseele." Schon der Titel erinnert an Ideen, die ich ihr, als sie noch eine Prinzeß von Wied war, in Karlsbad mitgeteilt

hatte. Ich erörterte damals, ob zur Erklärung der Ordnung in unseren Traumbildern, die von der selbstbewußten Seele nicht ausgeht, die Annahme einer besonderen Traumseele nicht dienlich sein könnte. Nun deuten die Gedichte mit unbestimmten Umrissen von reizender Zartheit an, was die Seele der Königin durchlebt hat. Erst ist es ein Naturkind, aber es klingt der nie zu befriedigende Drang als ein unbestimmtes Weh durch. Es kommt die Trauer wegen des sterbenden Bruders, eines verklärten Schmerzenskindes, zum Ausdruck und im weiteren Verlaufe der Schmerz über den Tod des Vaters und andrer. Zu seiner Zeit erwacht wohl im jungfräulichen Herzen die Liebe zu einem herrlichen Manne, — und sie wird gebrochen und geschweigt. Dann kommt die glückliche ordnungsmäßige Verlobung, — endlich das Mutterglück über ein Töchterchen und der Mutterschmerz über den Verlust dieses einzigen Kindes; kurz und lyrisch, einfach und wahr. Dazwischen steht ein Auszug mit prosaischen Aufzeichnungen, mit dem Eingang: „Graf Keyserling sagt". Zwei Ideen, die ich vor zwanzig Jahren geäußert — und natürlich vergessen, werden mir vorgeführt:

1. „Ein Weib muß einmal geliebt haben, ohne glücklich zu werden, dann erst wird es eine gute Frau."
2. „Das Leben des Weibes hat vier Phasen: bis 10 1/2 Jahr harmlose Fröhlichkeit, — dann unbegrenzte Hoffnungen, — dann Entsagung, — endlich das Dienen." — Dazu schreibt die Königin: — das rechte Dienen findet die Frau erst in der Ehe.

Wo wird nun jemals ein Mann meine flüchtig ausgesprochenen Gedanken mit dieser Treue bewahrt haben!

Gewisse Frauen erinnern an Himmelskörper, deren Annäherung Störung in die regelrechten Bahnen bringt.

Frauen gibt es, die tüchtig und freundlich sind, doch nicht sympathisch. Es fehlt ihnen der zarte Schein, der auch in die bloße Unterhaltung zwischen Mann und Weib etwas Liebkosendes bringt.

Die Frauenliebe ist doch ein reiner Trieb; wie wenig bedeutet darin die Sinnlichkeit und wie falsch ist die Ansicht der Männer, daß sie darauf zu reduzieren sei. Aus dem Boden der Sinnlichkeit mag

immerhin die Liebe entstehen, aber weit über alle Sinnlichkeit erhaben, verklärt sie das Leben bis ans Ende, und je reiner sie ist, um so dauernder.

Diese Aufzeichnungen mögen in einem Nachruf meines Vaters an den Astronomen Professor Mädler (siehe Deutsche Revue August 1888, S. 152) ihr Ende erreichen, lassen sich doch die Schlußworte dieses Nachrufes in vollstem Maße auch auf ihn selbst anwenden.

„Was er (Mädler) für den Ausbau der Wissenschaft gethan, wird fortleben, solange die menschliche Wissenschaft lebt, in reinerem Glanze zum Teil, als unter den Zeitgenossen; was er als Meister einer klaren, fesselnden Darstellung geleistet, wird Tausenden in der Zukunft Stunden erhebender Betrachtung zuführen, wie es geschehen in der Vergangenheit. Aber die liebenswürdige Persönlichkeit des vortrefflichen Mannes, die dem Gewöhnlichen des Alltagslebens entrückte Gesinnung, die überall zu dem Unvergänglichen den Blick erhob, die müssen wir auf Erden wiederzufinden nicht mehr hoffen! Ist das Leben auch ein langes gewesen und das Wirken ein reiches, in gewisser Beziehung ein vollendetes, wie wenig vermag es doch den unbegrenzten Reichtum einer Menschenseele zu erschöpfen."





